

Nr.:

TAG:

Kaiser-Ebersdorf, im August 1915.

Mitbürger! Mitbürgerinnen!

Schreckliche Wunden schlägt der uns aufgezwungene Krieg in das Glück zahlloser Familien. Unzählbare Witwen und Waisen beklagen den Verlust des teuren Familienhauptes und Ernährers.

Laßt uns den Schmerz und die Not lindern so gut und so viel wir können.

Ein Doppelpaar, aufgestellt durch den hochherzigen Sinn des Majors Bauer von Schildhaue in der Artilleriekaserne, breitet seine Flügel aus, um trostbringende, schmerzstillende Gaben in Empfang zu nehmen.

Darum auf zur Tat!

Am 5. September d. J. komme Jedermann, Frau und Kind, Greis und Knabe, um durch Einschlagen eines Nagels in des Adlers Flügel das gute Wiener Herz zu zeigen.

Programm:

1. Zusammenkunft am Kirchenplatz in Kaiser-Ebersdorf am 5. September, $\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags; sodann Abmarsch zum Doppelpaar in Eisen;
2. Begrüßungsansprachen der Herren Major Bauer von Schildhaue und Bezirksrat Leitner;
3. Festrede, gehalten vom hochwürdigen Herrn Alois Kovar;
4. Benagelung des Doppelpaares;
5. Dank und Schluß gesprochen vom Herrn Bezirksvorsteher Albin Hirsch.

für den Kaiser-Ebersdorfer Wählerverein

Leopold Größ,
Obmannstellvertreter.

Karl Leitner,
Obmann.

Franz Döller,
Schriftführer.

Preis eines Nagels von 10 Heller aufwärts.

Letzte Nachrichten. **Die großen Entscheidungskämpfe** **in Polen.**

Militärische Erwägungen zum Generalstabesbericht.
Wien, 31. Juli.

Die Anzeichen häufen sich, daß das russische Heer unter Zurücklassung starker Nachhuten im Begriffe steht, den Operations-schauplatz östlich der mittleren Weichsel zu räumen, um einen tunlichst geordneten Rückzug unter Einbringung der hier aufgehäuften gewaltigen Kriegsvorräte durchzuführen. Wohin der Rückzug geht, ist noch unklar, möglich daß Brest-Litowsk das Ziel der großen rückgängigen Bewegung ist. Die Absicht, das Heer hinter dem mittleren Bug, etwa in der Linie Wicłostok—Brest-Litowsk—Włocława zu versammeln, wäre nicht unwahrscheinlich; die heftigen Offensivstöße gegen die obere Bugstrecke Grubieszów—Sokal, die bisher erfolgreiche Verteidigung der Bobrlinie, mithin die Behauptung der Eckpfeiler einer Aufstellung hinter der befestigten Bugfront ließen sich in diesem Sinne deuten. Fraglich aber ist es schon heute, ob sich eine solche Absicht noch verwirklichen läßt.

Die Operationen der unter Leitung unseres Oberkommandos stehenden Armeen Bohrsch, Erzherzog Josef Ferdinand und Mackensen hatten in den letzten Tagen zu Erfolgen geführt, die

Einfluß auf die vorhin erörterten Entschlüsse der russischen Heeresleitung genommen haben dürften. Durch die Forcierung der Weichsel nordwestlich der Festung Zwangorod wurde die russische Armee, die im Raume südlich der Eisenbahn Lublin—Cholm hartnädigen Widerstand leistet, in ihrem Rücken bedroht. Die russische Führung scheint allerdings die Hoffnung gehabt zu haben und noch zu haben, daß es ihr gelingen werde, durch Einsatz von Verstärkungen die Armee Bohrsch wieder auf das Westufer der Weichsel zurückzudrängen oder deren weiterem Vormarsch Einhalt zu tun.

Als die Armeen Erzherzog Josef Ferdinand und Mackensen, die seit Lemberg einheitlicher Kommandoführung wegen dem Generalfeldmarschall Mackensen unterstellt sind, wieder zur Offensive übergingen, mußte die ganze russische Front von Kazimiere an der Weichsel bis Wojslawice östlich Krasnostaw den Rückzug antreten. Der Feind versuchte nun in einer Zwischenstellung, etwa nördlich der Bahn, die von Kraslawola (südöstlich Zwangorod) über Lublin nach Cholm führt, Widerstand zu leisten. Die russischen Armeen führen einen Kampf um Zeitgewinn; sie lassen es an keiner Stelle mehr zu großen taktischen Entscheidungen kommen, sondern ziehen sich, um ihr Soldatenmaterial und ihre Kampfmittel tunlichst zu sichern, rechtzeitig zurück. Diese Ermüdungsstrategie scheint ihr augenblickliches System vorzustellen. Ob sie sich schließlich nicht doch verrechnen? Im Lubliner Operationsraum wird der Feind energisch verfolgt; Truppen der Armee Erzherzog Josef Ferdinand haben die Bystra, ein Flüsschen, das parallel zur Eisenbahn Lublin—Kraslawola fließt und südlich Kazimiere in die Weichsel mündet, bereits überschritten und greifen den Feind, der sich nördlich der Bahn stellte, an. Lublin wurde gestern von unseren Truppen besetzt und damit ein wichtiges Verkehrszentrum gewonnen, das uns als Stützpunkt für die weiteren Unternehmungen gute Dienste leisten wird. Die Besetzung von Cholm durch deutsche Truppen steht bevor.

Die Armee Bohrsch gewinnt auf dem östlichen Ufer der Weichsel gegen die Eisenbahn Warschau—Warszawo—Zwangorod vordringend, sichtlich Raum, wiewohl der Feind hartnädigen Widerstand leistet. Das Zusammenwirken der Armeen Bohrsch und Josef Ferdinand, das schon zu Beginn des Krieges ausgezeichnete Resultate zeitigte, dürfte uns bald wichtige Erfolge einbringen. Die vollständige Umschließung von

Zwangozod wird sich bald erfüllen. An der Karol-
front scheinen sich bedeutende Ereignisse abzuspielen.

Die Italiener rennen sich nach wie vor ihre Köpfe
an unseren Stellungen in Tirol und Kärnten ein.

Panik in Warschau.

K. Kopenhagen, 31. Juli. Der Warschauer Sonder-
berichterstatter der „Times“ meldet: Die Lage wird
mit jeder Stunde gespannter und gefähr-
licher. In den Straßen ist der Kanonendonner
deutlich vernehmbar. Fortwährend treffen große
Mengen Verwundeter hier ein, die die Be-
völkerung von der kritischen Lage über-
zeugen und beweisen, daß man damit rechnen
müsse, die Linie aufzugeben, jedoch ist es
noch immer unmöglich, etwas über den Ausfall des
rasenden Kampfes vorauszusagen.

K. B. Kopenhagen, 31. Juli. Die Warschauer
polnischen Blätter bringen Einzelheiten über eine
massenhafte Evakuierung der Stadt.
Die Bevölkerung ist beunruhigt.

K. B. Lugano, 31. Juli. Italienische Blät-
ter kommentieren bereits die Räumung Warschaus
durch die russischen Truppen, indem sie von einem
strategischen Rückzuge der Russen und dem
napoleonischen Schicksal der Verbündeten
sprechen. „Corriere della sera“ beeilt sich, festzustellen,
daß die Besiegung Rußlands keineswegs gelungen sei
und daß sich das deutsche und das österreichisch-unga-
rische Heer auch nicht einbilden dürfen, sich in Polen
ruhig verschanzen und unbesorgt um den noch recht
starken russischen Bären die Streitkräfte nach den ande-
ren Fronten werfen zu können.

Grenzenloses Elend in Polen.

Hungersnot, Seuchen und Brände.

P. Berlin, 31. Juli. Mit dem Rückzug der
Russen aus den Bzura-Rawka-Stellungen
gestaltete sich das Los der Bevölkerung aus
der Umgebung Warschaus beklagenswert. Der
Strom der abziehenden Truppenmassen riß die Ein-
wohner der Dörfer und kleinen Städte mit sich, die
am linken Weichselufer dicht gesät sind.
Bis Mitte Juli waren alle größeren Städte,
wie Chrzanow, Blonie, Raczynska und
Nowoj-Aleksandria mit Flüchtlingen über-
füllt, daß in diesen Orten Hungersnot aus-
zubrechen drohte. Andere Flüchtlingskolonnen wanderten
über die Weichsel und häuften sich in Ostrow, Wis-
litzki, Zaborow und im Gouvernement Lublin.
Fast ohne Nahrung und Kleidung verfielen
sie furchtbarstem Elend, das namentlich
kleine Kinder scharenweise hinraffte. Um
das Unglück voll zu machen, brachen unter den aus-
gehungerten, verschmutzten und zu Zehntausenden zu-
sammengepferchten Leuten Seuchen aus. Namentlich
der Flecktyphus forderte und forderte täglich noch
zahlreiche Opfer.

Das Zentralbürgerkomitee von Warschau sandte
Verpflegungs- und Sanitätsabteilungen aus, die indes
der Größe des sich ihnen anbietenden Elends nicht
gewachsen waren. Auch das jüdische Zentralkomitee in
Petersburg half nach Kräften. So erhielten die 3000
heimatlosen Juden in Ostrow eine Tagesunterstützung
von je 10 Kopelen. Hinter den vertriebenen Bewohnern
aber zündet die russische Soldateska auf-
tragsgemäß alle Dörfer und Bauernhöfe
an und vernichtet mit der Ernte den Fleiß
ihrer Hände. In den letzten Tagen wurde das
ganz linke Weichselufer von Einwohnern
und Flüchtlingen evakuiert, die nun in neuer
Fremde neuem Elend entgegenwandern.

Der Kriegsplan der Überraschungen.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressquartier, 31. Juli, ausgegeben um 2 Uhr 30 Minuten mittags.

Die Einnahme von Lublin, die so rasch nach Beginn des neuen Vorstoßes erfolgte, ist die Konsequenz des so glänzend ausgedachten und ebenso durchgeführten Planes der verbündeten Armeen für die Offensive in Polen. Was ich schon vor einer Woche anführte, zeigt sich auch diesmal wieder mit aller Deutlichkeit: Es ist ein Plan der Überraschungen, der für die russische Heeresleitung eine Täuschung nach der anderen bringt. Während das restlose Zusammenwirken der Verbündeten einen stetig stärker werdenden Druck auf den russischen Bogen ausübt und bald an einem, bald am anderen Ende der polnischen Front und bald wieder im Zentrum der Aufstellung plötzlich starke Kräfte zu entscheidenden Schlägen vorbrechen läßt, müssen die Russen ihre Reserven ständig hin und herpendeln lassen und unausgesetzt Massen herumschieben, um die durch die Einbrüche in die russische Front gerissenen Lücken zu stopfen und Stöße zu parieren.

Im bisherigen Verlauf der Offensive haben es die Heeresleitungen der Verbündeten bei ihrer gemeinsamen Arbeit meisterlich verstanden, das russische Oberkommando über ihre Absichten so völlig im Dunkeln zu lassen, daß dies seine Kräfte meist hilflos gerade dahin warf, wo dann gar keine größere Aktion erfolgte. War irgendwo ein russisches Kräftezentrum gebildet, erfolgte just an einem entgegengesetzten Abschnitt ein Durchbruch. Als die Russen bei Lublin ihre Hauptmacht versammelt hatten und diese gegen die sich langsam vorwärts tastenden Armeen Mackensen und Josef Ferdinand warfen, wurde die russische Kraw-Fronte eingedrückt; als dann alle Augen an dieser hingen, hatten sich am südlichen Abschnitt bereits wieder große

Dinge vorbereitet: die vom Feind erschöpft geglaubten Truppen brachen vorwärts und trugen ihre neue Offensive bereits am zweiten Tag bis nach Lublin. Dessen Fall war sicher, nachdem die russische Front durchbrochen war. Während die Russen in Verlehnung der Situation mit bei Sokal massierten Verstärkungen eine neuerliche Gegenoffensive unternahmen, die ihnen einen strategisch gänzlich unbedeutenden Raumgewinn von ein paar hundert Metern einbrachte, sonst aber völlig resultatlos verlief, entschied sich das Schicksal der so außerordentlich wichtigen Bahnlinie Zwangorod—Cholm—Lublin.

Der Widerstand des Gegners war sehr heftig, aber der stürmischen Wucht des Anpralls gegen alle seine Stützpunkte konnte er nicht standhalten. An einer ganzen Reihe von Abschnitten wurde die Front gebrochen. Gegen die Strecken Lublin—Cholm und Lublin—Zwangorod richtete sich gleichmäßig der Stoß, der schließlich die ganze russische Linie zurückpreßte und sie auch zur Aufgabe von Lublin zwang. Mit Lublin ist eine der wichtigsten polnischen Städte in den Besitz der Verbündeten übergegangen.

Lublin — Zwangorod — Cholm.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressquartier, 31. Juli, 9 Uhr abends.

An dem altberühmten Kralauer Turm in Lublin halten jetzt blaßrote Reiter Wache, und das Pflaster der Straßen hallt vom Tritt der grauen Regimenter, die aus der großen Schlacht beiderseits der Bzeczyna in die Gouvernementsstadt einrücken. Immer kleiner wird das Stück Polen, das die Russen noch besitzen. Von den Hauptstädten der zehn Gouvernements Polens halten sie nach der Einnahme Lublins nur noch drei: Warschau, Siedlec und Lomza.

Über die Aufnahme unserer Truppen durch die Bevölkerung liegen zur Stunde noch keine Angaben vor. Sie ist aber sicher sehr herzlich, denn in Lublin machte

Archiv für die Geschichte der Ostschlesischen Provinz
LITATW30X00
TAGEBÜCHER
DAT
1.10

sich stets eine starke zentralmächtefreundliche Strömung geltend, und zu Kriegsbeginn bekam die polnische Region namentlich aus Lublin Zuwachs. Strategisch ist die Einnahme sehr bedeutend. Nicht nur bei der gegenwärtigen Offensive, sondern auch schon im Verlauf der galizischen Kämpfe war Lublin Sammelbecken für Truppenkonzentrationen. Von Warschau, Kiew, Brest-Litowsk und aus dem Truppenlager Ostrolenka wurden zahlreiche Verbände dorthin geschoben, um nach Bedarf auf die Front verteilt zu werden; während des ganzen Krieges war Lublin ein höchst wichtiges militärisches Zentrum. Ein Großteil der neuen Formationen wurde dort gebildet, von Ost und West und Nord strömten unablässig neue Scharen nach und durch Lublin. Als dann die Russen aus Galizien zurückgeworfen und allmählich gegen die Bahnlinie zurückgebrängt wurden, wurde Lublin noch wichtiger. Das militärische Leben beherrschte die Stadt vollständig. Unausgesetzt stand es unter einem gewaltigen Hochdruck, an die Bahnen wurden unerhörte Anforderungen gestellt, Abertausende mußten befördert und verschoben werden. Bald warf die russische Heeresleitung Division nach Division gegen die von Süden vorbrechenden Truppen, bald rasten die Truppentransporte gegen Zwangorod und dann wieder gegen den Naraw.

Die Bahnlinie Zwangorod—Lublin—Cholm war das Alpha und Omega der russischen Verteidigung. Von ihr aus sollte der Keil vorgetrieben werden, bestimmt, dem Werk der Verbündeten ein Ziel zu setzen. Aber diesem Keil ward sofort die Spitze eingedrückt, und das Schicksal der Bahn war besiegelt. Trotz des Massenaufgebots, trotz tapferster Verteidigung der starken Stellungen, trotz verzweifelter artilleristischer Gegenwehr wurde Lublin erreicht. Die Lage der Weichselfestungen wird dadurch außerordentlich schwierig. Namentlich für Zwangorod, aber auch für Brest-Litowsk dürfte sich die neue Situation schon recht bald empfindlich fühlbar machen.

Zwangorod, das bisher nur auf der Westflanke eingeschlossen war, sieht nun auch östlich der Weichsel Heere herannähen, von Nordwesten, wo Wołyń den Stromübergang erzwang und von Osten und Südosten aus dem Bereich der eroberten Bahnlinie. Schwer ins Gewicht fällt für die Russen auch der Verlust der kürzesten Verbindung des polnischen Festungsvierecks mit dem bessarabischen Festungsdreieck. Da auch Cholm in kürzester Frist in den Händen der Verbündeten sein dürfte (ist bereits der Fall. D. R.), wodurch die zweigeleisige Linie von Brest-Litowsk ihren strategischen Wert fast völlig verliert, werden die russischen Heeresmassen immer mehr auf wenige Linien zusammengepfropft. Das wird den Umweg von etwa 170 Kilometern, den zu machen sie nun gezwungen sein werden, sehr unangenehm werden lassen.

Die französischen Königsgräber in Görz.

(Der voreilige „Figaro“. — Uttila Grab. — Herrliche Fernsicht. — Das Denkmal der Könige und Bestendenden. — Grabinschriften.)

Schon im Juli war der Pariser „Figaro“ in der angenehmen Lage, seinen Lesern mitteilen zu können, daß Görz den Italienern in die Hände gefallen sei. Die frohe Nachricht, bei der der Wunsch der Vater des Gedankens war, gab dem Grafen Maurice D'Andigné willkommenen Anlaß, „in dem Augenblick, in dem sich die italienische Armee der Stadt Görz bemächtigte“, das zeitgemäße Thema der in Görz befindlichen französischen Königsgräber zu behandeln. Der „Figaro“ wird sich inzwischen zu seinem Leidenwesen überzeugt haben, daß seine Nachricht von der Einnahme der Stadt Görz den Ereignissen nicht nur weit vorausgerückt ist, sondern daß auch verzeihlich wenig Aussicht besteht, daß sie sich je bewahrheiten wird.

Der Artikel des Grafen aber über „Das österreichische Nizza und die Stadt der französischen Königsgräber“ ist wegen der interessanten Einzelheiten, die er bringt, in jedem Falle der Wiedergabe wert, auch wenn der „zeitgemäße Anlaß“, der ihn entstehen ließ, in Fortfall kommt. „Am äußeren Ende einer seiner Vorstädte“, so schreibt der Gewährsmann des „Figaro“, erhebt sich ein „Castagnavizza“ genannter Hügel, dessen Gipfel das Franziskanerkloster gleichen Namens trägt. Zur Rechten und zur Linken umsäumen den schmalen, jäh abfallenden Weg, der zu dem Kloster führt, kleine Monumente, die die verschiedenen Stationen des Leidensweges Christi darstellen. Von der hochgelegenen Terrasse, die sich vor der Kirche ausbreitet, genießt man eine sehr schöne und ausgedehnte Fernsicht. Da sind zunächst die Stadt Görz, die von dem alten Kastell der Grafen von Görz beherrscht wird, und die Villa Boettmann, die ehemalige Winterresidenz des Grafen und der

Gräfin Chambord. Da ist weiter der im krausen Pizac dahinfließende Fionzo, auf dessen Grunde der Legende nach Uttila begraben liegt. Weiterhin sind da die steinigen Berge des Karst, hinter denen sich die Schlösser Duino und Miramare verbergen. In der Ferne tauchen die Stadt Triest auf und die Alpenkette mit den schneebedeckten Gipfeln, die Ebenen Venetiens und endlich das Adriatische Meer. Ist die Witterung günstig, so kann man sogar die Küste Istriens erkennen.

Der im Jahre 1836 verstorbene König Karl X. von Frankreich, sein Sohn, der Herzog von Angoulême, und die Herzogin, ebenso wie die Herzogin von Parma ruhten schon unter der kleinen Kapelle des heiligen Ludwig, die zur Rechten in der ausgedehnten Kirche der Franziskaner liegt, als im Jahre 1883 Graf Chambord, den die Legitimisten als Heinrich V verehrten, starb. Da die Gruft nun zu klein geworden war, sah man sich genötigt, unter dem Hauptaltar eine geräumigere anzulegen. In die die Reste der königlichen Familie überführt und wo sie neben der Leiche des Grafen Chambord beigesetzt wurden. Diese neue Gruft stellt sich als ein ungewöhnlich dunkler Saal dar, vor dem ein ebenso dunkler Raum liegt, der mit Kränzen angefüllt ist, und dessen Mauern und Kuppel von grauer Farbe sind. Der Fußboden des Gruftgewölbes besteht aus schwarzem und grauem Marmor. Er ist aus den berühmten Bräuen von Nabresina im Küstenland gewonnen. Im Hintergrunde befindet sich ein kleines Monument. Das Denkmal besteht aus einem Sockel aus grauem Nabresinamarmor, auf dem ein Kreuz aus gleichem Material errichtet ist. Auf diesem, von einem schwarzen Erpeischleier verhüllten Kreuz, befindet sich die Figur eines aus weißem Carraramarmor gebildeten Christus. Auf dem Sockel sind das Wappen Frankreichs mit der Krone, Ordnungsmantel,zepter Schwert und die Halskette des Ordens vom heiligen Ludwig eingemeißelt. Um das kleine Denkmal herum sind die sechs Sarkophage angeordnet, drei zur Rechten und drei zur Linken, und zwar in der Weise, daß zur Rechten des Königs Karl X. der Herzog von Angoulême und zu seiner Linken die Herzogin von Angoulême Platz gefunden haben während sich ihm gegenüber die Särge des Grafen und der Gräfin Chambord und der Herzogin von Parma befinden. Die Sockel, auf denen die Sarkophage der beiden Könige ruhen, überragen an Höhe nur wenig die der anderen.

Die Sarkophage selbst sind aus grauem Nabresinamarmor hergestellt. Hinter jedem von ihnen befinden sich in die Mauer eingelassene Tafeln aus schwarzem Marmor in grauer Marmorfassung, die in Goldbuchstaben französische Inschriften tragen. Die des Grafen Chambord lautet in deutscher Uebersetzung: „Hier ruht der sehr hohe und sehr ausgezeichnete Fürst Heinrich, der Fünfte seines Namens, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, Geboren zu Paris am 29. September 1820, gestorben zu Frohsdorf am 24. August 1883.“ Ueber dem Grabe Heinrichs V. flattert eine riesengroße, weiße mit Lilien durchwobene Fahne. Sie wurde in Ausführung des formellen Befehls, den der Graf Chambord in seiner Rundgebung vom 5. Juli des Jahres 1871 gab, angebracht, eine Rundgebung, die unter anderem die Worte enthielt: „Franzosen! Ich werde nie euren Händen die Fahne Heinrichs IV., Franz I. und der Jungfrau von Orleans entreißen lassen. Sie weht über meiner Wiege, und ich will und bestimme, daß sie auch mein Grab beschatte.“

BRUNDT, 204

Der Vorstoß von Mlawka.

Von unserem zum Discheer entfeindeten Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Bjehanow, 21. Juli.

Die Wucht, die Schnelligkeit und der Erfolg — soweit er bisher zu umschreiben ist — unseres Vormarsches aus der westlichen Linie vorwärts Mlawka habe ich kurz in einem Telegramme geschildert. Eine Anzahl Bilder vom Wege und aus den eroberten Orten seien nachgetragen.

Das erste Mal war ich in Grudusk unmittelbar nach der Einnahme, während die russischen Geschütze noch die Trümmer des Ortes beschossen. Das Pfarrhaus brannte, in dem flackernden Feuerschein standen die eroberten Geschütze. Jetzt, zwei Tage später, fuhr ich die Straße auf dem Wege nach Bjehanow, diesmal im Wagen, um die Höhenstellungen bei Gorne zu Pferde zu erreichen. Das Pfarrhaus auch war jetzt völlig niedergebrannt. Am Wege standen schon die stillen Kreuze und Doppelkreuze.

Vor der zerfallenen Kirche waren Landsturm-männer beschäftigt, die großen Mengen von erbeuteten Gewehren und Kriegsmaterial zu ordnen. Ein wirrer Haufen von Maschinengewehren, Patronen, Taschen, Telephon-Apparaten, ferner Brotbeuteln, Gewehren, Drahtrollen, Uniformteilen, daneben der rotbraune Mauerhaufen der zerstörten Kirche. Eine abgestürzte Glocke hängt in dem schmutzigen Wirrwahl. Ich kann den Glockenspruch nicht entziffern, es lohnt auch kaum, da die Kanonen schon vorwärts bei Masow ihren immer gleichen Spruch tun, der stärker spricht als Glockensprüche.

Dicht vor dem Eingang zu der einmal ganz hübschen Kirche stehen fünf russische Feldgeschütze, die sollten nach Brasznysz hin positionieren. Brasznysz, das jetzt wie Grudusk nur noch ein Trümmerhaufen ist ...

Die Landstraße nach Gorne ist an vielen Stellen von dem lehmigen, feuchten Acker kaum zu unterscheiden, doch während bei Grudusk und Brasznysz die Gegend wie ausgestorben ist, fängt in der Richtung auf Bjehanow zu sich wieder Leben an zu regen.

Kümmertliche, erbärmliche Dörfer und Wohnstätten, die auf diesem fruchtbaren und fetten Boden stehen, armliches und gedrücktes Leben, das in dem reichen Lande dahindämmert.

Von der Höhe von Gorne aus kann man in das Land sehen. An den Gräbern vorbei, an den einzelnen deutschen, und den russischen Massengräbern — „hier ruhen dreißig russische Krieger“ — kommt man zum Schlüssel der Stellung. In einer der Ecken haben die Russen einen Auslug gebaut. Von oben sehe ich die roten Trümmer der Grudusker Kirche, ganz fern ist Mlawka zu sehen. Klar stehen Dörfer und Gehöfte vor einem, jeder Weg ist zu erkennen, und ich wundere mich nicht mehr über das saubere russische Schießen nach der Demster Straße, man kann so hier jeden Mann, jede Bewegung deutlich erkennen. Umso erstaunlicher ist es, daß diese Höhe aufgegeben

wurde, die furchtbare Erschütterung von Grudusk ließ die Truppen eben den neuen deutschen Sturm nicht aushalten. Die Heldentat des hinstürmenden Regiments bleibt in gleichem Glanz.

In der Gegend von Bjehanow (Biechanow) haben die Russen jedenfalls ihr neuerdings angenommenes oder wenigstens angebrohtes Verwüstungssystem noch nicht angewandt. Die vorwärts gehenden deutschen Truppen kamen zu schnell, die letzten Zwischenstellungen dicht vor der Stadt sind noch nicht fertig ausgebaut, der Draht für die Hindernisse lag in vielen Rollen bereit, aber er diente nur dazu, unsere Beute zu vermehren. Die Felder, über die das Gescheh dahinfuhr, zeigen kaum Spuren des Kampfes. Selten sah ich so gute, dicke Haferfelder wie hinter dem zerstörten Schlosse von Opinogera nach Bjehanow zu.

Die Stadt — wohl ebenso groß wie Mlawka, nur unendlich schmutziger, weil die deutsche „Behandlung“ noch nicht eingeseht hat — ist kaum mitgenommen worden. Viele russische Heeresgeräte wie Telephonapparate (noch in der Verpackung), Drahtscheeren, Weinwand, auch Ole und Petroleum ließen die Abziehenden zurück. Russische Konserven gibt es reichlich zu kaufen.

In der ersten Nacht fuhren die Wagen mit Flüchtlingen raselnd und schütternd durch die dunklen schmutzigen Straßen wieder ihren Dörfern zu, denn sie haben ein besonderes Vertrauen, die Polen, daß sie unter der deutschen Gewalt Ruhe finden, und aus ihren müden, stumpfen Gesichtern spricht immer nur dieser Wunsch: Ruhe.

Dicht bei der Stadt stehen über fruchtbaren Wiesen die starken Mauern einer alten Burg. Nur die mächtigen, meterhohen Außenmauern und die beiden Türme sind erhalten, sonst ist der Innenraum völlig leer. So ist ein ziemlich großer umfriedeter Platz innerhalb des Schlosses entstanden; auf dem wuchernden Unkraut haben die Leute von Bjehanow ihr Sommertheater aufgeschlagen. Ein kleiner Bretterbau mit armseligen Kulissen bildet die Bühne, davor haben die Sitzreihen unter freiem Himmel gestanden; trotzdem muß das Ganze nicht ohne Reiz gewesen sein. Ein wohl ansprechendes „Freilichttheater“, nur haben die Russen in der Zeit, da die Mäusen schweigen, ein absonderliches Schauspiel auf dem Platz aufgeführt. Sie errichteten vor der Bühne einen Galgen und hingen hier dutzendweise Spione oder besser, die Leute, die ihnen oder guten Nachbarn nicht paßten. Der Schemel für die armen Sünder stand noch unter dem Pfahl, und der Wind, der den Strid schaukelte, wehte vergiftete, zerrissene Notenblätter von den Musikkästen auf der Bühne. Die Soldaten haben Platz und Schloß natürlich Nicolai-Schloß genannt, und diesmal ließe sich die schauerliche Allegorie weit ausmalen

Die Kinder von Bjehanow spielten neben der Tragbahre für die Verstorbenen Verstecken und kletterten an den Turmgeräten, die aufgestellt sind.

Durch die Stadt zog ein singendes Landsturm-
bataillon. Recht fest in Schritt und Gesang. Es war,
als ob man aus Rußland nach Deutschland sähe, wenn
man die Augen aus dem seltsamen Bluthof nach den
Marchierenden hob.

Hoff Brandt, Kriegsberichterstatter.

Letzte Nachrichten.

Die Kriegslage.

Militärische Erwägungen zum Generalstabsbericht.

Wien, 12. August.

Ein gewaltiger Feuerkreis ringt sich um die russischen Armeen; noch ist das Ende der gigantischen Operationen, in die wir nun einen kleinen Einblick erhalten, nicht voranzusehen; wir wissen nicht, was die verbündeten Heeresleitungen beabsichtigen. Nur das Eine vermuten wir, daß die österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen konzentrisch dem Raume um Brest-Litowsk zueilen, wo der russische Generalissimus die Hauptmassen seiner Streitkräfte umzugruppieren gedachte. Als rechter Flügel der verbündeten Heere hat die 11. Armee (Mackensen) die Linie Uhusz (südlich Wlodawa) — Ostrow (östlich Lubartow), gestern in nördlicher Richtung überschritten, nachdem es der Nachbarmarmee (Erzherzog Josef Ferdinand) gelungen war, die russischen Stellungen an der Tysmienica zu durchbrechen. Die 11. Armee ist gewissermaßen der Drehpunkt der großen Schwenkung der übrigen Armeen; ihre Aufgabe deckt sich teilweise mit jener, die der im Süden davon am oberen Bug und an der Plota-Lipa haltenden Armee Böhm-Ermolli und der deutschen Südmarmee übertragen wurde.

Es ist eine gerade im jetzigen Stadium der Verfolgung höchst wichtige Aufgabe;

Den eigentlichen Stoßkeil, die eigentliche Verfolgungsgruppe, stellen die Armee Erzherzog Josef Ferdinand, die Gruppe Kövess, die Armee Bohrsch und Prinz Leopold von Bayern dar. Die vierte Armee (Erzherzog Josef Ferdinand) sah sich nach dem Siege bei Lubartow vor die Schwierigkeit gestellt, die stark versumpften Niederungen der Tysmienica und der Bystrica

angesichts starker feindlicher Nachhuten forcieren zu müssen. Sie erreichte gestern in glänzender Lösung dieser Aufgabe Radzyn und bedrohte den Rückzug der vor der ersten Armee zurückweichenden Russen, so daß diese Parczew räumen und von weiterer Verteidigung der Tysmienica absehen mußten.

Nördlich anschließend ist der Eroberer von Zwangorob, General der Infanterie v. Kövess, mit seinen Truppen in hervorragender Marschleistung an die Eisenbahn beiderseits Lutow herangekommen, warf die westlich davon Widerstand leistenden Nachhuten und besetzte den wichtigen Bahnknoten Lud. Sein energisches Vorgehen erleichterte der nördlich anschließenden Armee Bohrsch die Überschreitung der Muchawka, eines versumpften Baches, der knapp westlich Siedlce vorbeischießt.

Nördlich der Eisenbahn Warschau—Siedlce hat die Armee des Prinzen Leopold von Bayern in raschem Vordringen sich auf kurze Entfernung der Eisenbahn Siedlce—Malkin (am Bug) genähert und dürfte diese Linie in den nächsten Stunden überschreiten.

Die deutsche Narewgruppe, das sind die Armeen Gallwitz und Scholtz, streben gegen die Eisenbahn Bjelelost—Malkin. Der rechte Flügel der Armee Gallwitz ist schon vorgestern über Malkin hinaus auf das südliche Bugufer übergegangen, wo er Anschluß an die vorerwähnte Armee des Prinzen Leopold von Bayern gefunden hat. Einem weiteren Vordringen der deutschen Narewgruppe, das gerade gegenwärtig schöne operative Erfolge bringen könnte, liegen die stark versumpften Hindernislinien des Nurec und des oberen Narew im Wege, die vom Feinde zu hartnäckigem Widerstand ausgenützt werden konnten.

Der linke Flügel der Armee Scholtz ist noch sehr zurück; es gelang ihm wohl, den Brückenkopf von Wiza zu nehmen, allein Ossowiec leistet noch Widerstand und behindert die volle Entfaltung eines flankierenden Unternehmens gegen den Raum von Bjelelost-Grodno.

Die Armeen Eichhorn und Francois kämpfen südlich des mittleren Njemen, die Armee Below ist vor Riga stehen geblieben; diese Truppen dürften vorerst nur indirekt Anteil an

den Hauptoperationen, die sich gegen Brest-Litowsk richten, nehmen.

Auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz hat unsere Flotte gewissermaßen vor der Nase der italienischen mehrere Küstenplätze am Abfah des italienischen Stiefels beschossen. Die von d'Annunzio besungene italienische Flotte scheint vor einiger Zeit eine Weltumsegelung begonnen zu haben, da sie nirgends in der Adria zu finden ist; sollte sie vielleicht vor den Dardanellen stehen? Zu Lande dauern auf Befehl des Geldgebers England die überaus verlustreichen Angriffe auf unsere küstenländische Front an, ohne Erfolg zu bringen.

Der Rückzug der Russen durch Wolhynien.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressquartier, 11. August.

Auf mehrtägiger Fahrt unter Führung des Rittmeisters Schindler folgte ich dem Vormarsch der verbündeten Truppen nach Wolhynien. Wenngleich die Kämpfe auf diesem am weitesten nach Osten geschobenen Flügel der in Rußland vorrückenden Front augenblicklich nicht gerade heftig sind, so ist dieser Abschnitt nicht minder wichtig.

Der Rückzug nach Wolhynien.

Dem Rückzug der Russen vom Bug nach Wolhynien gingen verzweifelte Bemühungen voraus, durch einen Durchbruch an der Nordostecke Galiziens noch einmal das Waffenglück an die russischen Fahnen zu heften, durch einen Flankenstoß die Vorwärtsbewegung in Polen zu hemmen. Der Durchbruch scheiterte an der prachtvollen Haltung der den Bug haltenden Armeegruppen. Immer wieder mußten die Russen ihre Angriffe einstellen, während in Polen die Offensive der Verbündeten unaufhaltbar vorwärts ging und auch am Buglauf, im Raume von Grubieszow, erfreuliche Fortschritte machte. Hier war der Widerstand des Feindes ganz besonders hartnäckig; in schweren Kämpfen mußte jeder Fuß breit Boden erobert werden, namentlich um Rrylow, von wo aus dann der russische „strategische“ Rückzug begann, ging ein maßlos erbittertes Ringen. Als aber alle Gegen-

stände der Russen zusammenbrachen und die Verbündeten Ortschaft nach Ortschaft — und mochten sie noch so energisch verteidigt werden — eroberten, ging der Gegner verhältnismäßig schnell hinter den Bug nach Wolhynien zurück. Die Richtung des Rückzuges ist die Linie Wladimir-Wolhynskij — Kowel, sein Ziel wohl der Abschnitt zwischen Brest-Litowsk und dem Festungsdreieck.

„Wir ziehen uns auf eine bessere Basis zurück, die uns alle Vorteile, dem Feind hunderterlei Nachteile bietet, die unseren Sieg verbürgen“ wurde der Bevölkerung erklärt. Aber wenn man Gelegenheit hat, die Art dieses Rückzuges mit eigenen Augen zu schauen, dann wird einem mit aller Deutlichkeit klar, daß es sich keineswegs um eine „strategische“ Maßnahme, sondern um ein recht verzweifelltes Zurückgehen handelt. Was Flug berechneter Plan genannt wird, mutet hier unendlich trostlos an. Um jeden Preis soll eine Verstärkung der Front unter Anlehnung an die zweite Festungslinie erreicht werden; aber wenn gesagt wird, dieser Rückzug sei der Auftakt zu einem zweiten 1812, so ist das eine Absurdität, die am besten durch die Art und Weise belegt wird, wie die Russen selbst die Vorbereitungen zu dieser „Wiederholung des Napoleonischen Rückzuges“ treffen.

Die Russen ziehen sich zurück und hinter ihnen her zieht das große Feuer. Den dunklen Kolonnen, die auf den unsagbar schlechten Wegen zurückgehen, folgt ein feuriger Schweif: der Brand von Städtchen und Dörfern, von Maierhöfen und manchmal auch Feldern. Wer der Armee in diesem wegatmen Gebiet folgen will, bedarf keiner Karte, keines Wegweisers, immer steht am Horizont der Brand, der den Weg weist.

In der wolhynischen Ebene.

Unendlich traurig ist das Bild der wolhynischen Ebene. Ganz herbstlich mutet sie schon an, die Blätter der Wälder werden fahl und am Rand der breiten, holperigen Sandpfade glimmen rings verrostete Starren. Wo niedere Bauernhäuser allein aus den gelben Kornfeldern schauen, blieben sie stehen, aber wo immer ein besseres Gebäude stand, ging es in Flammen auf. Bei Sokal, unweit des Bernhardenklosters, bietet sich ein seltsamer Anblick: zweihundert zerfallene Kamine in Reih und Glied; eine russische Barackenstadt für epidemische Krankheiten stand da; als der Rückzug kam, flog die Brandsattel hinein. Der Armee des Generals Mistschenko folgen Branddetachements, von Kosaken gebildet. Das hübsche Städtchen Rrylow am Bug fiel ihnen zum Opfer. Von allen Häusern, die ein blühendes Gemeinwesen bildeten, blieben nur die Kirche und zwei kleine Buden stehen, sonst ist die ganze Stadt ein einziges wüstes Trümmersfeld. Ähnlich Wladimir-Wolhynskij. An manchen Anzeichen erkennt man jetzt noch, daß diese Stadt mit ihren 15.000 Einwohnern und der großen Garnison schön und stattlich war. Hohe Kirchen, ein blendend weißes Gymnasium an der Peripherie der Stadt, große praktische Kasernen deuten darauf hin. Aber dennoch sahen die Kosaken den roten Hahn auf die Dächer, ohne Grund wurde die Stadt zerstört und 12.000 russische Untertanen von ihren eigenen Verteidigern des Obdaches beraubt. Der ganze Stadtkern wurde niedergebrannt, die Geschäftshäuser, die Gasthöfe, die Bürgerhäuser. Als am frühen Morgen deutsche Dragoner, denen Ponweds folgten, sich der Stadt näherten, stand sie in hellen Flammen. Als die Reiter eintritten, waren

nur noch die Vorstadt und die traurigen Häuser des
Judenviertels unverfehrt. Gerade darin zeigt sich die
ganze Planlosigkeit der russischen Brandstifterei. Das
ganze Brennen kann doch nur den Sinn haben, den
Gegner zu schädigen, ihm die ohnehin mageren
Ressourcen an der elenden Etappenlinie zu nehmen.
Aber warum blieben dann, abgesehen von den Ghettos-
häusern, deren Verschonen die Kosaken sich bezahlen
ließen, gerade alle Vorstadtbaulichkeiten erhalten, die für
militärische Zwecke so wichtig sind? Die sauberen,
ungezieferfreien Kasernen der 11er Kosaken, 7er Hu-
saren, des Worobinski-Infanterieregiments? Ein blind-
wütendes System der Planlosigkeit war hier am Werke,
erzeugt von der Freude am Brennen unter dem
heiligenden Titel „1812“. Ihm fielen fortwährend neue
Orte zum Opfer. Als ich über Wladimir-Wolhynskij
hinausfuhr, brannte bereits Werba, nicht weniger
als sieben weitere Brände konnte ich in der
nächsten Umgebung zählen, und wie Flieger mir sagten,
frißt sich das große Feuer immer weiter in
der Richtung auf Kowel fort, grausam, ohne
Sinn, nur den eigenen Untertanen, nicht den nachfolgen-
den Verbündeten zum Unglück, denn wundervoll genau
arbeitet die Maschinerie des Etappendienstes. Gewiß
bietet ihm Wolhynien mit seinen wenigen, unsagbar
schlechten Wegen große Schwierigkeiten, aber dafür wird
gewaltige Arbeit geleistet. Aus Riesenlagern fließt ein
ununterbrochener Strom von Trainstaffeln hinter den
verbündeten Truppen einher, die über Wladimir-Wo-
lhnstij vorgerückt sind. Bis über die Naben versinken
die Räder oft in Sand und Kot, wie eine schwankende
Schlange wälzen sich die Staffeln einher, aber machtvoll
geht es vorwärts. Auch an der Wiederherstel-
lung der Bahnlinie von Sokal nach Wla-
dimir-Wolhynskij, die die Russen in diesem Krieg
zum Anschluß Nordgaliziens an das bei Kowel mündende
Bahnnetz erbauten und nun teilweise wieder zerstörten,
wird fieberhaft gearbeitet.

Noch eines haben die Russen nicht bedacht, als sie
ihren „strategischen“ Rückzug antraten. Wolhynien
weist in diesem Jahr eine Riesenernte auf,
schwer steht das Getreide im Halm, so weit man blickt
ein Meer wogender, nur zum Teil schon geschnittener
Garben. Für die Verbündeten ist das ein höchwichtiger
Faktor. Ein Heer von Arbeitsmannschaft ist beschäftigt,
die Ernte an Stelle der geflüchteten Bewohner einzu-
bringen. Dreschmaschinen arbeiten, Mühlen klappern.

Ein Ergebnis nur hatte das System dieses russi-
schen Rückzuges: eine grauenvolle Angst der Bevölkerung,
soweit sie zurück blieb, vor dem eigenen Heer. Als die
Rückzugsgeschechte bei Wladimir-Wolhynskij abends hes-
tigere Charakter annahmen, begann sofort eine tolle
Flucht der Bevölkerung, die fürchtete, die
Russen würden zurückkommen.

Eugen Lennhoff.

Ein Tag am Monte San Michele.

Standort, im August 1915.

Seit Tagen geht es sehr heiß her. Die Italiener wollen um jeden Preis die Höhe haben, die das Plateau weithin überragt, nach allen Seiten vollste Wirkung gestattet und der Schlüsselpunkt der ganzen Stellung ist. Sie sparen, um dieses Ziel zu erreichen, weder mit Munition, noch mit Menschenleben. „Ein Königreich für einen Erfolg“ ist hier das Lösungswort im vollsten Sinne des Wortes. Das erklärt auch die verbissene Wut, den Ingrimm, mit dem die Kämpfe hier geführt werden. Es ist der Kampf bis auf das Messer. Zuerst ein tagelanges Überschießen der Stellungen mit geradezu ungeheuren Massen schwerer und schwerer Munition. Wie Riesenhornissenschwärme aus der Mammutzeit saufen sie heran, alles zersplitternd und zerschmetternd. Es klingt wie das Rattern von Maschinengewehren schwersten Kalibers. Sie ist überwältigend, diese Musik, und zermürbt die Nerven zu zuckenden Fasern. Dann stürmen Massen auf Massen heran. Die gewaltige Übermacht soll das Netz zerreißten, die Wucht des Stoßes soll triumphieren. Aber schon ihrem Landsmann, dem kleinen „großen“ Korfen gelang es nicht immer mit diesem seinem Lieblingsmittel. Gerade österreichische und ungarische Truppen waren es, an deren Widerstand sein gewaltigster Massenstoß zerschellte. Und die Nachkommen jener, die bei Aspern und Wagram sich die Achtung des großen Künstlers erzwarngen, sind auch hier am Isonzo ihrer Ahnen würdig. Ein unverwundlicher Stamm anspruchsvoller Helden, die übermenschliches im Ertragen moralischer Eindrücke leisten. Das Massengefeuer der russischen Artillerie im Beginn des Krieges, wo sie ganze Tagen auf Einzelne abgab, war im Vergleich zu diesem an der kistenländischen Front das reinste Kinderspiel. Männer, die es monatelang im Norden ertrugen, sagen es, aber sie halten auch hier das kühnste gesteigerte aus, ohne mit den Wimpern zu zucken, liegen fast ohne Deckung darin, platt an das heiße Gestein gedrückt, um es, wie ein rasendes Ungewitter über sich ergehen zu lassen. Wen es trifft, den trifft es, war ihm vorher bestimmt in

Gottes Rat. Er starb als Held, die Nachwelt wird ihn ehren.

Den ganzen Tag über hat der Kampf um das Wäldchen südlich von Sdraussina gedauert. Genommen, verloren und wieder genommen, wechselt es stündlich seinen Besitzer. Zum Schluß siegt die Übermacht. Der erschöpfte Verteidiger räumt es mit dem festen Voratz, es später wieder zu nehmen. Aber auch der Angreifer ist am Ende seiner Kräfte. Er benötigt dringend einer Ruhepause. Da setzt sofort wieder das ratternde Dröhnen der schweren Batterien ein. Im Augenblick ist die Höhe des Monte San Michele in eine Wolke von Rauch, Kaltschneid und Feuer gehüllt. Ein Krater, über dessen Wände sich glühendes Eisen ergießt, alles Leben erlösend. Das poröse Gestein zerstäubt, bildet eine dicke, graue, undurchdringliche Wand. Es ist die Hölle. Aber die tapferen Verteidiger, die hier in die halbzerstörten Deckungen eingetreten sind, strafen den Dichterheros der Italiener Lügen, sie geben nicht alle Hoffnung auf, sie sind entschlossen, sich bis zum letzten Tropfen Blut zu wehren.

Der Abend naht heran. Die blendenden Strahlen der in tiefes Rot getauchten Sonne, die über der lieblichen Ebene mit ihrem Nebengeranke, sich langsam zur Küste neigt, spiegeln sich in den Augen der todesmutigen Verteidiger und hindern sie, die Gefahr zu sehen, die aus Westen herannaht. Ungeheure Massen strömen heran. Linien auf Linien. Das Wäldchen speit sie aus, die Hänge östlich Sdraussina sind mit ihnen dicht bedeckt, vom Isonzo her wimmeln sie heran, den Nordwest, ja auch den Nordhang des Plateaus zwischen Sdraussina und Beteano klettern sie herauf und weit rückwärts folgen den heranslutenden Wellen Reserven auf Reserven. Ist es die Sintflut, die da herankommt? ... Die Herzen der Verteidiger pochen bis zum Hals hinauf vor wilder Erregung. In ihren Jägen spiegelt sich trotzige Entschlossenheit. Noch immer feuert die feindliche Artillerie, immer schneller und schneller, streut den ganzen Raum ab aus hundert Feuerschländen, kein freies Plätzchen, wo nicht Eisen niederfährt. Die Luft klingt, Steine, Felsstücke, Eisenplitter und Riesengeschosse durchquerten sie heulend. In den Wäldern krachen die Bäume nieder, brechen, bersten, mächtige Stämme zersplittern wie Glas.

Die ersten Linien sind Versaglieri, ihnen folgen immer neue Infanteriekräfte. Unser Feuer mährt sie reihenweise nieder, aber die Lücken füllen sich, die wirren Haufen kommen schreiend und brüllend näher. Wilbes, erbittertes, schonungsloses Handgemenge beginnt. Handgranaten plagen in ununterbrochener Reihe. Der Kolben wütet, Hände würgen, es geht vor und zurück, wie das Gewoge eines vom Lusthauch gekräuselten Kornfeldes, auf und ab, auf und ab. Schreie, Todesröcheln, Brandgeruch, lodende Flammen, vom Feuerchein umzüngelte Silhouetten mit wutverzerrten Jägen. Immer noch kommen sie die Hänge herauf, wie Fenschedenschwärme. Es ist kein Kampf mehr, ein Stoßen,

ein Drängen, ein Schieben. Die zusammengepferchten Massen sind der Bewegungsfreiheit beraubt.

Der Verteidiger in seiner verschwindenden Minderzahl wird so Schritt für Schritt bis auf die Höhe zurückgedrängt und dann noch ein Stück den Hang hinunter, bis Dolinen und Karfelsecher ihm Schutz gewähren. An diese klammert er sich an mit dem letzten Rest seiner Kräfte, denn schon kommt die Nachricht, daß in kurzer Zeit Unterstützung naht. Der Feind richtet sich auf der Höhe ein. Zähneknirschend muß es der schwer erschöpfte, aus vielen Wunden blutende Verteidiger geschehen lassen. Nun spielen die feindlichen Scheinwerfer, suchend streifen sie das Gelände ab. Sie finden kein Ziel. Wieder setzt strenuendes Artilleriefeuer ein, das Gelände nach Truppenansammlungen abtastend. Die Gegner trauen der plötzlichen Ruhe nicht und wagen sich nicht weiter vor. Grausen hat sie ergriffen, schauerndes Entsetzen über alles, was sie umgibt, das nun, im zitternden Licht des Mondes, der ruhig und gelassen über die Höhen hinaufsteigt, für sie deutlich sichtbar wird.

Schmerzliches Wimmern, lautes Stöhnen, leises Jammern, abgebrochene Laute klingen ringsumher, dringen durchs Ohr tief in das erschütterte Innere, zermürben die zum Zerreißen überspannten Nerven, daß sie sich wie im Fieberschauer schütteln, die bleichen Lippen beben und der Blick glanzlos und stier ins Weite starrt. „Mamma mia, madre aiuto!“ klagend erstirbt der Ton. Das hat ihnen der Sänger des Krieges niemals geschildert, aber auch keines Menschen Phantasie hätte es vermocht, das grausige Bild in seiner ganzen Mächtigkeit zu enthüllen.

Indessen streben von Osten und Nordosten zurückgehaltene Kräfte die steilen, zerklüfteten Pänge herauf, den verblutenden Kameraden zu Hilfe. Einzelne, dann wieder zu zweien, schlängelt sich eine endlose Reihe durch dorniges Gebüsch, tappt im schwachen Schein des

Lichtes, das durch die Baumkronen dringt, zum Gipfel empor. Es dauert lange, lange. Im Fluge eilt der Zeiger dahin. Nun stellen sie sich bereit, formieren sich zum Angriff, suchen die Verbindung mit dem Nachbar auf. Endlich ist alles fertig. Das Zeichen kommt. Die Vorrückung beginnt. Der Mond ist längst verschwunden. Im dunkeln Dämmer flüstert man vorwärts, über Gerölle und Blöcke, durch Gestrüpp, das die Aste der festhält, durch Böcher und doch geräuschlos. Kein Schuß, kein Laut ist der Befehl. Manchem zerschindet sich im Sturze Gesicht und Beine, er rafft sich wieder auf und folgt hinkend nach, zurück bleibt keiner. Schon taucht in dunkeln Unrissen die Höhe auf, in ihrer Mitte das Trigonometersonnenzeichen, verzerrt und riesengroß zum Himmel ragend. Es dient nun zum Richtungspunkt. Noch hundert Schritte finds, da trägt es oben los. Von uns antwortet kein Schuß. Wir stolzen hoch flüzt alles vor im tollen Lauf. Springend, Kletternd, kriechend werden die steilsten Stellen überwunden. Noch hat der Feind kein Drahtnetz. Der rasch aufgeworfene Graben ist seicht und schmal. Wir sind im Handumdrehen drinnen und nun schmettern unsere Kolben auf krause Italienerköpfe, die krachend zu Brei zerschellen. Das Bajonett ist nicht schnell genug, der Kolben ist besser, der macht ganze Arbeit, nicht einen Seufzer läßt er einschläpfen. Schreiend und heulend stürzen die Italiener in wilder Flucht davon, als sähe ihnen der leibhaftige Gottseibeiuns im Nacken. Wir hinter ihnen her, was das Zeug hält, mit ihnen hinein in ihre zweite, in die dritte Stellung, bis sie atemlos den Hang wieder hinabstolzen, den sie am Nachmittag so schwer heraufgestiegen. Dann setzt unser Feuer das Gelände rein von allen Lebewesen, es zum Leichenfeld verwandelnd. Von neuem setzt aus hundert Schlünden das Artilleriefeuer ein, Freund und Feind, ohne Unterschied bestreichend. Die Dämmerung schwindet vor der Nacht der Tageskönigin. Ein kühler Luftzug streicht zum Meere hin, um uns tobt von neuem die Hölle, speit Eisen, Feuer, Rauch und Gestein. Aber wir haben die Höhe wieder, von der jubelndes Hurra zum Himmel dringt. L. v. B.

Des Kaisers siegreiche Armeen.

Die ernste Feststimmung, die am heutigen Tag Österreich-Ungarns Völker erfüllt, gilt dem erhabenen Monarchen dieses Reiches, dessen Gestalt uns das Sinnbild der ehrwürdigen fast tausendjährigen Geschichte dieses Reiches ist. Und wenn der Kaiser heute an seinem 86. Geburtstage wiederum die Segenswünsche aus allen Teilen des Reiches vernimmt, so mag ihm, dem gütigen Vater seiner Völker, so recht zum Bewußtsein kommen, über welch unfassbar große Schätze er in den Herzen seiner Völker gebietet. Eine Welt von Feinden — das Wort ist abgeplattet, aber doch würde keines besser die ungeheure Zahl der Gegner kennzeichnen — steht in Ohnmacht und fast hilflos geworden, den Truppen der verbündeten Reiche gegenüber. Und forscht man nach des Rätsels Lösung für diese in der Weltgeschichte unerhörte Tatsache, so kommt man stets zu dem einen Schluß, daß nur ein himmelfürmender Geist solche Titanenarbeit verrichten konnte, wie sie von Österreich-Ungarns und Deutschlands Truppen geleistet wurde. Verweilen wir einen Augenblick bei den kriegerischen Ereignissen im Osten:

Es sind nicht materielle Gründe, aus denen die Heere des Russenreiches bis Brest-Litowsk zurückgeworfen worden sind, sondern die Überlegenheit des Geistes, der in der Leitung der

verbündeten Heere und in den heldenmütigen Kriegerern bis zum letzten Mann herab walte. Nicht Mangel an Munition war schuld, daß die Russen sich anfangs Mai über die Richtung unseres Angriffes täuschten, daß sie in Ostgalizien mit großen Massen auftraten, nicht ahnend, daß ganz gegen ihre Annahme ihre Stellungen am Dunajec angegriffen werden würden. Sie wurden über den Haufen geworfen, weil der Feldzugsplan Conrads besser durchdacht war, als der des Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch. Ebenso wurden sie von dem plötzlichen Erscheinen des Generalobersten von Below in Kurland überrascht; und nicht Mangel an Munition bei den Russen ermöglichte es den Deutschen, die Karaw-Linie mit der Erstürmung von Pultusk, Rogan und Dvina zu durchbrechen, und Kowno zu Fall zu bringen. Während die Russen in den gewaltigen Befestigungen westlich von Warschau den Frontalangriff der Verbündeten erwarteten, wurden sie an ihrer südlichen und nördlichen Flanke gefaßt und mit dem Eindringen dieser Schlachtlinien waren die vor Warschau aufgeworfenen Schanzen, Verhaue, Batterien, Schützengräben und Wollgraben nutzlos. Jedes russische Regiment, welches für die Verteidigung der Front westlich von der Weichsel verwendet wurde, war überflüssig. Oder besser gesagt: die deutschen Flieger und Aufklärer brachten so gute Nachrichten über die Gruppierung der russischen Streitkräfte, daß die oberste Heeresleitung die schwachen Punkte beim Feinde kennen lernte und so, wenigstens zu

Beginn ihres Angriffes, überlegene Massen auf die Russen werfen konnte. Großfürst Nikolaus und seine Umgebung finden es bequem, ihren erschrockenen Militärs und der eigenen Nation vorzugaukeln, daß sie den Sieg unfehlbar errungen haben würden, wenn sie über so und so viel Millionen Patronen oder Schrapnells mehr verfügt hätten. Eine gute Ausrede ist Goldes wert, und sie soll dem geschlagenen Gegner nicht mißgönnt werden.

Abgesehen haben die oppositionellen Redner der russischen Duma, in erster Linie Miljukow, sich durch die Angabe, der Munitionsmangel sei schuld an dem Verluste Galiziens, Polens und Kurlands, nicht in ihrem Gesamturteile beeinflussen, noch beirren lassen. Sie hoben vielmehr hervor, daß die Geisteslosigkeit der russischen Staats- und Heeresleitung jetzt dieselben Früchte zeitige wie im japanischen Krieg. Sie deuteten an, daß der russische Bauer damals wie jetzt kein richtiges Verständnis und kein richtiges Interesse für den Krieg mitbringe. Die dumpfe Masse des russischen Volkes ist so wenig mit dem Staate verwachsen, daß nur wenige Armeeanteile ihre ganze Kraft für den Angriff und für die Verteidigung eingesetzt haben. Verglichen mit dem herrlichen Geiste, durch den die österreichisch-ungarischen und die deutschen Regimenter zur Erfüllung ihrer Pflicht angespornt werden, läßt sich das Seelenleben des russischen Soldaten nur als fatalistisches Gefühl kennzeichnen. Darin und nicht in dem Mangel der Munition liegt die Ursache der russischen Niederlagen, in der falschen Beurteilung unserer materiellen, aber auch unserer geistigen Kräfte liegt die falsche Rechnung unserer Feinde. Sie irrten sich in der menschlichen Natur, sie wußten nicht, daß man für Geld

nur immer wieder Geld kaufen kann und sonst nichts, sie wußten nicht, daß die realsten, ja die einzig realen Kräfte auf dieser Welt die menschlichen Ideale sind. Am heutigen Tage, da wir Saldo und Konto der großen Geschehnisse überblicken, wird uns diese einfache Wahrheit aufs neue klar, und die Worte des steirischen Dichters im Priesterrock kommen uns in den Sinn, die aus der Zeit geboren, ganz die Stimmung dieser Tage erfassen und wiedergeben in den Sätzen:

Glück auf! Es wittert frühlingsgleich
Um Habsburgs Vorbeerreifer,
Heil dem verjüngten Österreich!
Heil seinem alten Kaiser!

Die Union an Österreich-Ungarn.

Aus der Note des Botschafters der Vereinigten Staaten von Amerika in Wien Herrn Penfield an den Minister des Äußern Baron Burian.

Wien, 16. August.

In der Antwortnote der amerikanischen Regierung in Washington an das Wiener Kabinett wird ausgeführt: Die Regierung der Vereinigten Staaten hat die Darlegungen der L. u. L. Regierung, betreffend die Ausfuhr von Waffen und Munition aus den Vereinigten Staaten in Länder, die sich mit Österreich-Ungarn und Deutschland im Kriegszustande befinden, sorgfältig erwogen. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt mit Befriedigung davon Kenntnis, daß die L. u. L. Regierung die unzweifelhafte Tatsache anerkennt, daß ihre Haltung bezüglich der Ausfuhr von Waffen und Munition aus den Vereinigten Staaten von der Absicht eingegeben ist, „die strengste Neutralität zu wahren und sich bis auf den Buchstaben den Bestimmungen der internationalen Verträge anzupassen.“ Sie ist jedoch überrascht, zu vernehmen, daß die L. u. L. Regierung zu verstehen gibt, daß die Beachtung der strengsten Grundsätze des Rechtes unter den Umständen, die sich im gegenwärtigen Kriege entwickelt haben, ungenügend sei, und behauptet, daß diese Regierung über die seit langem anerkannten Regeln, die diesen Verkehr seitens Neutralen beherrschen, hinausgehen und Maßnahmen ergreifen sollte, „um eine streng paritätische Haltung rücksichtlich beider kriegführenden Parteien zu bewahren.“

Dieser Behauptung einer Verpflichtung, die Regeln des internationalen Vorkommens mit Rücksicht auf spezielle Umstände zu ändern oder zu modifizieren, kann die Regierung der Vereinigten Staaten nicht beipflichten. Die Anerkennung einer derartigen, der internationalen Praxis der Vergangenheit unbekannten Verpflichtung würde jeder neutralen Nation die Pflicht auferlegen, über den Verlauf eines Krieges zu Gericht zu sitzen und ihren Handelsverkehr mit einem kriegführenden einzuschränken, dessen maritime Erfolge den Neutralen am Handel mit dem Feinde hinderten. Der Standpunkt der L. u. L. Regierung scheint der zu sein, daß die einem kriegführenden durch seine Überlegenheit zur See erwachsenen Vorteile von neutralen

Mächten durch die Herstellung eines Systems des Nichtverkehrs mit dem Sieger ausgeglichen werden sollten. Die L. u. L. Regierung beschränkt ihre Bemerkungen auf Waffen und Munition, aber, wenn das Prinzip, für das sie eintritt, richtig ist, müßte es mit gleicher Kraft für alle Konterbandeartikel gelten. Ein kriegsführender, der die hohe See beherrscht, mag einen reichlichen Vorrat an Waffen und Munition besitzen, aber an Nahrungsmitteln und Kleidern Mangel leiden. Nach dem neuen Grundsatz, daß die Gleichmachung eine Neutralitätspflicht ist, würden neutrale Nationen verpflichtet sein, solche Artikel mit Verbot zu belegen, weil einer der kriegführenden sie nicht im Wege des Handelsverkehrs erlangen könnte.

Wenn aber dieses von der L. u. L. Regierung so stark betonte Prinzip als wirksam anerkannt werden sollte, auf Grund der Überlegenheit eines kriegführenden zur See, sollte es nicht in gleicher Weise gelten für einen zu Lande überlegenen kriegführenden? Wenn man diese Theorie der Gleichmachung anwendet, müßte einem kriegführenden, der der zum erfolgreichen Kampf zu Lande erforderlichen Munition entbehrt, gestattet werden, sie vom Neutralen zu kaufen, während ein kriegführender, der einen Überfluß an Kriegsmaterial oder die Kraft besitzt, es zu erzeugen, von solchem Handel auszuschließen wäre.

Es liegt auf der Hand, daß der von der L. u. L. Regierung aufgestellte Begriff strenger Neutralität eine neutrale Nation in eine Menge Verwicklungen hineinziehen würde, die das ganze Gebiet der internationalen Verpflichtungen verdunkeln, wirtschaftliche Verwirrung hervorrufen und allen Handel und alle Industrie der legitimen Gebiete der Unternehmungstätigkeit, die ohnehin schon durch die unvermeidlichen Beschränkungen des Krieges schwer belastet ist, berauben würde.

In diesem Zusammenhange ist es angebracht, die Aufmerksamkeit der L. u. L. Regierung auf die Tatsache zu lenken, daß Österreich-Ungarn und Deutschland, besonders letzteres, während der dem gegenwärtigen europäischen Kriege vorhergehenden Jahre einen großen Überschuß von Waffen und Munition erzeugt haben, den sie in der ganzen Welt, und namentlich an kriegsführende, verkauften. Während dieses Zeitraumes hat keines von den beiden jemals das jetzt von der L. u. L. Regierung vertretene Prinzip angeregt oder angewendet.

Während des Burenkrieges zwischen Großbritannien und den südafrikanischen Republiken hinderte das Abpatrouillieren der Küste benachbarter neutraler Kolonien durch britische Kriegsfahrzeuge die Verbringung von Waffen und Munition nach dem Transvaal und dem Oranje-Freistaat. Die verbündeten Republiken befanden sich in einer Lage, die in dieser Hinsicht nahezu identisch ist mit jener, in der sich Österreich-Ungarn und Deutschland gegenwärtig befinden. Trotzdem verkaufte Deutschland ungeachtet der kommerziellen Isolierung des einen kriegführenden an Großbritannien.

(Habsburg) (1870) T 80-22-30-AT

21.11.8.22:30T

FES : 48

den anderen Kriegsführenden, Hunderttausende Kilogramm von Sprengstoffen, Schießpulver, Patronen, Geschossen und Waffen, und es ist bekannt, daß auch Österreich-Ungarn ähnliche Munition an denselben Käufer, wenn auch in geringeren Mengen, verkaufte. Während im Vergleiche zu dem gegenwärtigen Kriege die verkauften Mengen gering waren (eine Tabelle der Verkäufe ist beigelegt), war das in Frage kommende Prinzip der Neutralität dasselbe. Wenn zu jener Zeit Österreich-Ungarn und sein gegenwärtiger Bundesgenosse sich geweigert hätten, Waffen und Munition an Großbritannien aus dem Grunde zu verkaufen, weil ein solches Vorgehen eine Verletzung des Geistes der strengen Neutralität wäre, dann könnte die L. u. L. Regierung mit größerer Folgerichtigkeit und größerer Kraft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bestehen.

Es darf weiter darauf hingewiesen werden, daß während des Krimkrieges große Quantitäten von Waffen und Kriegsmaterial an Rußland von russischen Fabrikanten geliefert wurden, daß während des jüngsten Krieges zwischen der Türkei und Italien, wie diese Regierung erfahren hat, Waffen und Munition an die ottomantische Regierung von Deutschland geliefert wurden und daß während der Balkankriege die Kriegsführenden sowohl von Österreich-Ungarn als auch von Deutschland mit Munition versehen wurden. Obwohl diese letzteren Fälle der Lage Österreich-Ungarn und Deutschlands im gegenwärtigen Kriege nicht analog sind, wie es bei dem südafrikanischen Kriege der Fall ist, zeigen sie doch deutlich die seit langem bestehende Praxis der beiden Reiche in Sachen des Handels mit Kriegsmaterial.

Außer der prinzipiellen Frage liegt aber noch ein praktischer und sachlicher Grund vor, weshalb die Regierung der Vereinigten Staaten seit der Gründung der Republik bis auf den heutigen Tag den uneingeschränkten Handel mit Waffen und Kriegsmaterial beklagt hat. Es war niemals die Politik dieses Landes, in Friedenszeiten eine große militärische Macht oder Vorräte von Waffen und Munition, die

zur Zurückweisung des Einfalles eines wohlaußerüsteten und mächtigen Feindes genügen würden, zu halten. Es hatte den Wunsch, mit allen Nationen in Frieden zu leben und jeden Anschein der Bedrohung die es Fiebens durch die Drohung ihrer Heere und Flotten zu vermeiden. Nach dieser hergebrachten Politik wären die Vereinigten Staaten im Falle des Angriffes einer fremden Macht zu Beginn des Krieges ersichtlich, wenn nicht gar verhängnisvoll, durch den Mangel an Waffen und Munition und durch den Mangel an Mitteln, solche in einer für die Erfordernisse der nationalen Verteidigung hinreichenden Menge zu erzeugen, in Verlegenheit kommen. Die Vereinigten Staaten haben sich immer auf das Recht und die Möglichkeit, Waffen und Munition von neutralen Mächten im Falle eines fremden Angriffes zu kaufen, verlassen. Dieses Recht, das sie für sich selbst in Anspruch nehmen, können sie nicht anderen absprechen.

Ein Gruß von Volk zu Volke.

Von Karl Renner.

Oesterreichische Infanteristen, ungarische Landsturmmänner und deutsche Reservisten haben Litauisch-Brzesc erstürmt, die letzten russischen Truppen vom Boden des Königreichs Polen vertrieben und damit die polnische Nation wieder in die mitteleuropäische Völkerfamilie zurückgeführt, zu der sie gehört. Als Sozialdemokraten, als Deutsche und Oesterreicher begrüßen wir sie und heißen sie als befreundete und verbündete Nation willkommen.

Seitdem es eine sozialdemokratische Arbeiterklasse gibt, hat sie mit regem Interesse, zu Zeiten selbst mit glühender Leidenschaft das Los und die Stellung dieser Nation in Europa und in der Welt verfolgt. Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle haben trotz manchen Wandels in Einzelheiten die Zugehörigkeit Polens zum westlichen Kulturkreis, die soziale, politische und militärische Notwendigkeit der Befreiung der Polen von der russischen Umklammerung vertreten, wenn auch die alte Internationale nicht immer weitstichtig genug war, ihre Gründe und Ziele zu begreifen.*) Auf die französischen Sozialisten übte Proudhon zeitweilig einen verderblichen Einfluß aus, der sich mit der russischen Herrschaft über Polen abfand und sich tatkräftig gegen die Unterstützung der polnischen Sache durch die europäische Demokratie aussprach. Die Geschichte selbst hat Proudhons Erwartungen an den Javismus Lügen gestraft, Marx fand, daß Proudhon in seiner Schrift gegen Polen „dem Jaren zu Ehren freinartigen Javismus treibe.“ Leider ist die leichtsinnige Oberflächlichkeit in der Beurteilung der Eroberungs- und Gewaltpolitik der russischen Machthaber bis heute nicht ausgestorben.

Wenn der wiederkehrende Friede uns deutsche Sozialdemokraten zum Urquell unserer Kraft, zur wissenschaftlichen Arbeit zurückführt, wird wohl einer der ersten Gegenstände der Forschung sein, festzustellen, wie sich unsere Lehrmeister zu den Problemen der auswärtigen Politik und den Verwicklungen der Völker und Staaten verhalten haben. Ihre leidenschaftliche Teilnahme an den kriegerischen Neugestaltungen der Welt, am Krimkrieg, am österreichisch-ungarischen Krieg, an den Kriegen von 1866 und 1870 ist heute bekannt. Weniger vertraut ist unsere Parteipublizistik mit ihrer Haltung zu den Verwicklungen des nahen Ostens und zu einem deutsch-russischen Kriege, dessen Wahrscheinlichkeit, dessen Nähe sie seit 1848 immer empfunden haben. Als ein Beispiel ihrer Voraussicht und ihrer vorurteilslosen

Würdigung auch aller militärischen Bestimmungsgründe setzen wir ein Wort von Karl Marx her, das er im Jahre 1860 in seinem „Herr Vogt“ gegen die russophilen Forderungen dieses Literaten richtet, der das Aufgehen und Untergehen des ganzen ehemaligen polnischen Reiches in Rußland verlangt. Gegen die Gefahr, die in diesem Falle Deutschland droht, wendet sich Marx: „Als Rußland durch die Verträge von 1815 den bei weitem größten Teil des eigentlichen Polens annectierte, erhielt es eine nach Westen hin so vorgegebene Stellung, drängte es sich so eilartig nicht nur zwischen Oesterreich und Preußen, sondern zwischen Ostpreußen und Schlesien, daß schon damals preussische Offiziere (Gneisenau z. B.) auf die Unerträglichkeit solcher Grenzverhältnisse gegen einen übermächtigen Nachbar aufmerksam machten. Als aber die Niederwerfung Polens 1831 dies Gebiet den Russen auf Gnade oder Ungnade unterwarf, entwickelte sich auch erst der wahre Sinn des Teilens. Den Befestigungen, im größten Stile angelegt bei Warschau, Modlin (Pomo-Georgiewsk), Demblin (Zwangoorod), diente die Niederhaltung Polens nur als Vorwand. Ihr wirklicher Zweck war vollständige strategische Beherrschung des Weichselgebiets, Herstellung einer Basis für den Angriff nach Norden, Süden und Westen. Selbst Gaxthausen, der für den rechtgläubigen Jaren und alles Russische schwärmt, sieht hier eine ganz entschiedene Gefahr und Drohung für Deutschland. Die besetzte Stellung der Russen an der Weichsel bedroht Deutschland mehr als alle französischen Festungen zusammengenommen, namentlich von dem Augenblick, wo Polens nationaler Widerstand aufhören und Rußland über Polens kriegerische Kraft als seine eigene Angriffskraft verfügen würde.“ So hat Karl Marx die militärische Stellung Rußlands im Osten von Deutschland und Oesterreich gesehen und daraus auch alle Folgerungen für die unausweichlich gebotene Haltung der deutschen Nation wie Oesterreichs zur Polenfrage gezogen. Darum ist es keine „historische Tatsache“, sondern bloße Einbildung, wenn der Historiker Hermann Onken*) Marx einen in der Vergangenheit lebenden Romantiker nennt, der, in internationalen Horizonten zu denken gewohnt, kein inneres Verhältnis zu Deutschland gewinnen konnte. Deutschlands Gelehrten- und Bürgerwelt müßte sich beglückwünschen, wenn sie, auch heute noch, nur den hundertsten Teil aufbrächte des Verständnisses für die Zukunft der deutschen Nation in Europa, verglichen mit Karl Marx und Friedrich Engels. Jene von Marx vorausgesehene, von Deutschlands Jarenfrommer Bourgeoisie niemals, von seinen Staatsmännern nicht einmal bei Kriegsausbruch noch voll begriffene Gefahr ist im Vorjahr Wirklichkeit geworden, sie ist heute

*) Rjasanoffs Studie: Karl Marx und Friedrich Engels über die Polenfrage in Grünbergs Archiv (VI. 1) fördert alle Materialien zur Beurteilung ihrer Haltung zu Lage. Man muß zugeben, daß diesem ausgezeichneten Geschichtskenner und redlichen Forscher gelungen ist, zu erweisen, daß die alte Internationale die Ansichten Marx' und Engels' niemals formell zu ihrem gemeinsamen Programm erhoben hat, die Studie aber läßt für die Bestreitung der Marx-Engels'schen Auffassungen selbst keinen Raum.

*) Die Arbeiterchaft im neuen Deutschland. Herausgegeben von Thimme und Legien. Bei Ditzel in Leipzig.

durch übermenschliche Anstrengung der Massen und durch ein Uebermaß von Führergehild gebrochen: Mitteleuropa atmet auf — es ist heute in ganz anderer Lage zur Welt als vor Jahresfrist.

In dessen Verhältnis zum Osten Europas sind Marx und Engels auch Oesterreich gerecht worden. Jene verbohnte Verständnislosigkeit gegenüber einem Völkerstaat, die heute die besten Köpfe Frankreichs besängt — sie wird nur überboten durch unsere heimische Bourgeoisie aller Nationen —, war ihnen fremd. Zur Vorbereitung des Genfer Kongresses der alten Internationalen schrieb Friedrich Engels in englischer Sprache eine Artikelreihe über Polen, der wir hier nur eine Stelle entnehmen: „Wohlbekannt ist, wie hart sich Oesterreich anstrenge, dem Geschäft der Teilung Polens zu entgehen, wie lange es den Teilungsplänen Rußlands und Preußens widerstand. Polen war ein natürlicher Bundesgenosse Oesterreichs gegen Rußland. Wenn Rußland einst gewaltig werden sollte, konnte nichts mehr im Interesse Oesterreichs liegen, als Polen zwischen sich und dem neu aufstrebenden Weltreich am Leben zu lassen. Es geschah erst dann, als Oesterreich Polens Schicksal entschieden sah, ob nun mit oder ohne Oesterreich, als die zwei anderen Mächte es zu vernichten entschlossen waren; es geschah erst dann, daß Oesterreich zu seiner Selbsterhaltung einen Teil des Gebietes beanspruchte. Indessen schon 1815 trat es für ein unabhängiges Polen ein, im Jahre 1831 und 1863 war es bereit, für diese Sache in den Krieg zu gehen und seinen Anteil an Polen aufzugeben, unter der Voraussetzung, daß England und Frankreich bereit wären, sich ihm anzuschließen. Dasselbe während des Krimkrieges. Das sagen wir nicht etwa, um die allgemeine Regierungsweise der österreichischen Regierung zu rechtfertigen. Oesterreich hat oft genug gezeigt, daß die Unterdrückung einer schwächeren Nation ein seinen Vorkern kongeniales Werk ist. Aber in dem Falle Polens war der Instinkt der Selbsterhaltung stärker als das Streben nach Gebiets-erweiterung oder als die gewohnte Regierungsweise.“ Und das stellt, sagt Engels in wörtlicher Uebersetzung der englischen Wendung, „für die

Gegenwart Oesterreich außer Gericht.“ (And this puts Austria out of court for the present.)

Man kann auch für die augenblickliche Rolle Oesterreich-Ungarns und die Haltung der Sozialdemokratie zu ihr keine bessere Wendung finden.

Unsere Lehrmeister haben, das, was jetzt im Osten geschehen ist, unzähligmal vorerwogen. Sie haben darin für Deutschland wie für die Völker Oesterreich-Ungarns — auf diese selbst und nicht auf Staatsformen und Regierungsweisen kommt es an, die immer zeitlich sind — eine geschichtliche Notwendigkeit und eine befreiende Tat gesehen. Die Befreiung der Polen von der russischen Besatzung ist nicht nur eine Befreiung der Polen, sie ist vor allem die Befreiung aller Völker Mitteleuropas von ständig bereiter kriegerischer Bedrohung und von entwürdigender politischer Beeinflussung vorgeschrittener Staaten und Völker durch militärisch zusammengeballte, kulturell aber in Rückständigkeit erhaltene ungeheure Völkermassen.

Und so ist uns denn die Hoffnung geworden, daß diese Bedrohung und Beeinflussung auf das Mindestmaß eingeschränkt bleibt in aller Zukunft. Denn sie war der Rückhalt der europäischen Reaktion schlechtes. Nun ist auch die zweite Hoffnung begründet, daß sich Rußland selbst findet und sich seine Duma der inneren Befreiung und Erhebung zuwendet, sie, die alle imperialistischen Bestrebungen des Zarismus noch überboten hat. Nun kann, nun soll die politische Welt anders werden.

In dieser Stunde erinnern wir uns auch eines tiefen Wortes Friedrich Engels' über die polnische Nation selbst. Geschichtliches Unheil hat ihre herrschenden Klassen maßlos zerrissen und durch widerstreitende Interessen gelähmt. Im Jahre 1892 schrieb Engels für die polnische Ausgabe des Kommunistischen Manifestes ein Vorwort, worin er auf die Entwicklung der Industrie in Polen hinweist, die ein selbstbewusstes Proletariat großziehe und in ihm eine Garantie der künftigen Wiedergeburt schaffe. Nachdem sich der polnische Adel als kraftlos erwiesen habe und die polnische Bourgeoisie sich zu der Frage der nationalen Wiedergeburt gleichgültig verhalte, könne die Befreiung Polens nur durch das polnische Proletariat erobert werden. Nicht ganz erfüllt hat sich dieses Wort, der Krieg ist der natürlichen inneren Entwicklung vorausgeeilt. Dennoch aber war es prophetisch. Denn an dem Werke der Einigung und Erhebung hat die polnische Sozialdemokratie heute schon das erste Verdienst und wird ihr in Zukunft ein großer, schwieriger Anteil werden. Nicht ohne Irrungen und Leiden erhebt sich eine Nation aus politischer Teilung und Zerrissenheit. Sie zu überwinden wird es der Tatkraft und der Zielstärkerheit des Proletariats vor allem bedürfen.

Was immer kommen möge, das österreichische Proletariat begrüßt seine polnischen Genossen auf den neuen Bahnen und im neuen Kreise mit wärmster Anteilnahme. Als Deutsche und Oesterreicher begrüßen wir das gesamte polnische Volk zu dem großen Wandel seiner Geschichte und hegen den Wunsch: So möge sich denn für sie und für uns, alles zum Besten wenden, auf daß die freien, gleichen und verbündeten Nationen Mitteleuropas in Sicherheit gemeinsamer Friedensarbeit dienen.

Brest-Litowsk - eine Ruine!

Unser Kriegsberichterstatter in Brest-Litowsk.

Eine Schilderung von der Eroberung der Stadt.
Kriegspressequartier, 29. August. Aufgegeben
2 Uhr 40 Minuten nachmittags.

Auf der Vormarschlinie des 6. österreichisch-ungarischen Korps Nr. 3 gelangte ich kurz nach der Besetzung durch die siegreichen Truppen in das brennende Brest-Litowsk. Wiederum bot sich mir ein Bild grauenvoller, sinnloser Zerstörung: wie Wladimir-Wolhynskij und Roman-Alexandrija haben die Russen auch Brest-Litowsk vor der Preisgabe angezündet. Weit aus der größte Teil der großen Stadt ist bis auf kahle Trümmer niedergebrannt. Als wir einfuhren, lodten an vielen Stellen Flammen empor, in den niederen Häusern und an den Gartenzäunen, die die breiten, sandigen Straßen umsäumen, fladerte das Feuer fort. Aus eben erst eingestürzten Mauern züngelte es rot empor und gelbe, heißende Qualmwolken hemmten den Weg in die ausgebrannte Zitadelle. Auf dem ganzen Weg von den Außenwerken ins Stadtzentrum Ruine neben Ruine: niedergebrannt die Innenforts, zerstört der große, schöne Bahnhof, wüste Trümmer, wo sich vorher Stadtviertel an Stadtviertel reihte. Ein Chaos von Kaminen der Marktplatz, ein festes graufiges Durcheinander eiserner Ofen und geschwärzter Ziegelhaufen: die Fabriksgegend. Die Bahnlinie besät mit umgestürzten, zertrümmerten roten Waggonen, dazwischen verendetes Vieh, vernichtete Warenstapel. Wo Häuser von den Flammen verschont blieben, hat vorher die russische Soldateska gewütet. Überall alles Gerät kurz und klein geschlagen. Eine hohe, helle Kirche mit blauen Kuppeln und leuchtend goldenen Kreuzen ragt über die weite Stätte der Vernichtung, die gestern noch mehr als 50.000 Menschen Heimat und Obdach war.

Die Flucht der Russen.

Die Kämpfe, die der Einnahme von Brest-Litowsk vorausgingen, waren von verhältnismäßig kurzer Dauer. Nachdem die gegen die Festung eingesehten Kräfte sich in den Winkel zwischen Bug und Krzna vorgearbeitet hatten, wobei links vom Korps Arz das 22. brandenburgische Reservekorps vorging, leisteten die Russen vor den eigentlichen Vorfeldstellungen in zwei Linien Widerstand; beide wurden gebrochen. Vom linken Flügel des Korps Arz wurde dabei ein russisches Regiment zu fluchtartigem Rückzug gezwungen. Der Kampf um die eigentlichen Vorfeldstellungen der Festung konnte beginnen. Bei den Russen führte das zu lebhaftester Tätigkeit. Etwa am 18. August erteilte der Festungskommandant

den Befehl zur Evakuierung. Flieger beobachteten den Auszug der Vertriebenen. Eine einzige Straße, die längs der Eisenbahnlinie nach Kobrin führt, stand ihnen zur Verfügung. Auf dieser bewegte sich drei Tage lang, einer ungeheuren schwarzen Schlange gleich, der traurige Zug nach Osten. Die Straße war vollgestopft mit Menschen und Wagen. Niemand durfte in der Stadt bleiben; die gesamte Bevölkerung mußte ihren Bereich verlassen. Immer neue Scharen stuteten aus dem Ostausgang der Festung heraus: Männer, Frauen und Kinder, ihr Hab und Gut auf alle erdenklichen Behälter verladen. Vierzig Kilometer lang war schließlich der unendliche Zug.

Als dann die östlich gelegenen Orte die Menschenmenge aufgelassen hatten, begann der Abtransport der in der Stadt lagernden Vorräte. Fieberhaft wurde die Arbeit auf der Bahn. Der Bahnhof von Brest-Litowsk verschwand in einem Meer von Rauch. Bierzig, fünfzig Lokomotiven mit langen Waggonreihen fuhren oft dicht aufgeschlossen hintereinander aus der Stadt. Aber über ihnen kreisten unaufhörlich Fliegergeschwader der Verbündeten. Fünf, sechs Flieger verfolgten zu gleicher Zeit die mit Wolken dampfenden Züge. Ein Regen von Bomben prasselte auf sie und die Bahnanlagen nieder. Der Bahnhof von Kobrin allein wurde mit 100 Bomben belegt. Zwar suchten Abwehrgeschütze die Flieger zu verschrecken; aber es war ein vergebliches Bemühen; unermüdlich wurde das Werk fortgesetzt. Den Kampf um Brest-Litowsk unterstützten die Flieger auch in anderer Weise ganz hervorragend. Ausgezeichnet waren die Resultate der Beobachtungsflüge, wundervoll präzise Photographien zeigten jedes einzelne Detail der neuen Befestigungsanlagen. Aus den dunklen Dreiecken und schwarzen Linien ergab sich ein genaues Bild der Gürtelwerke, das den Angreifern wertvolle Handhaben bot. Und noch eines war aus diesen Aufnahmen zu ersehen: seltsame weiße Gebilde vor den Werken, die wie von einem Punkt aus sich verästelnde Blutgefäße anzusehen waren: Minengänge im Bau, die von einer Zentralleitung ausgingen.

Die Brest-Litowsk verteidigt und wie es genommen wurde.

Früher als zuerst angenommen wurde, haben die Verbündeten Brest-Litowsk eingenommen. Man wollte ursprünglich die Festung, die von den Russen mit einem vor den eigentlichen Forts angelegten Werkgürtel bedeutend verstärkt worden war, mit schwerer Artillerie bekämpfen. Es mußte aber einige Zeit vergehen, bis die schwersten Kaliber auf den schlechten polnischen Straßen den Truppen nachkommen konnten. Man beschloß also zunächst, nachdem der vor den Vor-

stellungen gelegene Wald genommen worden war, mit 15 Zentimeter-Geschützen den neuen Gürtel und die vor diesem liegenden Stützpunkte. Unmittelbar westlich der russischen Verteidigungsfront stand das sechste Korps zwischen der Bahnlinie Biala-Brest-Litowsk und der Krzna; daran schloß sich nordwestlich das brandenburgische Reservekorps. Der Hauptverteidigungsgürtel der Festung zog sich von der Kote 144 bei Kobylank an der Bahnlinie über die Kote 141 Koroszychno nördlich der Straße zum Nordwestsektor. Vor dieser Linie war ein Vorfeldgürtel angelegt. Geschlossene gedeckte Stützpunkte, durch Laufgräben verbunden und mit doppelten Hindernisanlagen versehen, boten einer energischen Verteidigung eine treffliche Basis. Weit aus stärker war der innere Gürtel. Die beiden von den Truppen des Korps Arz genommenen Werke waren sehr stark ausgebaut, mit vielfachen dichten Drahthindernissen, Wollgruben, Wassergraben, Wällen, nicht ganz vollendeten Betonpanzerungen und Schutzschildern versehen. Dagegen genügten die ursprünglichen inneren Befestigungswerke, die Innensforts und die Zitadelle modernen Verteidigungsanforderungen nur in sehr geringem Maß. Trotzdem die Russen bei der ersten Beschießung Schutz in ihren bombensicheren Unterständen fanden, vermochte das Feuer doch soviel auszurichten, daß in der Nacht zum 25. die vorderen Stellungen geräumt wurden. Sofort rückte die dicht vor diesen liegende Infanterie nach. Noch in der Nacht wurden die starken Stützpunkte Dobrin 158 (westlich von Kote 141) und Woska Dobrynskaja an der Bahn genommen. Unmittelbar vor dem Gürtel zog sich beim Morgengrauen die Angriffslinie hin. Von den österreichisch-ungarischen Truppen lag gegenüber Kote 141 die Krakauer Division Kestranek, südlich von ihr die Kaschaner 39. Honveddivision Hadfy. Die Festungsartillerie suchte durch starkes Feuer ihre Stellungen zu erschüttern, vermochte aber ebenso wenig auszurichten, wie am Vortag, wo sie die Waldpositionen vergeblich unter wüsten des Streufeuers genommen hatte. Die Art der russischen Verteidigung schien einem plötzlichen, jähen Umgehen günstig. Das brachte am 25. den Befehl, das sechste Korps hat den Streifen von Koroszychno bis zur Bahnlinie anzugreifen. Die Divisionen massierten sich zum Angriff.

Nr.:

TAG:

Nördlich der Straße die galizischen, schlesischen und mährischen Regimenter, beiderseits der Straße bis zur Bahn die Ungarn. Die Artillerie eröffnete um 4 Uhr nachmittags von den eingenommenen russischen Stützpunkten aus das Feuer auf die Werke. Die Wirkung war sehr gut. Eine ganze Reihe von Volltreffern riß blutige Lücken in die Verteidigungsmannschaften, auf Kobylany tötete ein einziges Geschosß elf Russen. Auf Koroszejn reichte sich Trichter an Trichter. Einen Maschinengewehrstand sah ich dort, der völlig aufgerissen war. Die Rückseite

des betonierten Walles war in der Nähe von Trichtern über und über mit Blutsprihern bedeckt.

Sturm und Fall.

Der Infanteriesturm auf die Gürtelwerke und die Zwischenlinien vor Brest-Litowsk begann in den frühen Abendstunden. Die Regimenter der Krakauer Infanteriedivision und der Kaschauer Honveddivision wurden eingesetzt. Unmittelbar gegen das Fort Kobylany ging das Kaschauer Honvedregiment, gegen Koroszejn das Neusandberger Infanterieregiment vor. Über die ungeschützte Ebene gingen die Sturmkolonnen sprunghaft vor. Immer wieder gruben sie sich im feindlichen Feuer ein, bis sie auf Sturmabstand herangekommen waren. Dann brachen die Reihen mit ungezügelter Wucht vor. In prachtvollem Anlauf drangen die Ungarn gegen Kobylany an. Feuerschein übergoß die dunklen Gestalten, die gegen die Hindernisse anstürmten, Spaten und Bajonett herausrißen und den dichten Wald amerikanischer (!) Stacheldrahtes zusammenhieben. Durch den Draht bahnten sie sich eine Gasse und drei hintereinander liegende Linien wurden überrannt. Aber in diesem Momant schlugen aus dem Feuerkreis krachend und tosend schwarze Fontänen empor, eine Sperrkette von Flatterminen hemmte das Vordringen und gebot den Sturmern, für ein paar Augenblicke wieder hinter die Hindernisse zurückzugehen. Sofort setzte die Artillerie wieder ein. Jeder Schuß war ein Treffer, nicht umsonst hatten die Flieger so vortrefflich gearbeitet. Gleichzeitig war auch der Sturm der anschließenden Kräfte erfolgreich. Die kleinen zähen Polen des Neusandberger Regiments, die Fort 141 antraten, brachen trotz aller Hindernisse ein, brachen durch und eroberten das Werk. So vehement war der Anprall, daß die Besatzung nicht dazu kam, das Minensystem

in Funktion zu setzen, das die Forts sprengen sollte. Aus Furcht, die Zentrale könnte sie zur Entladung bringen, bevor die überraschte Mannschaft sich zurückgezogen hatte, schnitt ein Pole der Besatzung dann noch überdies das Kabel durch.

Auch um die Zwischenwälle ging ein schwerer Kampf. Die Schlesier, Mährer und Polen Westranks wetteiferten mit den Ungarn Hader. Links von Koroszejn drang das Neusöhler Honvedregiment in eine Zwischenlinie ein, andere Regimenter eroberten ebenfalls Abschnitte. Die Russen kamen ins Wanken. Kobylany fiel in die Hände der Honveds. Das Hurra, das die Eroberung der Forts begrüßte, war für die Russen das Zeichen zu gänzlichem Rückzug. Kurze Zeit hernach schoß rings der gewaltige Brand empor, die Stadt war angezündet worden.

Der einzige Bewohner von Brest-Litowsk.

In der Nacht, die dem Sturm auf die westlichen Vorwerke und der gleichzeitigen Einnahme dreier Nordwestforts durch die Brandenburger folgte, nahmen die siegreichen Truppen sofort den Vormarsch auf. Der Brand der Stadt und der Innenforts, die nicht mehr verteidigt wurden, war ihnen Wegweiser. Bis vor den Bug folgten die Regimenter, Nachrichtendetachements drangen an den Fluß vor. Die Eisenbahnbrücke und die Straßenbrücke waren gesprengt, auch eine Floßbrücke stand schon in Flammen, konnte aber noch gerettet werden. Während vom Nordwesten her deutsche Abteilungen auf gleicher Höhe sich heranarbeiteten, schwamm der Reserveoberleutnant vom Neusöhler Honvedregiment Pogany mit einem Unteroffizier zum östlichen Bugufer, band dort einen Kahn los und auf diesem gelangten dann die ersten Patrouillen in die Stadt. Nachher gingen die Truppen über das den Bug stauende Schutzwehr, bis dann ein Brückenschlag erfolgt war. Um 5 Uhr früh wehte bereits auf der Zitadelle eine ungarische Fahne. Die Truppen, die vormittags durch die brennenden Straßen zogen, kamen in eine völlig zerstörte Stadt. Ein starker Wind blies in die Flammen, die sich von einem der mit Petroleum getränkten Häuser zum andern fortpflanzten. Fortwährend stürzten Gebäude ein. Auch die Zitadelle ging im lohenden Brand auf. Dagegen gelang es, eine Reihe schon mit Petroleum übergoßener Magazine mit großen Vorräten zu retten.

Die Straßen waren völlig menschenleer. Einsam stand in der Hauptallee ein kleines Schwarzpferd. Und in einem Garten hockte vor seinem niedergebrannten Hause mit seiner Frau und vier Kindern der einzige Bewohner von Brest-Litowsk, dem es gelungen war, in einem Versteck in der Stadt zu bleiben.

Eugen Lennhoff.

Bis zum letzten Atemzug.

Die Julisonne brannte heiß auf die staubigen Ebenen Russisch-Polens. Die Frucht auf den Feldern war überall geschnitten, doch war keine Sorgfalt dabei verwendet worden. Man sah es an den hohen Stoppeln, an einzeln verstreuten Ähren. Da und dort lag noch ein Bündel umgedroschen. In der Eile des Rückzuges hatten die russischen Bauern darauf vergessen. Die Erde war staubtrocken, stellenweise klappte ein breiter, tiefer Riß, aus dem der metertiefe Humusboden glänzte.

Schade um das herrliche Land! Wie schön müßte das Land gedeihen, reiche Ortschaften müßten emporblühen, wenn deutscher Hände Arbeit den Boden behaute. So dachte der österreichische Stabsoffizier, der den dicken Staub mürrisch von seinen Stiefeln schüttelte. Es war eine kräftige Gestalt, die allen Anstrengungen zu trotzen schien. Ein blonder Schnurrbart umrahmte die Lippen. Die Haut war kupfern gebräunt. Aus dem schmalen Gesicht stachen braune, ausdrucksvolle Augen. Sein Blick war zur Erde gesenkt. Mühsigen Schrittes ging er vorwärts, dem Wasser zu. Vergeblich versuchte der kleine Diener hinter ihm, gleichen Schritt zu halten. Trotz aller Bemühungen blieb er immer weiter zurück. Plötzlich blieb der Offizier stehen. Er hob sein scharfes Fernglas gegen den Horizont, wo ab und zu leichte weiße Wolken aufsteigen, Geschosshaufschläge eigener Artillerie. Dann ließ er die Hand ermüdet sinken. Seine Gedanken eilten der ferneren grünen Heimat zu.

Über ein halbes Jahr kämpfte er hartnäckig gegen den überlegenen Feind. Erst in den letzten zwei Monaten machte sich auch hier der Erfolg der Offensive geltend. Von der Heimat hatte er sich schweren Herzens getrennt. Wenn er auch seinen Beruf gewissenhaft ausübte, erfüllte seine Liebe zur Kunst die Seele. Tüchtiges hatte er als Artillerieoffizier schon geleistet, sein Organisations-talent war allseitig gewürdigt worden. Wenn er aber nach des Tages Mühen heimkehrte, schwelgte er bereits in Tönen. Sein erster Weg war zum Klavier. In kräftigen Akkorden spiegelte sich die Härte des Berufs wider in den ersten Takt eines Marsches. Nach und nach wurde das Spiel weicher und Phantasietöne, die nur ein reiches Gemüt empfinden kann, fesselten den Zuhörer. Oft spielte er eine Viertel, eine halbe Stunde ununterbrochen. Dann riß das Spiel plötzlich ab und er dachte erst daran, den Säbel abzulegen. Für den Krieg war sein Gemüt eigentlich nicht beschaffen. Aber wie die vielen Millionen Menschen, die zum Schutze des bedrohten Vaterlandes draußen kämpfen, erfaßte auch ihn bald der kriegerische Geist und mit dem Borne gegen die Zerstörer des Weltfriedens entwickelte sich auch in ihm der Wille, den Gegner niederzuringen; dies entstand in ihm ganz allmählich, lastete dann aber um so stärker Wurzel.

Ein Herzleiden machte sich schon vor dem Kriege fühlbar. Als es den Russen in einigen Monaten gelang,

nicht nur Galizien zu erobern, sondern an mehreren Punkten ihre Zähler über die Karpathen nach Ungarn zu strecken, da schnitt die Sorge um das Vaterland wohl auch ihm ins Herz, wenn er es auch nicht zeigte. Je länger er im Felde kämpfte, desto gesünder fühlte er sich. Die stete Arbeit, die Anstrengungen und die Märsche ließen ihn sein krankes Herz ganz vergessen. Frischer Geist wehte aus seinen Briefen, als die große Offensive begann. Glühende Vaterlandsliebe, gerechter Zorn gegen die Feinde sprühte aus allen Zeilen. Lemberg fiel, in Russisch-Polen und an der Nordgrenze Galiziens wurden die Truppen verschoben, um die Offensive kräftig auszunutzen. Auch seine Batteriedivision wurde verschoben. Tage und Nächte mußte marschiert werden, gewaltige Anstrengungen waren zu ertragen. In gehobener Stimmung bewältigte er alle Mühen. Wie er schrieb, ertrug er spielend jede Anstrengung, in freudiger Erwartung auf den unausbleiblichen Erfolg.

In einem klaren, wolkenlosen Zukunsmorgen war er am Artilleriebeobachtungsstand unermüdet tätig. Einige Kilometer nördlich am brüchigen Uferand, hatten sich die Russen gestellt und seit Tagen gehalten. Hier hatten

sie eine ihrer meisterhaften Verteidigungsanlagen in die Tiefe gebaut, an denen anfangs des Krieges manche tapferen Angriffe der verbündeten Truppen zerschellten. Eine Reihe unsichtbarer Verteidigungsanlagen waren hintereinander in den schwarzen Boden eingebaut. Verbindungsgräben im Zickzack ließen von den vorderen Gräben nach rückwärts. Durch tiefe Laufgräben konnte die russische Infanterie in Pflanzungsanlagen vollkommen gedeckt eindringen und durch Beschießen der ganzen Angriffsfront dem Angreifer den fast sicheren Sieg entreißen.

Unsere Offiziere hatten durch den Krieg gelernt. Hoch oben von einem Baum des Waldbrandes, wo ein unsichtbarer Beobachtungsstand errichtet war, spähte der Kommandant durch sein Glas. Trotz seiner scharfen Augen konnte er vom Gegner nichts entdecken. Weit entfernt, die scheinbar menschenleere Ebene für hindernislos zu erklären, versuchte er ein Mittel, das die Kriegserfahrung unserer Artillerie gelehrt hatte. Nach der Karte zog sich das Rideau des Fluchpfeils auf ungefähr fünf Kilometer Entfernung dahin. Er ließ die Batterien mit mehreren Aufschlagsstellungen gegen den Rideaurand schießen. Es war hohe Zeit. Im Walde sammelte sich eigene Infanterie zur Vorrückung über die endlose, von der Sonne beschienene Fläche. Langsam feuerte ein Geschütz nach dem andern. Er spähte scharf in die Richtung des Ufers. Die Geschosse schlugen ein. Eine weiße Staubwolke erhob sich da und dort, aber es zeigte sich kein Leben.

Auffatz fünf, vierzig, rief er durch das Telefon, ohne das Prismenglas vom Auge zu nehmen. Noch war außer dem Geschosshaufschlag nichts zu entdecken. „Auffatz fünf, fünfzig.“ Wieder nichts.

Doch, was war das? Vor dem Aufschlag schien sich etwas zu bewegen. Sollte er sich getäuscht haben? Er war durch den tagelangen Kampf ermüdet, es flimmerte vor seinen Augen. Das Herz pochte ihm ungestüm, so daß er die Pulsschläge an der Bewegung des Prismenglases wahrte. Sie und da setzte der Schlag aus. Was ist denn heute mit meinem Herz? dachte er, es ist doch kein Grund, daß es anders schlägt, wahrlich kein Grund.

Aufsatz fünf, fünfundvierzig! rief er dann, seine Aufmerksamkeit dem Ziele zuwendend. Einige Sekunden verstrichen. Man sah eine weiße, mehr weiß-graue Wolke am Ziel aufsteigen, gleich darauf einige Leute herauspringen.

„Ziel von dem Kirchturm links bis zur Baumgruppe bei K.; Schrapnellauflatz fünf, fünfundvierzig, Tempierung: fünf, vierzig!“

Nach den ersten Schüssen zeigte sich, daß Distanz und Tempierung richtig ermittelt waren. Eine lebhafteste Bewegung war am Ziel bemerkbar. Der Kommandant ließ Batteriefalven abgeben, beobachtete unausgesetzt die Wirkung. Sie mußte bedeutend sein, denn man sah trotz der großen Entfernung nicht nur deutlich das Laufen einzelner Leute, sondern auch an den leblos liegenden Körpern die zerstörende Wirkung. Einige Batterien ließ er dann mit Granaten schießen, um die Deckungen zu zerstören, während die Schrapnells die Bewegung des Feindes in den Laufgräben hindern sollten.

Unterdessen hatte sich die Infanterie zum Angriff entwickelt und ging in dünnen Linien hintereinander vor. Jetzt brach die feindliche Artillerie das bisher beobachtete Schweigen. Dampf brüllte jeder Schuß vom Horizont, ein unheimliches Säusen erfüllte die Luft, zwischen den Infanterielinien schlugen die Geschosse ein. Graue Staubwolken erhoben sich, doch war die Wirkung gering. Viele Geschosse waren Blindgänger; sie schlugen in den Erdboden, ohne zu freieren.

Dem Kommandanten am Beobachtungsstand war nichts entgangen. Er ließ durch eine Batterie die feindliche, deren Stellung er genau erkannte, beschießen, während die anderen das Feuer auf die Schützengräben fortsetzten.

Manchmal spürte er einen heftigen Stich in der Herzgegend. Er achtete dessen nicht. Im Geiste sah er seinen Bruder, der bei der Infanterie kämpfte, in der Schar der eigenen Infanterie vorrücken, von den feindlichen Artillerieteschossen bedroht. Obwohl er wußte, daß der Bruder weitab auf einem anderen Schauplatz kämpfte, konnte er den Gedanken nicht loswerden. Namentliche Wut erfaßte ihn. Er verdoppelte seine Anstrengungen. Die feindliche Artillerie verstummte auch, das Infanteriefeuer hörte man schwächer werden. Mit geringen Verlusten stürmte die eigene Infanterie vor. Die Artillerie hatte ihre Pflicht getan. Befriedigt von der Arbeit verließ er den Beobachtungsstand, kehrte zu seinen Offizieren zurück, wo die Erfolge besprochen wurden. Ein eigenes Gefühl ließ ihn nicht ruhen. Er empfahl sich und schritt über die weite Ebene mit seinem Diener dahin. Er wollte allein sein.

Ein seltsames Empfinden beschlich ihn. Seine Gedanken eilten zurück zur alten kränkenden Mutter, an die er mit Sorgen dachte; auch an den Bruder, der

an einer anderen Front hart kämpfte, vielleicht auch soeben einen Angriff durchführte. Die Sehnsucht nach der Heimat besiel ihn, die Sehnsucht nach Frieden, nach ruhigen Stunden im Kreise der Familie. Warum trugen ihn gerade heute die Hüße so schwer? Körperlich war er an dem Tage nicht angestrengt gewesen, dennoch beschlich ihn ein Gefühl der Müdigkeit, das er früher nicht kannte. Er wollte sich ein wenig ausruhen. Zu tun war heute wohl nichts mehr. Die Sonne senkte sich am Horizonte. Nur rechts hörte man noch lebhaftes Infanteriegeknatter. Während er auf der heißen, trockenen Erde lag, klang ihm die Melodie eines einfachen, schönen Heimatliedes im Ohr, an das er früher manchmal dachte, ohne sich der Melodie genau zu entsinnen. Er zog sein Notizbuch aus der Brusttasche und notierte eilig die Notizen. Abseits war sein Diener unterdessen eingeschlafen.

Nach zwei Stunden kam sein Adjutant, ihn wegen einer wichtigen Meldung zu suchen. Er fand seinen Kommandanten, mit dem Gesicht der Erde zugekehrt. Das Leben war entwichen. Das Herz, das arme Herz, es hatte ihn im Stich gelassen.

TAGESPOST (Graz) (Missagbledd)

Nr.: 256

TAG: 14. 9. 1915, 1

Der Durchbruch ins Pustertal

Die Niederlage der Italiener im Sextener Abschnitt.

Von unserem Berichterstatter.

Innsbruck, 13. September.

Behn Tage nach der schmerzlichen und verlustreichen Schlacht auf den Lafranconi und Vielgereuther Höhen haben sich die Italiener im Sextener Abschnitt eine neue Niederlage geholt. Es war der breiteste, und was die eingesetzten Truppen betraf, auch stärkste Angriff, den der Gegner am 6. September hier in dem Raum zwischen der Pfannspitze und den Dolomiten versuchte. Dem außerordentlich hohen Kräfteaufwand entsprachen auch die Verluste, die die Italiener bei dieser Niederlage erlitten: über 700 Leichen lagen vor unseren Stellungen; eine weit größere Zahl von Verwundeten wurde nach den Beobachtungen unserer Leute weggeschafft, und neun Offiziere und über 400 Mann fielen als Gefangene in unsere Hände. Auch die Siegesbeute an Kriegsmaterial war sehr bedeutend. Die Italiener blühten neben zahlreichen Waffen und einer Unmenge von Munition auch zwei Maschinengewehre ein, die sie bei ihrem fluchtartigen Rückzug nicht mehr mitnehmen konnten.

Die vielen Schlappen, die sich die Italiener bisher im Sextener Abschnitt geholt hatten — es sei nur an den unter riesigen Opfern gescheiterten Angriff des Toscaner Infanterieregiments Nr. 92 in den ersten Augusttagen erinnert — zwang sie zu einer Änderung ihrer bisherigen Taktik. Sie wollten nun in breiter Front den Durchbruch versuchen, um ins Pustertal einzubringen, und ein groß angelegter Angriff von Infanteriemassen in der ganzen Ausdehnung der Stellung, der tagelang von der Artillerie vorbereitet war, sollte sie diesem Ziel näher bringen. Zu diesem Durchbruch wurde die italienische 10. Division und in erster Linie die Brigade Basilicata ausersehen; wie aus einer Disposition, die man bei einem gefallenem Offizier aufsand, hervorgeht, „Das Oberkommando“, so heißt es in diesem Befehl, „rechnet bei der Tapferkeit der Brigade Basilicata mit dem Erfolg dieser Operation

und hat uns als würdigen Gefährten das tapfere 55. Infanterieregiment zugewiesen, welches mit unsiegbarer Hartnäckigkeit drei Monate in dem benachbarten Abschnitt gekämpft hat."

Die Artillerievorbereitung setzte schon am 1. September ein. Tag und Nacht überschütteten die italienischen Geschütze aller Kaliber unsere Stellungen vom Roted bis zum steil ansteigenden Dolomit, von der Schöntalhöhe bis zur Pfannspitze mit einem Hagel von Geschossen. In der Nacht vom 5. auf den 6. September meldeten unsere Beobachtungsposten das Herannahen stärkerer feindlicher Infanterieabteilungen, die unter dem Schutze des Artilleriefeuers herandrückten. Die Brigaden Basilicata, Ancona und Marche arbeiteten sich im Schutze der Dunkelheit langsam bis auf Sturm-
distanz gegen unsere Stellungen heran. Sprengpatrouillen wurden vorausgeschickt, um den nachfolgenden Sturmkolonnen den Weg durch die Hindernisse zu bahnen, und bei Morgengrauen setzte der Sturm ein. Bis auf 200 Schritte waren die Italiener herangekommen, ohne daß sie ein Schuß der Unsrigen aufgehalten hätte. Nichts sollte dem Gegner verraten, daß sein Feuer wirkungslos geblieben war, und erst als seine vordersten Reihen knapp siebenzig Schritte vor unseren Gräben zum Sturm aufsprangen und unter lauten „Corriva Italia“ und „Avanti Savoia“

Rufen die letzte kurze Distanz durchbrechen wollten, setzte unsere Verteidigung ein. Die erste Salve brachte dem verhassten Feind entgegen und da war wohl nicht eine einzige Kugel, die ihr Ziel verfehlt hätte. Reihenweise wurden die Angreifer niedergemäht, und was die Augen der Gewehre nicht bewältigen konnten, das vollendeten die Maschinengewehre, die Handgranaten und die Minenwerfer. Der Tod hielt reiche Ernte.

Aber immer neue Kolonnen stürmten gegen unsere Stellungen und fast hatte es eine Zeitlang den Anschein, als sollte die ungeheure Übermacht des Gegners hier und dort einen Erfolg erringen. Mit unerschütterlicher Ruhe schossen unsere braven Verteidiger und ruckweise erst und dann immer rascher und ordungsloser fluteten die Italiener zurück. Ihre Flucht gelang nur zum Teil. Mit vermehrter Kraft setzten unsere Maschinengewehre ein, und bald hatte auch unsere Artillerie wieder Raum genug, um ihre vernichtenden, alles zerstörenden Geschosse in die zurückweichenden Massen des Gegners zu senden. Siegreich war der schwere Angriff abge schlagen, nur an einem schmalen Frontstück hatten die Italiener einen kurzen Erfolg errungen gehabt. An einer Stelle war es ihnen gelungen, unsere etwas schwächere Besatzung nach hartnäckigen Kämpfen aus den Gräben zu drängen und sich selbst mit sehr starken Kräften in unserer Stellung festzusetzen. Zwei Maschinengewehre, die sie mitgebracht hatten und die sofort ein heftiges Feuer begannen, sollten ihnen das Errungene behaupten helfen. Auch dieser eine Erfolg, der mit ungeheuren Opfern bezahlt worden war, währte nur etliche Minuten. Mit beispielloser Todesverachtung setzten die Unsrigen zum Gegenangriff ein, der von vorne und von den Flanken zugleich den Feind bedrängte und ihn nach kurzem, blutigem Kampf wieder aus den eroberten Stellungen hinauswarf. So überraschend und so ungestüm war den Italienern dieser Gegenstoß gekommen, daß sie keine Zeit mehr hatten, ihre Maschinengewehre bei der überstürzten Flucht mitzunehmen. Sie fielen unseren Leuten als wertvolle Siegesbeute zu.

Eine gedeckte Mauer, die sich weit vor unseren Stellungen in den Boden senkt, bot dem geschlagenen Feind Schutz und Deckung. Dort sammelten sich die zersprengten und zurückgetriebenen Soldaten, die aus den Nachbarsabschnitten geworfen waren, und etliche

Offiziere bemühten sich, die Reste ihrer Kompanien zu ordnen. Auch dieses Verweilen dauerte nicht allzu lang. Nach kurzem Kampf nahmen unsere Truppen alle gefangen, die sich hier geborgen fühlten.

Am Tage vor dem mißglückten Durchbruchversuch hatte der Kommandant der Brigade Basilicata einen Befehl an seine Soldaten erlassen, in dem es hieß: „Der erhabene Geist des Capitaine Frank und unserer tapferen, am 4. August bei Roted gefallenen Kameraden erwartet uns auf den feindlichen Stellungen.“ Das stolze Wort des italienischen Brigadiers ist nicht Wahrheit geworden. Dafür aber mußte Cadorna drei Tage später in seinem Tagesbericht melden: „Im Cadoregebiet drangen unsere Truppen vor, indem sie in der ganzen Zone des Monte Croce Comelico (Kreuzberg) die Offensive ergriffen. Einige feindliche Stellungen wurden besetzt. Unser Angriff mußte jedoch angesichts der starken Verteidigungsstellen des Feindes an den Punkten, die schon von Natur aus furchtbar waren, aufgehalten werden.“ Er ist nicht aufgehalten worden, sondern unter schwersten Opfern gescheitert.

Und genau am gleichen Tage, der in der italienischen Presse die Verlautbarung dieses Berichtes brachte

und so abermals die Hoffnungen des Königreiches auf einen endlichen kleinen Erfolg in dem Kampf um die Felsenburg zerstörte, ließ der geniale Führer Tirols, G. d. R. Dankl, dem jetzt auch die Universität der Landeshauptstadt durch die Verleihung des Ehrendoktorats die höchste Ehrung gab, den heldenmütigen Verteidigern des Sertener Abschnittes folgenden Armeebefehl verlautbaren:

„Der Kommandant der Südwestfront, Sr. I. u. I. Hoheit Generaloberst Erzherzog Eugen, hat an den Landesverteidigungskommandanten von Tirol, G. d. R. Erzellenz Dankl, nachstehendes Telegramm aus Anlaß der erfolgreichen Gefechte am Kreuzberg gerichtet:

Den tapferen Verteidigern der Kreuzbergstellung, welche den starken Angriff des Feindes am 6. September so glänzend abgewiesen haben, spreche ich meinen Dank und meine belobende Anerkennung aus. Erzherzog Eugen.

Zu diesem gnädigen Lob beglückwünsche ich alle von ihm betroffenen Kommandanten und Truppen herzlich. Haben wir auch den Verlust so manches braven Kameraden zu betrauern, so ist doch die Abwehr des von mehr als einer italienischen Division geführten Angriffs ein glänzendes Beispiel dafür, wie gekämpft werden muß, um dem Feind schwere Verluste beizubringen, ohne solche selber zu erleiden. G. d. R. Dankl.“

TAGESPOST (Graz) (Mittagsblatt)

Nr.:

TAG: 17. 9. 1915

Der Heldenweg des Korps Arz.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressquartier, 16. September, 7 Uhr abends.

Je mehr Einblick man in die Operationen erhält, deren Gesamtheit die gewaltige Offensive von Gorlice bis in das Sumpfland der Polesie bewirkte, desto plastischer tritt die Größe dieses nun schon weit über vier Monate andauernden Siegeszuges hervor. In der Fülle der täglichen Veröffentlichungen verwischt das Bild der Einzelleistungen: wohl erhielt man hier und da Ausschnitte, aber im allgemeinen war es doch die Riesenfront als Ganzes, die man sich vorwärtsbewegend sah. Die Taten der einzelnen Verbände traten zurück gegenüber dem Gesamteindruck der immer wieder neue Überraschungen bereitenden ineinandergreifenden Geschehnisse, die Durchbruch auf Durchbruch brachten, bald im Zentrum, bald auf den Flügeln die Front vor-schnellen ließen, ihr immer wieder neue Richtungen gaben, bis nach der fast gänzlichen Befreiung Galiziens ganz Polen erobert war.

Aber so groß auch der Glanz dieses Gesamtbildes ist, er gewinnt doch noch viel weißstrahlenderes Leben, wenn man Mühe findet, sich in Einzelzüge zu vertiefen.

Ich hatte Gelegenheit, Daten über den 550 Kilometer langen Heldenweg des österreichisch-ungarischen Korps Arz vom Tag von Gorlice bis zur Einnahme von Brest-Litowsk zu erhalten. Sie erscheinen besonders interessant, einmal, weil dieses Korps mit seiner österreichischen und seiner ungarischen Division eine glückliche Mischung verschiedenster Nationen der Monarchie darstellt und dann, weil es von den ersten Stunden der Mairschlacht an stets im engsten Verband mit deutschen Truppen gekämpft hat. Der Weg des Kaschaner Korps ist gleichzeitig ein Ausschnitt aus dem Weg der Heeresgruppe Madensen.

Vor Gorlice.

Dreimal bin ich dem Korps Arz in diesem Kriegsjahr begegnet: dicht vor Gorlice das erste Mal. Der Plan zum westgalizischen Durchbruch keimte damals wohl erst. Im Schnee verborgen waren die Gräben des bei Limanowa bereits zu Ruhm gelangten Korps; fast zum Greifen nahe lag der hohe Kirchturm von Gorlice vor ihm, den gerade in jenen Tagen einige wohlgezielte Granaten seines Vorzuges als russische Beobachtungsstation entkleideten. Den Drehpunkt der Riesenfront schirmte damals das Korps, den Frontwinkel, wo die Karpathenaufstellung mit der galizisch-polnischen Linie zusammenlief.

Als dann im Verein mit der preussischen Garde die Divisionen des Feldmarschallleutnants Arz Jaroslaw und den anschließenden Raum am San stürmender Hand eroberten, durfte ich bei der Division A-

francel wiederum Kampfszeuge sein. Knapp vierzehn Tage zuvor war der Durchbruch bei Gorlice und am Dunajec erfolgt; in diesem kurzen Zeitraum hatte das Korps auf einer Strecke von 160 Kilometern neun russische Linien durchbrochen. Der 2. Mai hatte die Ungarn Hadzsz und die Polen, Mährer und Schlesier Astranets bei Luzna nordwestlich Gorlice gesehen. In prachtvollem Anlauf hatten letztere die zäh verteidigten fünf Etagen des Pustkiberges, erstere die Strzylwka erklommen. Im Eiltempo ging es dann weiter: die nach Osten führende Reichsstraße gab dem Vormarsch des Korps die Richtung. Jeden Tag wurde den Russen unter schweren Kämpfen eine Verteidigungslinie abgerungen. Die Erzwingung des Kopa-überganges brachte den Besitz von Biecz, der Forcierung der Wyszloka folgte die Einnahme von Jaslo, auch Jasloida und Wyszlok mit ihren vorbereiteten Stellungen vermochten den Drang nach vorwärts nicht zu hemmen. Eine Veränderung in der Angriffsrichtung trat ein: über Damaradz wurde der Gegner nach Nordosten zurückgetrieben.

Jaroslau und Przemyśl.

Der Tag von Jaroslau war ein Ehrentag des Korps. Im furchterlichsten russischen Artilleriefeuer wurde nach mehrfach angelegten Sturmläufen über den Garnisonsschießplatz nachts die beherrschende Höhe 264 genommen, während die Garde die Stellungen am Stadtrand eroberte. Unmittelbar im Anschluß an die Einnahme der Stadt wurde der San überschritten und das Ostufer trotz heftigster russischer Gegenangriffe gehalten. Und schon wenige Tage später sah der Pfingstvorstoß der Heeresgruppe Mackensen die braven Truppen bei dem wilden Ringen des rechten Flügels um Radymno.

Bis Chotyń wurde der Angriff vorgetrieben. Dort kam die Offensive für kurze Zeit zum Stehen. Durch tagelang fortgesetzte Massenangriffe auf die keilförmig aufgestellte Heeresgruppe suchten die Russen das Schicksal Przemyśls aufzuhalten, aber die Keilfront wankte nicht einen Augenblick, blutig wurden alle Anstürme abgewehrt.

Przemyśl fiel! Ein neuer Zug nach Osten begann. Mitte Juni traf die Russen der dritte Breit angelegte Stoß Mackenses. Zwischen Czerniawa und Sieniatwa wurde der Gegner überrannt: in mächtigem Anprall brach das Korps Arz bei Ralnit. in die feindlichen Linien ein. Im Norden der Grodoker Reichlinie bezogen die Russen neue Stellungen. Der Rückzug war äußerst verlustreich; treffliche Fliegeraufklärung ermöglichte, die im Sumpfland zurückzuleitenden Kolonnen unter schwerem Artilleriefeuer zu nehmen. Doch heiße Stunden warteten der Nachdrängenden. Bei Magierow stellten sich die Russen zu neuem Kampfe. Die Position, die sie im Anschluß an die Grodoker Reichlinie verteidigten, war äußerst stark. Schon bei den Herbstkämpfen des Vorjahres angelegt, war sie jetzt zu einer hochragenden Bastion ausgebaut worden. Für die Stellungen im weiten Umkreis bildete sie den Schlüsselpunkt. Eine fünfständige Artillerievorbereitung wurde befohlen, nachdem Flieger wieder ausgezeichnete Schießelemente geliefert hatten. Von 7 Uhr bis Mittag dauerte die heftige Beschießung, dann wurden die beiden Divisionen zum Sturm eingesetzt. Ein schweres Beginnen! Steil fiel die Höhe zu den Angreifern ab, tief eingegriffene, mit Traht und gefällten Bäumen versperrte Regenschluchten und geschickt angelegte Flankierungsanlagen machten die Annäherung fast unmöglich. Aber die Schneid, mit der angegangen wurde, führte doch zum Ziel. Links umfaßten die Honveds, rechts die 1. u. 2. Division, in einem Eisenhagel arbeiteten sie sich vorwärts, und am Abend war der Hügel erstürmt, der von deutschen Truppen auch aus den Nachbarabschnitten geworfene Feind im Rückzug hinter die Straße von Zolkiew. In rascher Verfolgung wurde dieser Ort erreicht.

Schwere Tage.

Nun erfolgte jene Umgruppierung, die die Heeresgruppe Mackensen mit neuer Stoßrichtung nach Norden aus Galizien heransführte. Als nördlich Rawarusta die Reichsgrenze über-

schritten wurde, hatte das Korps Arz mehr als 300 Kilometer zurückgelegt. Nicht leicht war der von fortwährenden russischen Gegenangriffen begleitete weitere Vormarsch: Versumpfte Wasserlinien mußten durchquert werden, die jedes Eingraben unmöglich machten. In Moorlachen lagen manchmal die Infanteristen, aber unverdrossen überwandten sie diese Terrainschwierigkeiten, immer weiter drängten sie den Feind in nördlicher Richtung. Es war ein stetes, wenn auch langsame Vorarbeiten. Zu einem heftigen Zusammenstoß kam es aber erst wieder an der Wolica, einem rechtsseitigen Zufluß des Wieprz, an den die Russen sich anzuklammern versuchten. Es war die erste der von ihnen auf dieser Vor-marschlinie angelegten, glänzend ausgestatteten Verteidigungspositionen. Zivilingenieure und große Arbeitermassen waren zu ihrem Bau herangezogen worden: zwei bis drei Meter dicke, mit Eisenbahnschienen, Balken und Erde belegte Decken schützten die Gräben auch gegen schwere Bomben. Artillerie und Maschinengewehrtrabanten waren so postiert, daß sie jeden Angriff flankieren konnten. Aber ungesäumt wurde der Angriff angelegt. Das Korps Arz ging dabei gegen den Raum zwischen Skierbiezow und Grabowiec vor. Der Widerstand, auf den es stieß, war von verzweifelter Hartnäckigkeit. Namentlich gegen das wütende Flankensfeuer war nur schwer anzukommen. Siebenmal wurde gestürmt. Sturmreihe nach Sturmreihe warf sich auf den Feind. Der Division Hadsh gelang es, im Handgemenge, den Gegner aus dem Weierhof östlich Skierbiezow herauszuwerfen, aber angesichts der Stärke der russischen Stellungen vermochte dieser Erfolg nicht aufrollend zu wirken. Überdies wurde der eroberte Stützpunkt mit einem wahnsinnigen Feuer überschüttet. Zwar suchten die Honveds sich festzuheften, aber immer dichter prasselte es aus der Flanke in das Gehöft hinein. In der Nacht mußte die Linie etwas zurückgenommen werden. Am nächsten Tag begann der Sturm aufs neue. Regiment auf Regiment brach vor, aber die Russen hatten Verstärkungen erhalten. Den herandringenden Kolonnen warf sich die Garde entgegen. Eine ungeheure Kampfwut flammte in den Sturmtruppen auf und am dritten Tag gingen sie die Höhenstellungen an. Diesmal schlug der Angriff durch: der fliehende Feind mußte 3600 Gefangene in den Händen des Korps lassen.

Auf Breß-Litowsk.

Die Wolica blieb zurück, die Offensive ging weiter. Wo die Russen Halt suchten, wurden sie geschlagen. Aber Starawies und Rejowiec wurde die Bahnlinie Lublin—Cholm erreicht. Unverzüglich ging es weiter bis Tarnow nordöstlich Lecza. Dort nahm eine neuer geschickt verschleierte Neugruppierungen, die so unendlich viel zu den großen Erfolgen in Polen beigetragen haben, das Korps aus seiner Linie heraus und setzte es weiter westlich

Nr.:

TAG:

bei Leczna wieder ein. Als Ziel wurde ihm Brest-Litowsk bestimmt, eine Aufgabe, die, als sie auf dem weiteren Vormarsch den Truppen bekannt wurde, gewaltige Begeisterung hervorrief. Von neuem begann die Russenverfolgung.

Bei Ostrow, östlich Lubartow, schien sich neuerdings ein harter Strauß vorzubereiten. Wieder hatten die Russen dort eine schwer zu bezwingende Stellung eingenommen. Aber diesmal zwang sie schon das Artilleriefener zum Rückzug. Nach einem nächtlichen Feuerüberfall gingen sie zurück. Kavallerie deckte den Abmarsch, dichtauf gefolgt von unseren Vortruppen, die den Feind bis in den Raum östlich Brest-Litowsk nicht mehr zur Ruhe kommen ließen.

Der Anteil, den dann das Korps an der Einnahme der Festung hatte, ist in der letzten Zeit genugsam dargestellt worden.

Die Kämpfe in Ostgalizien und Wolhynien.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressquartier, 17. September.

Wieder im ostgalizischen Morast.

Der Krieg in Ostgalizien zeigt wieder das Gesicht jener Herbsttage des vergangenen Jahres, da durch das Komitee der mittelgalizischen Straßen die Armeen zum San zogen. Unendlich Regen geht nieder und in Morast und Wasser versinken die Wege. Endlose Schlammfluten sind die Straßen, über denen noch vor kurzem undurchdringliche weiße Staubwolken lagerten; auf diesen Straßen zieht ein Meer grauer und gelber und grüner Zeltkleinwagen einher. Der Boden versinkt förmlich unter den breiten Rädern der Munitionskarren. Löcher und Wasserlöcher klaffen und vor den nur mühsam vorwärtskommenden Trainfahrten dampfen in letzter Anstrengung müde Pferdebeiner.

Gewaltige Anstrengungen sind nötig, um auf diesen Straßen den Nachschub zu bewerkstelligen. Zehn und zwölf Pferde müssen bisweilen eingespannt werden, um über die schwierigsten Stellen hinwegzukommen. Bis zu den Waden im Schlamm preßt sich die Mannschaft an die Nachspeichen, die nicht mehr vorwärts wollen; unablässig dringen durch das vielreihige Gewühl die Stimmen der Trainoffiziere, die zur Eile mahnen, denn — vorne tobt die Schlacht und ihre Bedürfnisse dulden keine Verzögerung.

Das Straßeneisend in Wolhynien.

Erfordert aber schon in Galizien das Vorwärtstommen der Trains restlose Hingabe jedes Einzelnen, so wächst die Arbeit jenseits der europäischen Wasserscheide in Wolhynien ins Riesengroße. Wo die gestreiften Grenzpfähle wolhynischen Boden künden, hören plötzlich die auch nur halbwegs erträglichen Verkehrswege auf. Schmale Wege winden sich durch die kahlen Felser, aus denen das verholzte Sparrenwerk niedergebrannter Meierhöfe ragt, zu den wenigen armseligen Siedlungen jenseits der Grenze. Wie gurgelnde Bäche ziehen sie durchs Land, krumme Wegweiser mit verwaschenen kyrillischen Buchstaben auf morschen kleinen Brettchen zeigen die Richtung, aber besser orientiert man sich nach den vielen Windmühlen, die felsam löchrige Arme über die öde traurige Landschaft reden.

Jrgendwo beginnt dann plötzlich die russische Poststraße, aber für die Kolonnen bedeutet das keine Besse-

rung. In den trockenen Tagen schon ätzten die Wagen auf dieser breiten holperigen, kaum grundierten Straße durch knöchelhohen Sand, der sich auf alle Sprichen legte und wie Wasser auf dem Mülhtrud niederfloß. Wie Schiffe bei hohem Seegang schwankten die Autokolonnen, die über Wladimir-Wolynskij geleitet wurden, und wie Kunstradfahrer erhielten die Autolenker ihre Fahrzeuge kreuz und quer in Schlangenwindungen auf der Straße im Gleichgewicht, manchmal den Feindbrand dem Fahrweg vorziehend. Nun, da der Regen kam, ist der Sand zu dickflüssigem Brei geworden, der sich wie Zentnerlasten an alles hängt; aber dennoch muß es vorwärts gehen, muß der Zug von den Etappenlagern zur Front wie ein Paternosterwerk in unaufhörlicher Bewegung bleiben.

Die Vorbereitung der russischen Offensive.

Seit Tagen dauert die große Kraftprobe an der wolhynisch-galizischen Front nun an. Die russische Angriffsfront hat sich vom Sereth aus nach Süden und Norden verlängert. Erst gegen die Armee Botkmer gerichtet, haben die Anstürme dann erst auf die Armee Pflanzler-Balkin und im weiteren Verlauf auf die Armeen Böhm-Ermolli und Puhallo übergegriffen; bis zum Rand der Polseie suchen die Russen das Kriegsglück an sich zu fesseln. In wochenlanger Arbeit wurde diese Offensive vorbereitet. Man opferte Dubno, zog aus jenem Raum Geschütze und Material nach Süden gegen den Sereth ab, um im Erfolg umso sicherer zu gehen. Die Bahnen, die gegen die podolisch-galizische Grenze und gegen das wolhynische Festungsbreite führen, waren überlastet mit Material und Menschen; was an Munition sich herbeischaffen ließ, wurde herangebracht. Artillerie, Maschinengewehre wurden konzentriert, die Mannschaftsbestände aufgefüllt und als alles so weit gediehen schien, um einen Erfolg zu verbürgen, wechselte das russische Oberkommando. In die Welt wollte man hinausposaunen: Der Zar hat sich an die Spitze seiner Truppen gesetzt und siehe da, wir siegen!

Die ersten russischen Stürme.

Aber so glänzend auch der Augenblick gewählt war, so sicher es schien, daß dieser Theatercoup durchschlagen würde, so kam die Absicht doch zum Scheitern. Nach anfänglichem Scheinerfolg auf einem kurzen Frontraum kam die groß angelegte Offensive zum Stehen und seit mehr als einer Woche schlagen die verbündeten Truppen Angriff nach Angriff zurück. Im Raum westlich Tarnopol—Trembowla, wo die

Angriffe begonnen und wo sie auch zur Zuriicknahme auf die Höhen östlich der Strypa geführt hatten, machte sich nach der unerschütterlichen Verteidigung der diese neuen Stellungen haltenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zuerst ein Abflauen geltend. Hatte schon die heißen Kämpfe vor den Brückenköpfen Tarnopol, Trembowla und Strusow, das Ringen um Dolzanka und Ostrow und das erbitterte

Batterien in tollem Tanz. Die gegenüberliegenden Stellungen bei Nowo-Poczajew mußten vorübergehend geräumt werden; sofort drängten russische Bataillone über den Fluß nach; aber sie kamen nicht dazu, sich festzusetzen. Kaum ans Westufer gelangt, griff unsere Artillerie flankierend ein und in wilder Eile stürmte die zurückgedrängte Infanterie wieder flussaufwärts:

Sandgemenge bei Miskulince zahlreiche Kräfte verzehrt, so war das in noch viel höherem Maße bei den Angriffen auf die starken Höhenpositionen der Fall, deren jeder vor den Hindernissen zusammenbrach.

Die Angriffe zwischen Czortkow und Buczacz.

In den letzten Tagen verschoben deshalb die Russen das Schwergewicht ihrer Angriffstätigkeit nach Süden und Norden. Mit außerordentlicher Erbitterung wird im Raum der Armee Pflanzers-Battin gekämpft; namentlich beiderseits der Bahn Czortkow—Buczacz trieben die Russen Angriff nach Angriff vor. Die Gründe liegen auf der Hand: Czortkow ist Knotenpunkt mehrerer sternförmig zusammenlaufender Bahnlinien, auf denen in den Vortagen starke Massen und Artillerie anrollten. In Czortkow wurden die über Jezierzany und Komczynce herangebrachten Verbände konzentriert und von dort aus wurden die Vorstöße angelegt. Die auf den Steilhängen im Gebiet zwischen dem Ochowiec und dem Dzuryn verankerten österreichisch-ungarischen Truppen sollten aus dem Brückenkopf Buczacz über die Strypa zurückgedrängt und dadurch die ganze Strypa-Front aufgerollt werden. Aber so heftig auch der Anprall immer wieder war, so fürchterlich der Eisenhagel der russischen Artillerie in die Stellungen hineinfuhr, sie hielten allen Angriffen stand. Es fruchtete den Russen auch nichts, daß sie mit Maschinengewehren armierte Panzerautomobile ins Feuer schickten, sie wurden von unserer Artillerie zurückgetrieben; eines wurde zusammengeschossen und erbeutet.

Der mißglückte Durchbruch an der Jkwa.

Während die Angriffe in diesem Kampfabschnitt sich auch gestern vergeblich wiederholten, lebte der auf breiter Front angelegte Ansturm auf der von südöstlich Zalosce bis zur Jkwa und längs dieses Flusses verlaufenden Linie nach den vorgestrigen schweren Niederlagen der Angreifer nicht mehr recht auf: auf fast 100 Kilometer breiter Front war dort der Durchbruch geplant. Den rechten Flügel der Armee Bothmer und die Armee Böhm-Ermolli sollte er treffen. Besonders südlich Kremieniec entfaltete der Feind eine riesige Kräfteansammlung. Hier hauptsächlich war die aus Luck und Dubno gereifte Artillerie konzentriert. Mit mörderischem Feuer wurden die am westlichen Jkwaufer eingegrabenen Abteilungen überschüttet; namentlich auf den Höhen von Nowo-Popowez am Jkwabogen südwestlich Kremieniec entbrannten die feindlichen

Feldjäger, Abteilungen des Budapesters Hausregimentes und oberösterreichischer Landsturm. Der Gegner stob über die Jkwa zurück; wer nicht fliehen konnte, fiel unter Bajonett und Kolben.

Hart bedrängt war eine Zeitlang das bei Nowo-Aleksiniec angegriffene Infanterieregiment Nr. 85. Zwischen Jkwa und Gorzyn vorbrechende russische Abteilungen suchten hier die österreichisch-ungarische Front auf galizischen Boden zurückzupressen. Eine übermächtige Welle stutete über die zusammengeschossenen Hindernisse in die Gräben hinein; doch weiter kam sie nicht, denn die Zipser aus der Leutschauer Gegend wankten nicht einen Augenblick, im Nahkampf wurden die Eingebrochenen verjagt.

Vollends eine Niederlage holte sich der zähe Angreifer bei Cebrow an der Bahnlinie Jezierzna—Blukacz, das ihm in blutigem Ringen entzissen wurde, wodurch der Frontabschnitt südwestlich des Teiches von Tarnopol wieder um ein schönes Stück der Brückensstellung angenähert wurde.

Die Schlacht am Nordflügel.

Nach all diesen Mißerfolgen sucht die russische Heeresleitung nun auf dem Nordflügel ihr Heil. Seit gestern ist im Skubielabschnitt und am Gorzyn eine große Schlacht im Gange. Aus Nowo stuteten Angriffsmassen heraus, denen die Festung als Rückhalt dient. Die dort stehenden Kräfte des Nordflügels unserer Armee haben den Kampf mit ihnen aufgenommen.

Eugen Lennhoff.

Die Offensive gegen Serbien.

Wieder hat eine neue Phase des Weltkrieges begonnen: das Wiederaufleben des Krieges gegen Serbien. Wer zu lesen verstand, der hat das schon seit Wochen erfahren können. Dennoch ist der gestrige Generalstabsbericht, der seit langen Monaten wieder die Südostfront erwähnt, von besonderer Bedeutung. Österreichisch-ungarische und deutsche Truppen und Batterien haben den Kampf an der Save, Donau und Drina wieder aufgenommen. Nach den Erfahrungen, die auf diesem Kriegsschauplatz im Vorjahre gemacht wurden, ist anzunehmen, daß man sich jetzt aller Schwierigkeiten voll bewußt und gerüstet ist, sie mit Erfolg zu bestehen. Die serbische Armee hat sich tapfer geschlagen und die

natürliche Bodenbeschaffenheit des Landes trefflich auszunützen verstanden. Trotzdem wäre sie unterlegen, wenn die nötigen frischen Kräfte, ausgerüstet und wohl versorgene Truppen zur Verfügung gestanden hätten. Doch davon später einmal. Heute ist die serbische Armee trotz allem Kampfesmut, der sie beseelen mag, nicht mehr das, was sie im Herbst 1914 war. Land und Heer haben durch den Krieg schwer gelitten und kaum jene Nachschübe an Material und Ausrüstung erhalten, die notwendig sind, um den kommenden Kampf auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg aufzunehmen. Dennoch ist das serbische Heer nicht zu unterschätzen. Es wird ein hartes Stück Arbeit geben, den Krieg dort mit Erfolg zu beenden, wo seine erste Flamme aufzuckte.

Der gestrige Bericht des Generalstabes ist aber auch deshalb von großer Bedeutung, weil er das Kraftbewußtsein der beiden Mittelmächte aufzeigt, die an der West- und Ostfront ihre siegreichen Heere im Feindeslande stehen haben, die im Südwesten Italiens menschenliche Angriffe abschlagen und nun auch die Kraft aufbringen, den Krieg wieder nach Serbien zu tragen. Begreiflich, daß man in Misch mit Unruhe in die Zukunft sieht. Die sieggewohnten verbündeten Truppen stehen an der Nord- und Westgrenze.

Dazu gesellt sich noch die albanische Frage, die Sehnsucht Serbiens nach dem Meere, die seine Truppen nach Albanien lockt, um den neuen Verbündeten, den Italienern, das Gebiet streitig zu machen. Wahrlich Serbien ist heute in einer keineswegs beneidenswerten Lage, denn trotz aller Versprechungen des Zaren und des Vierverbandes zeigt sich nirgends die Möglichkeit einer Hilfe. Die offenbar zur Beruhigung der erregten Gemüter nach Misch gesandte Mitteilung,

daß Truppen des Vierverbandes in Salonichi zur Unterstützung Serbiens gelandet werden sollen, ist wohl kaum anders zu werten, als die Zusage Italiens, an den Kämpfen um die Dardanellen und Konstantinopel teilzunehmen. Wenn die Franzosen und Engländer — von den Russen nicht zu reden — solchen Überfluß an Mannschaft hätten, um auch Serbien helfen zu können, dann würden sie kaum so dringend die Hilfe der Balkanstaaten und Italiens für ihre Dardanellenkämpfe begehrt haben. Dazu kommt, daß Salonichi derzeit noch im Besitze Griechenlands ist, dessen Vertrag mit Serbien wahrscheinlich eine andere Auslegung finden wird, als man sie in Paris, London und Petersburg wünscht. Das Donnern der deutschen Geschütze und das Feuer der österreichisch-ungarischen Truppen an der serbischen Grenze bedeuft mehr als die Wiederaufnahme des Angriffes gegen Serbien; es ist vielmehr die deutlichste Sprache dafür, daß die fast Jahresfrist dauernde diplomatische Schlacht auf dem Balkan für den Vierverband verloren ist. Serbiens letzte Hoffnung kann sich nur an Griechenland klammern; aber dort hat der kluge Sinn des Königs Konstantin, der weitgehend die mili-

tärische Überlegenheit der Mittelmächte längst erkannte, der Politik des Landes eine Richtung gegeben, die den Serben auch diese Hoffnung benimmt.

So erfüllt sich denn das Schicksal dieses Krieges voraussichtlich gerade dort, wo er seinen blutigen Anfang genommen. Dort wird die Brücke geschlagen, die die drei Mächte: Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei zu einem großen, zusammenhängenden Kriegsgebiet vereint und den Ausgleich der gemeinsamen Kräfte ermöglicht. Diese Brücke führt über Serbien, ist verankert in Bulgarien und endet erst weit im Osten. Noch ist es zu früh, zu frohlocken und die Ausblicke auf eine ferne schöne Zukunft vor das geistige Auge zu zaubern; doch der Brückenschlag Berlin—Wien—Sofia—Konstantinopel vernichtet die letzte Hoffnung des Vierverbandes und macht wohl den Weg frei zum erfolgreichen Ende des Krieges und damit zum Frieden.

Die Angriffe auf die wolhynische Front.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspress-Hauptquartier, 20. September,
7 Uhr abends.

Die russischen Angriffe auf der wolhynischen Front, die sich nach dem Bezug der neuen Stellungen erwarten ließen, haben gestern mit starker Wucht eingesetzt. Sie trafen unsere Truppen wohl vorbereitet in starken Positionen und ihre völlige, für den Feind äußerst verlustreiche Abwehr beweist, wie gut die Armeeführung daran tat, diese günstige Defensivbasis zu wählen. Schon als das wolhynische Frontstück nach der Einnahme von Luck und Dubno in einen im Verhältnis zu der anschließenden ostgalizischen Aufstellung recht weit nach Osten vorgeschobenen Raum vorging, war man sich bewußt, daß die Russen unter dem Schutze von Rowno Kräfte sammelten, um in einem kräftigen Vorstoß zu versuchen, sich Lust zu machen. Aufgabe der Armeeführung mußte es daher sein, starke, gut besetzte Positionen vorzubereiten und gegen diese dann die Russen anrennen zu lassen. Für einen solchen Verteidigungsabschnitt konnte nun das Gebiet westlich Rowno mit seinem Gewirr verschlungener Wasserläufe nicht in Betracht kommen. Nördlich der Rownoer Bahnlinie ist das Land völlig versumpft; wie Inseln ragen die schmalen, trockenen Streifen am Goryn aus der Sumpfwildnis. Besser sieht es südlich

der Bahnlinie flussaufwärts Kiewan am Stubiel aus, aber dort bei entscheidenden Kämpfen verankerte Kräfte wären aus dem Rahmen der Hauptfront doch so weit herausgefallen, daß sie der Gefahr ausgesetzt gewesen wären, bei übermächtigen Anstürmen flankiert zu werden. Außerdem machte sich dort die Festung Rowno als russische Rückendeckung unangenehm geltend. Die Abwehrposition mußte also weiter rückwärts angelegt werden, eine Notwendigkeit, für die auch der Umstand sprach, daß bei der scheinlichen Witterung die wenigen für den Nachschub in Betracht kommenden Straßen von Tag zu Tag schlechter wurden.

Wenn trotzdem der Angriff gegen Putilowka, Goryn und Stubiel weitergetragen wurde, so hatte das seinen Grund nicht in einer allgemeinen Offensivabsicht, sondern es wurde damit bezweckt, hinter den kämpfenden Truppen, unbehelligt vom Gegner, die Aufnahmestellungen für den in Aussicht stehenden russischen Hauptstoß vorzubereiten. Die vorgeschobene Front war somit die Deckung für die umfangreichen Befestigungsarbeiten. In ihren schwierigen Positionen hielten die auf diesen Posten gestellten Truppen allen Angriffen des Feindes gegenüber prachtwoll stand. Im Raum von Derazno und Kiewan ging tagelang ein schwerer Kampf um die Krümmungen des Goryn; wiederholt wechselten Uferpartien den Besitzer. Angriffe und Gegenstöße folgten sich fast ununterbrochen.

Als dann aus Rowno immer neue Massen und Artillerie herangebracht wurden und die russischen Stöße immer heftiger wurden, war der Augenblick gekommen, wo es geboten schien, die neuen Stellungen einzunehmen. Dabei kam es darauf an, dies unbehindert vom Feind zu bewerkstelligen, denn es ist keine leichte Aufgabe, sich glatt, ohne Verluste von einem angreifenden Gegner loszulösen. Die gewaltige Zahl der gefangenen Russen bei der galizisch-polnischen Offensive rührt nicht zum kleinsten Teil von schlechten Loslösungen her.

Es wurde also ein allgemeiner Gegenstoß angelegt, der die überlegenen Russen so überraschend traf, daß sie auf verschiedenen Punkten zurückgedrängt wurden. Für kurze Zeit kamen ihre Angriffe zum Stillstand. Sofort wurde die Situation geschickt ausgenützt: Die neuen Stellungen wurden kampflös und ohne Verluste erreicht. Gestern zerschellten an ihnen zahlreiche Anstürme. In breiter Front brachen die russischen Verbände vor, während gleichzeitig auch gegen die Iwajfront eine neue Offensive vorgetragen wurde. Am Vortag waren die gegen die Front östlich Luck angelegten russischen Kräfte über den Goryn und die Putilowka herangekommen. Ihr Anmarsch erfolgte hauptsächlich längs der Bahnlinie und Straße. An der Iwaj erfolgte der Einbruchversuch wieder im Abschnitt von Krásálec, wo schon vorher eine ganze Reihe russischer Angriffe scheiterte.

Der Flußbogen nördlich der Teichlinie Popowich-Romaryn-Borszczewka, in dessen Gebiet die Russen schon

(Hilfsblatt) (Nr. 2) 1928

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20.

im Kampfe um Novo-Boczarjew eine schwere Niederlage
erlitten hatten, sah gestern erneut ein erbittertes Ringen,
das wiederum zu Ungunsten des Feindes ausfiel. Wo
es einzelnen Abteilungen gelungen war, über die
Izwa zu kommen, wurden sie teils niedergemacht, teils
gefangen. Der Rest floh aufs Ostufer zurück. Einen
großen Anteil an dem Erfolg an der Izwa hatten
die „Hindenburg“, das Stuhlweissenburger Re-
giment Nr. 69, das die Russen in einem mächtigen
Flankenangriff mit dem Bajonett anging und zurück-
trieb.

Eugen Lennhoff.

Die Kämpfe in Ostgalizien.

Von unserem Kriegsberichterstatter.
Kriegspressequartier, 23. September.

Die Kampfpause, die nach der erfolgreichen Abwehr der russischen Gegenoffensive in Ostgalizien eingetreten ist, spricht deutlich für den Umfang des Zusammenbruches dieses mit gewaltigem Kraftaufwand auf breiter Basis ins Werk gesetzten allgemeinen Vorstoßes, der mit einem Schlag die Früchte der dem Durchbruch an der Zlota-Lipa folgenden Siege zertrümmern sollte. Für die verbündeten Truppen, die wieder in ihren Angriffslagen stehen, bedeutet der Stillstand wohlverdiente Ruhe, denn schier übermenschliches haben sie in den letzten Tagen geleistet.

Wie groß die Anforderungen waren, die die Truppen in den letzten Wochen zu bewältigen hatten, mögen folgende Angaben über die österreichisch-ungarischen Kräfte aufzeigen, die im Zentrum der ostgalizischen Front operierten:

An der Zlota-Lipa hatten diese Verbände, die gegen den Raum von Podhajce dirigiert waren, in prächtigem Anlauf drei russische Befestigungslinien durchbrochen und

dann im ersten Ansturm die Russen bis an den Koropiec geworfen; der gleichlaufend mit der Zlota-Lipa dem Dnjestr zufließt.

Am Koropiec.

Am Koropiec stellte sich der Feind zu ernstem Widerstand. Er hatte hier wiederum eine Reihe von Verteidigungslinien hergerichtet, die außerordentlich stark ausgebaut waren. Das ganze Gebiet war eine einzige große Befestigung. In das sumpfige Anland und ins Flußbett waren Pflöde eingerammt worden, die mit Stacheldrahtreihen unter einander verbunden waren. Dichte Drahtverhaue zogen sich auch längs der auf dem Ostufer des Koropiec verlaufenden Landstraße, an deren Böschung die Russen sich eingegraben hatten. Auch der anschließende Höhenzug war mit zwei übereinanderliegenden Gräben besetzt. Wohl einfach war die Verteidigungslinie, der die Angreifer sich gegenüber sahen. Die russischen Befestigungen waren umso schwieriger anzugehen, als eine Reihe bastionsartiger geschlossener Stützpunkte der Verteidigung Halt verliehen.

Die Spiritusfabrik in Podhajce als Festung.

Ein besonders starker Stützpunkt war die Spiritusfabrik in Podhajce. Wie eine Festung sprang sie aus der russischen Linie heraus, nach rechts und links flankierend wirkend und das Tal beherrschend. Vor den Stellensichern zog der Graben, in dem sich die Russen festgesetzt hatten, vorbei. Die Fenster waren mit starken, aus der Fabrik herbeigeordneten Eisenplatten gepanzert, in den Gräben waren Kesselbestandteile und schwere stählerne Schilde eingebaut. Aber trotzdem sich hier ein sehr hartnäckiger Widerstand erwarten ließ, war der Sturm auf die erste Linie so überwältigend, daß die Russen sich in ihrer Festung unsicher fühlten, und das weitere Vordringen nur schwächlich abwehrten. Sie gingen auf die Strypa zurück.

Die Schlacht an der Strypa.

Sofort folgten unsere Truppen nach; unbeeinträchtigt um die Witterung, die von Tag zu Tag schlechter wurde. Ein scharfer Wind peitschte den Leuten den Regen ins Gesicht, aber der Hartnäckigkeit ihrer Verfolgung tat die schreckliche Witterung keinen Abbruch. An der Strypa stieß man auf neuen Widerstand. Mit großer Energie versuchte der Feind die Forcierung der Übergänge zu vereiteln, starke Brückenköpfe stützten seine Verteidigung. Tagelang entbrannte um den Fluß eine auf beiden Seiten erbittert geführte Schlacht, die ihre Wellen auch nach Norden und Süden warf. An der Strypa rangen die deutschen und österreichisch-ungarischen Verbände, im Raum von Brody preßte die Armee Böhm-Ermolli auf die Russen. Während aber der Widerstand gegen den Nordflügel verhältnismäßig rasch erlahmte, setzte der Gegner alles daran, die Strypa-Linie zu halten. Sturm nach Sturm wurde angefochten, ihn aus seinen Verschanzungen zu werfen. Ungemein wütend war der Kampf bei Burtanow, östlich von Trembowla. Im Walde, der sich dort an die Strypa legt, waren die russischen Batterien aufgeföhrt und mit einem Hüllfeuer überschütteten sie die anstürmenden Truppen. Schließlich wurde der Brückenkopf aber doch erobert und auf Pontonbrücken gewannen die stürmenden Regimenter das Ostufer.

Neue Kämpfe warteten ihrer dort.

Die russische Gegenoffensive.

Dem Vordringen der Verbündeten an den Sereth, das bis vor die Brückenköpfe Tarnopol und Trembowla führte, trat die russische Offensive entgegen. Diese traf nicht eine fest in ausgebauten Stellungen verankerte Front, sondern eine in Bewegung befindliche Linie, die in der ungünstigen Ebene, die den Übergang aus dem galizischen Hügel- in die podolische Hochfläche bildet, sich vorwärts arbeitete, immer nur rasch für Stunden flüchtige Deckungen aufwerfend. Auf diese Front stieß nun die russische Übermacht. Sie führte nicht einen sich über die ganze Front erstreckenden Hieb, sondern sie ließ ihre Massen nacheinander gegen die einzelnen Abschnitte anlaufen; erst im Raum von Tarnopol und Trembowla, dann an der Serethmündung und schließlich östlich Zalosce. Neben den Menschenmassen, die von den Russen in den Kampf

geworfen wurden, war namentlich die feindliche Artillerie sehr stark. Es hatte den Anschein, als ob viele Batterien, die lange geschwiegen, mit vervielfachter Kraft losbrüllten, so heftig war die Kanonade. Dann griffen auch Kosakenabteilungen, die in Galizien seit langem im Kampf gegen Infanteriestellungen nicht mehr aufgetaucht waren, sehr nachhaltig ein. Auf einem schmalen Frontstück wurden nicht weniger als dreißig Soldaten festgesteuert.

In sechs bis acht Reihen ging die russische Infanterie an; nie kam ihr Angriff zur Ruhe; war der erste Sturm abgeschlagen, wurde er gleich darauf wiederholt. Fünf, manchmal sechs Stürme folgten einander an einem Tag. In ihren zusammengeschossenen, vom Regen aufgeweichten, morastigen, schwachen Stellungen wehrten unsere Truppen die Anstürme ab. Wo es den Russen gelang, ein Frontstück einzudrücken, schlossen sich die Reihen sofort wieder. Manchmal, wenn die Situation sich kritisch zu gestalten schien, feuerten einzelne Batterien auf nächste Distanz solange in die anstürmenden Kolonnen hinein, bis Infanteriereserven herbeieilten. Furchtbar waren die Verluste, die der Feind in unserem Artilleriefeuer erlitt: Regimenter wurden zusammengeschossen, Kosakensoptnien auseinander gesprengt. Aber immer neue russische Kräfte griffen ein. Ein paar Kilometer Raum vermochten sie zu gewinnen, wenige, eben erst verlorene Kilometer, die in keinem Verhältnisse zu den Opfern standen, die um sie gebracht wurden. Was die Russen mit ihrer Offensive

beabsichtigten, nämlich das Westufer an der Strypa wieder zu gewinnen, schlug fehl. In den erbitterten Kämpfen, die um die Höhen am Fluß geführt wurden, wiederholte sich das Bild der vorhergegangenen Tage. Wieder kam es im Raum von Burkanow zu einem schweren Ringen; aber diesmal waren es die Russen, die gegen den Fluß vorgingen. An die Drahtverhänge kamen sie heran und wurden abgewiesen. Sie erneuerten den Sturm mit frischen Kräften und mußten wiederum zurück. Schließlich gelang es einer Abteilung einzubrechen, aber im Nahkampf wurde sie wieder herausgeworfen. Ähnlich erging es feindlichen Sturmkolonnen, die weiter nördlich gegen Bientawa vorrückten. Auch sie erzielten nach mehrfachem Anlaufen einen kleinen Terraingewinn, aber mit Kolben und Bajonett wurden sie geworfen.

Eugen Leunhoff.

Ein Kampf in den Wolken des Rombon.

Südwest, 22. September.

Noch oben zwischen Himmel und Erde, in den in Fels gesprengten Unterständen, liegt die Behausung, wo wir seit Wochen auf Posten stehen. Zweitausendzweihundert Meter hoch über dem Meere, wo das Thermometer unausgesetzt um den Nullpunkt schwankt. Einigen sind schon Hände und Füße erfroren, wenn der rauhe Nordost über die Gipfel rasst und schneidend durch Kleider und Knochen fuhr, die durchnässten Mäntel in spröde Gebilde verwandelnd, die harten Brettern ähneln. Dagegen gibt es keinen Schutz. Firngegliger und pfadlose Schneeflächen ringsumher. In den gähnenden Tiefen brauende, wogende Nebelschwaden, die emporsteigen, als flutende Schleier über unseren Häuptern schweben und alles um uns in ein graues Nichts hüllen. In nächster Nähe lugen in undeutlichen Umrissen wildgeackte Hörner und Klippen durch den Dunst. In den Schründen und klaffenden Spalten schimmert der Reuschnee. Fels, Eis, Schnee, wogenden Rebel und tiefer unten rauschende Fluten von Gletscherwasser. Eine Welt für sich, ganz anders als da unten tief, tief unter uns, von wo kein Laut mehr zu uns herauf dringt, wo noch die Sonne wärmt, noch grüne Blätter sich im Lustzug schaukeln. Hier bei uns in den Unterständen reißbedecktes, knisterndes Stroh, und dicke hartgefrorene Decken, kalte, fruchte Luft, und draußen stöhnender Sturm, Regen und Hagelgeschwassel. Stunde auf Stunde vergeht, das Prasseln hört auf, das eintönige Rauschen des Regens dauert weiter, wirkt einflussend, wo gerade jetzt die größte Vorsicht geboten ist.

Das ist die Stunde für die Italiener. Der günstige Moment zum Angriff im Schutze von Nacht und Nebel

und plätscherndem, mit Schneeflocken vermengtem Regen. Wir sind auf der Paß. An den aus mächtigen Blöcken, die wir mit Mühe zusammengetragen, aufgerichteten Mauern, an unseren sogenannten Steinbatterien, stehen die Horchposten, jedes leiseste Geräusch betauschend. Und einige sechzig Meter tiefer, jenseits der schneegefüllten Mulde regt sich etwas. Hier und dort ein abgebrochener, dumpfer Laut, ein sekundenlanger Lichtblitz, der fahl durch den Nebel schimmert. Dann wieder Stille. Nun hebt über uns ein Brausen an. Nebelschwaden steigen, verdichten sich zu unburdhringlichen Mauern, dann haucht ein Windstoß sie für Augenblicke weg und helles Sternegestimmer durchleuchtet die eben noch so tiefe Finsternis. Neue Wolken steigen auf, umhüllen die bleichen Riesen wieder, die unser Auge minutenlang geschaut.

Hier wurden schon mehrere solche Versuche der Italiener, näher heranzukommen, von uns blutig abgewiesen. Wohl litt ihr Unternehmungsgestalt darunter, aber ganz abschütteln ließen sie sich nicht. Manche Mine, die unter ihnen aufflog, nahm eine Anzahl von ihnen in die Luft, ihre Körper gegen Felsen und Klippen schleudernd, dann gab es einige Tage Ruhe. Hier und dort flog eine Gegenmine unschädlich auf, oder rasselte ein Maschinengewehr gegen unsere Stellungen los, sonst nichts. Sich unter dem Gestein mühsam vorzuarbeiten, ist nicht nach ihrem Geschmack, dazu lieben sie Luft und Sonne zu sehr, während uns diese Mauthurfsarbeit belüßigt. Dort drüben wird jetzt das Geräusch häufiger. Noch schweben einzelne Schwaden ober uns, wenden sich zögernd bald rechts, bald links über den Gipfel, auf dem wir stehen, dann kriechen sie untätig weiter, während rieselnder, schlüpfriger Tau den Reuschnee gleißig macht. Das eintönige ulerlose Grau beginnt sich zu teilen. Kleine Nebelschwaden flattern noch, wie ängstliches Gefiederherdum herum und jagen dann, vom aufsteigenden Morgenwind getrieben, den weiter rückwärts gelagerten Spizen zu.

Auf der Insel, die unser Fels hier im bewegten Luftheer bildet, wird es heller. Das Firmament in Osten hat schon einen lichtgelben Ton. In die Weite nach Süden und Westen trifft der Blick auf kein Hindernis mehr. Über Gipfel und Klippen hinüber gleitet er bis weit in die Ebene Italiens hinab. Dort schwebt noch schwerer Dunst. Aber die schneebedeckten Gipfel ringsum beginnen sich gelb und rosa zu färben. Doch wir müssen unsere Blicke von ihnen abwenden. Das frühere Geräusch hat uns nicht getäuscht. Die Italiener wollen das Morgengrauen ausnützen und etwas gegen uns unternehmen. Patrouillen tauchen in respektvoller Entfernung auf, wir bemerken sie trotz der angewandten Vorsicht und der Schneemäntel, die sie tragen, denn wir haben Augen wie die Adler, die über unseren Köpfen kreisen. Weiterhin gleiten Eskadren über die weißen Flächen, sie wollen uns umgehen und von der Seite packen. Wir lächeln darüber.

Ihre Hinten und Kniffe kennen wir schon lange. Unsere Seitenbedeckung wird sie gehörig abblitzen lassen. Sehr geschickt arbeitet sich die Abtheilung in der Front heran. In der Mulde, die der Feind überschreiten muß, liegt noch der Dämmer, der verhindert die Sicht. Nur dann und wann erblicken wir eine sich heranschleichende Linie von dunkleren Punkten. Das sind sie. In dünner Linie kommen sie, auf dem Bauche kriechend, vorwärts; die Schneehauben verraten sie, die sich vom blendenden Weiß des Neuschnees durch den dunkleren Ton der Farbe abheben. Voran haben sie ihre Sappeure mit Drahtscheren und Handgranaten, denn vor unseren Stellungen ziehen sich Drahtverhaue in mehrfachen Reihen, das wissen die Italiener von ihrem letzten Besuch her, wo es ihnen die erste Reihe zu erreichen und zu durchschneiden gelang. Wir haben die Schächten natürlich nachts wieder ordentlich zusammengeflacht und beträchtlich verstärkt. Wir beobachten mit atemloser Spannung die Richtung ihrer Vorrückung. Seit sie unlängst so nahe an uns herankamen, daß das Weiße in ihrem Auge uns drohend entgegenblickte, haben wir in dunkler Nacht in der Mitte Minen gelegt, die nun der Neuschnee bedeckt. Ob sie darüber unbeschädigt wegkommen? Diese Frage ist in all den hundert Augen gelegen, die sich begierig dorthin richten. Die Sappeure sind schon glatt über die Stelle weg und haben nichts Verdächtigtes bemerkt. Immer näher schiebt sich der rechte Flügel an den Ort heran, wo ihm die Vernichtung droht. Dort zwischen der Reihe der Felsblöcke sind die Minen angebracht, denen sich, weil sie Deckung bieten, ganze Paate von Italienern zuwenden. Wie die Indianer. Wie die „große Schlange“, der unszerblich Delawarehaupte und treueste Freund der „langen Büchse“, auch Lederstrumpf genannt. Nun geht es wie ein Aua durch unsere Reihen. Alles hält den Atem an. Sie sind drauf, auf der Mine liegend, schöpfen sie gierig Luft zu neuer Anstrengung. Da blüht es auf.

Eine Wolke von krachendem Fels und rieselndem Schnee. Fallender Donner. Die Felsen werfen den Schall minutenlang zurück. Noch verhindert der sinkende Schneestaub, die Wirkung zu sehen, aber Schmerzensschreie und lautes Jammern verrät sie. Unsere Blicke versuchen vergeblich die flimmernde, glühende Mauer zu durchdringen. Minuten vergehen, bis der Wirbel sich senkt. Was unsere Augen gewahren, macht selbst die an graufige Anblicke gewöhnten Krieger ernst. Die Wirkung war enorm. In mehr als fünfzig Meter Breite klast eine dunkle Öffnung zwischen den Blöcken. Der Schnee ist verschwunden. Ein schwarzer, tiefer, mit Trümmern und Leichen gefüllter Trichter gähnt dort, wo vor Minuten noch pochende Herzen sich an den weichen, blendenden Schnee schmiegen. Die Italiener hat ein Schauer des Entsetzens erfaßt. Eine gute Weile vergeht, bis sie ihre Fassung wieder finden. Inbessen erglänzen die Gipfel ringsum, sie leuchten

in hellgelb und rosa. Der Zeitpunkt zum Angriff ist für die Italiener schon verpaßt, aber mit anerkennenswerter Tapferkeit geben sie ihn jetzt nicht mehr auf. Sie bringen weiter vor und beginnen nun das Feuer. Es ist ziemlich wirkungslos, denn schon beginnt das aufsteigende Lagedgestirn auch die Mulde mit ihrem gleißenden Licht zu überfluten, der Schnee glitzert wie ein Meer von Brillanten und Edelgestein, er blendet. Sie schätzen die Distanzen zu kurz. Bei uns arbeiten nur die Maschinengewehre. Nur bei der rechten Seitenbedeckung am schmalen, steilen Grat, etwa tausend Schritte gegen Norden, knattert Gewehrfeuer. Dort kriegen die italienischen Skiläufer ihren Nasenstüber. Warum sind sie auch so fürwipig, sie kennen uns doch schon genau genug.

Einige Sappeure haben sich richtig bis an den ersten Drahtverhaue herangemacht und beginnen nun dort emsig ihre gefährvolle Arbeit. Wir leuchten ihnen gleich mit Minenwerfern und Handgranaten heim. Wie sie davonpurzeln! Es ist zum Lachen, diese überflachte Haat! Die Frontgruppe hat sich inzwischen ganz nahe herangearbeitet. Nun nehmen wir sie einzeln aufs Korn, sie fallen und überschlagen sich in ganz erklärllicher Zahl. Gegen den Vorsprung, auf dem unsere Steinbatterien stehen, der sehr steil ansteigt, und anscheinend Deckung gegen unser Feuer gewährt, drängt sich ein feindlicher Haufe zusammen. Das ist der Augenblick für die Steinkawinen. Die Posten lockern schon die Verankerung, stemmen die Hebebaume an und kappen die letzten Verbindungen. Die schiefe Schneefläche beginnt zu rücken, zu gleiten, dann polstert es los. Zuerst einzelne Blöcke, dann die ganze Masse hinter ihr her jagt kleines Geröll und allerhand Trümmerwerk. Springend und laufend tanzt die ganze Meterzentner schwere Masse immer rascher und rascher die steile Bahn herab. Was ihr in den Weg kommt, zermalmt sie, reißt es in die gähnende Tiefe mit. Der ganze dicke Haufen, der früher Kletternd heraufstrebte, macht die Reise mit, bis ihn tief unten am Hang eine Waldwand auffängt.

Nun geht es auch unten im Tale los, im Flitzchen bedecken donnern die Kanonen, ihr Donner selbst hallt dumpf herauf. Der Monzo schlängelt sich wie ein Silberband durch sein grünes Tal und am Rande des Javorcel, im Südosten, blitzen Schüsse auf. Bei uns aber geht es schon dem Ende zu. Der Gegner hat alle Lust verloren, den Angriff fortzusetzen. Er baut langsam ab und geht vorsichtig zurück. Nur einzelne weisen uns drohend die Fäuste, auf die unsere Schützen wie nach einer Scheibe schießen und noch manche zerschmettert zum Sinken bringen. Wir haben einige Verwundete verloren, vor uns aber behnt sich ein Leichenfeld, das uns an die blutigsten Tage im Norden erinnert. Den Lombon aber bekommen die Italiener nie, darauf schwören wir.

E. v. B.

Giftige Gase als Sturmkolonnen.

Die Kämpfe im Westen.

P. Berlin, 29. September. Bernhard Keller-
mann telegraphiert dem „Tageblatt“ heute aus dem
großen Hauptquartier: Mit einem Massenauf-
wand von vierzehn bis fünfzehn Divisionen,
darunter ein Teil der Rittener-Armee mit
Schotten, Irländern, Gurkas, Sikhs und Farbigen
aller Schattierungen, mit Hunderttausenden
von Kubikmeter giftiger Gase ergriffen die
Engländer auf dem rechten Flügel der Westfront
die Offensive. Ihre Vorbereitungen waren zeit-
raubend, kostspielig und gründlich.

Ihre Verluste sind ungeheuer,

ihre Resultate kaum nennenswert. Vom 20. an begannen
sie zu trommeln. Sie legten vier Tage lang schweres
Wirkfeuer auf unsere Gräben, auf bestimmte Abschnitte
einen vollkommenen Feuervorhang.

Von Armentières bis hinab zur Loretto-
höhe bereiteten sie den Angriff vor, der am 25.
began. Die Hauptvorstöße waren nordöstlich von
Fromelles; hier wurden sie unter schweren Ver-
lusten abgeschmettert. Ferner westlich Aubers; teil-
weise in unsere Gräben eingedrungen, wurden sie durch
einen Gegenstoß geworfen und dabei eine
indische Brigade total vernichtet. Von
einem Bataillon von 800 Mann blieben knapp über
100 am Leben; mehr als die Hälfte davon fiel in
unsere Hände, ähnlich erging es ihrem Angriff bei
Givenchy und Festhubert, demselben Festhubert,
wo sie bei ihrer Frühlingsoffensive 15.000 Mann Ver-
luste hatten. Sie arbeiteten hier erfolglos mit
Rauchbomben.

Das einzige nennenswerte Resultat erzielten sie
südlich des Kanals von La Bassée, wo sie nicht
mit Soldaten angriffen, sondern ihren Truppen

Hunderttausende von Kubikmetern giftiger Gase als Sturmkolonnen

borausandten. Diese Gaswellen waren so dicht,
daß man auf zehn Schritte Abstand keinen Baum
mehr sah; bis weit hinter La Bassée waren sie
fühlbar. Vor diesem Ansturm von Gaswellen mußten
wir uns auf unsere Stellung zurückziehen,
aber so bald es wieder lichter wurde, gingen unsere
Truppen zum Gegenangriff vor und eroberten
Teile der verlorenen Stellung zurück. Gleichzeitig mit
den Engländern und ihren Gaswellen griffen die Fran-
zosen von der Lorettohöhe bis Riviere südlich Arras
nach einem tagelangen Hagelwetter von Granaten an
unter Verwendung von Gasgranaten.

Ihre Verluste sollen ins Grauenhafte gehen.

Souchez am Fuße der Lorettohöhe, jener
Trümmerhaufen, um den seit Monaten wütend gekämpft
worden war, wurde zum Ausgleich unserer Stellung
geräumt, wir haben 2500 Mann gefangen genommen,
darunter einen englischen General, einen Oberstleutnant,
einen Oberst und eine Anzahl Maschinengewehre er-
beutet. Alle unsere Stellungen von Armen-
tières bis hinab südlich Arras sind bis auf unwesentliche
Scharten vollkommen in unserer Hand, nur
wo die Engländer Gaswellen zum Sturm ver-
wandten, sind wir auf unsere zweite Stellung
zurückgegangen, in flachem Bogen südlich La
Bassée und nordwestlich Lens. Heute morgen wurde
ein neuer Vorstoß der Engländer bei Givenchy
unter sehr schweren Verlusten für den Feind ab-
geschmettert.

TAGESPOST (Graz) (Mittagsblatt)

Nr.: 271

TAG: 29.9.1915, 1

Der Rückzug der Armee Iwanow.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressequartier, 28. September, 5 Uhr
40 Minuten nachmittags.

Nichts vermag wohl das Scheitern der russischen Generaloffensive im Kampfraum südlich der Sumpfzone so zu erhellen, wie der neu aufgenommene Vormarsch der Verbündeten in Wolhynien, der die Front bereits wieder über Luck weit nach Osten vorgeschoben hat. Von ihrem ganzen Raumgewinn von etwa 50 Kilometer haben die Russen das weitaus größte Stück wieder preisgeben müssen, und sie stehen hinter der Putilowka wieder in jenem Verteidigungsabschnitt, dessen Durchbruch bei Olyka seinerzeit die Verbündeten bis an den noch etwa 12 Kilometer entfernten Stubiël führte.

Die Gründe für diesen raschen Rückzug liegen auf der Hand: Die durch die großen Verluste bei den Durchbruchversuchen sehr geschwächte russische Front am Styr sah sich in dem Augenblick, wo alle Reserven eingesetzt und unter großen Opfern abgeschlagen waren, von der Umklammerung bedroht, sie war in den von Styr und Zkwa zwischen Dubno und Rozniczne gebildeten großen Bogen vorgetrieben worden, stand also schon auf dem Höhepunkt der Offensive in der kreisbogenförmigen Aufstellung der sich an diese Flüsse anlehnenen Verbündeten. Aus diesem Grunde waren denn auch die Vorstöße der Russen an den Flügeln nördlich bei Roznica und südlich bei der Zkwamündung und dem Dorfe Murawica am heftigsten: Einmal

strebten sie dahin, um jeden Preis die Front auf eine gerade Linie zu bringen, die die Gesamtlage wesentlich gebessert hätte, anderseits sollte der Flügeldruck eine Umsassungsbevegung der Verbündeten unmöglich machen.

Als dann aber die Offensive abgeschlagen war und die Verbündeten wieder Luft hatten, war die russische Situation außerordentlich schlecht. Blieb man mit den geschwächten Verbänden in dem Styr-Zkwa-Bogen stehen, dann konnte jede Stunde eine Umsassung bringen: General Iwanow entschloß sich daher, den Versuch einer Defensiv in dieser schweren Lage gar nicht zu unternehmen, sondern unverzüglich die ganze Front zurückzunehmen. Im Zentrum begann die rückgängige Bewegung. Dann schlossen sich auch die Flügel an. Der Rückzug geschah in großer Eile, um möglichst schnell wieder auf eine verkürzte geradlinige Front zu kommen. In einem einzigen Tag legten die Russen den Weg zur Putilowka zurück, behindert von den Vorhuten der Verbündeten.

Eugen Lennhoff.

Die „deutschen“ Geldmacher in Amerika. An der englisch-französischen Anleihe in den Vereinigten Staaten, die bestimmt ist, der Entente neue „silberne Äugeln“ in ihrem Kriege gegen Deutschland zuzuführen, beteiligen sich auch die deutsch-amerikanischen Finanzleute! Ja, wenn Kapital Profit riecht, wirft es alle Sentimentalitäten über Bord... In der „Vossischen Zeitung“ wünscht sie nun Herr Georg Bernhard reinzuwaschen. Der Herr fühlt sich diesen amerikanischen Finanzhyänen aus mancherlei Gründen innig gefällt: erstens, weil er von derselben Geldmacherzunft herkommt, zweitens, weil die, die in die Gewissenszweifel gekommen sind, Deutsche seien, und vielleicht noch aus einem anderen Grunde... Also möchte sie der Herr Bernhard reinwaschen:

Man muß zugeben, daß alle diese Leute in einem schweren Gewissenskonflikt standen. Man muß es unter diesen Umständen begreifen, daß eine Firma wie Kuhn, Loeb und Komp. schließlich das faule Kompromiß schloß, sich selbst nicht zu beteiligen, den Partnern der Firma ihre Zeichnung aber freizugeben. Jakob S. S. Schiff, der Senior des Bankhauses, hat monatelang durch sein Eingreifen verhindert, daß sich die Firma an der Finanzierung von Kriegslieferungen beteiligte. Schiff, der aus Frankfurt stammt, äußerte sich bei Beginn des Krieges sehr wenig freundlich über Deutschland. Er hat die ersten Meldungen über seine Äußerungen richtiggestellt. Aber auch nach dieser Richtigstellung bleibt doch immer noch als Kern seiner Ausführungen übrig, daß er keinen völligen Sieg Deutschlands wünsche. Herr Schiff glaubte eben an den schrecklichen Militarismus Deutschlands, umsomehr, als er seit Jahren Anhänger der Friedensbewegung und in Amerika einer ihrer rührigsten Apostel ist. Diese Äußerungen Schiffs waren zum mindesten höchst unnötig. Ein Frankfurter Schiff sollte nicht mit neutraler Flagge geistige Konterbande decken. Aber immerhin ist Herr Schiff in seinen Daten seines Ursprungslandes eingebend geblieben. Er hat sich auch bemüht, die Firma so lange als möglich neutral zu halten. Aber einige seiner Partner sind Engländer. Auch nicht der Abstammung, sondern der später gewonnenen Ueberzeugung nach. Unter ihnen gebürdet sich Herr Kahn aus Mannheim. Kahn ist besonders wild und er hat wohl vor allem geglaubt die Verpflichtung zu haben, sich wenigstens für seinen Teil an der Anleihe zu beteiligen. Daher der eigentümliche Ausweg, der die Firma zwar nicht vor der Kompromittierung in Deutschland völlig schützen wird, aber faktisch für uns wohl einen gewissen Nutzen hat, weil die zahlreichen deutsch-amerikanischen Bankiers, namentlich im Westen der Vereinigten Staaten

durch die offizielle Teilnahme der Firma Kuhn, Loeb und Komp. in arge Bedrängnis gekommen wären. Außerdem würde durch die Unterschrift des Hauses unter der Zeichnungseinladung bei der großen Werterschätzung, dessen es sich in Amerika erfreut, die Emission der Anleihe zweifellos einen erhöhten Erfolg gehabt haben. Um so bedauerlicher ist es, daß sich die Firmen Ladenburg, Thalmann und Komp. und Gallgarten und Komp. bei der Uebernahme der Anleihe beteiligt haben und als Zeichnungsstelle fungieren. Bei Ladenburg, Thalmann und Komp. ist allerdings nur noch der Name deutsch, während Gallgarten und Komp. noch zwei deutsche Inhaber haben und außerdem mit deutschem Kapital arbeiten. Jedenfalls aber haben beide Firmen von ihren deutschen Namen großen Nutzen gezogen; sie haben in hervorragendem Maße mit Deutschland gearbeitet. Daß man mit diesen Firmen während des Krieges keine Geschäfte mehr machen wird, versteht sich wohl von selbst.

Gar rührend ist, wie der Herr Georg Bernhard mit Schiff aus Frankfurt und Kahn aus Mannheim intim ist... Daß er aber für Verwandlungen ein verstehendes Gemüt besitzt, nimmt uns wenig wunder. Denn schließlich bietet auch seine Verwandlung des Wertwürdigen genug. Er ist nämlich jetzt der Gewaltige des Ufstein-Verlages, in dessen Hände die einstige solide Tante Voh geraten ist und wo sie nun „modernisiert“ und ins Imperialistische transponiert wird. Vielleicht erinnern sich noch manche, daß auf dem Dresdener Parteitag viel von einem jungen Bankbeamten Bernhard die Rede war, der es nicht verwinden konnte, daß man seine Zugehörigkeit zur Partei bestritt. Er ist derselbige Herr Bernhard...

Gouvernements-sitzung in Wilna.

Wilna; Ende September.
Wir werden den Herren vorgestellt, den deutschen und den polnischen, dem Oberbürgermeister von Wilna, der ganz dem Wille eines russischen Staatsrates entspricht, den Herren des Magistrates, dem Vorsteher der Miliz, dem Stadtkämmerer, dem Stadtmedikus. Der Oberstleutnant vom Generalstab eröffnet die Sitzung. Er hat Übung in diesen Dingen von Antwerpen und Kowno her. Man merkt es sofort an der Art, die zwischen Liebenswürdigkeit und militärischer Bestimmtheit eine kluge Mitte hält. „Zunächst, meine Herren, möchte ich Ihnen wiederum den eben eingetroffenen deutschen Heresbericht verlesen. Es ist der Bericht, der die letzte Siegesbeute der Schlacht von Wilna bringt. Die Orte, die genannt sind, werden schnell an der Karte gezeigt, die französische Offensive und der Erfolg unserer Defensivkurz charakterisiert. Die Wilnaer Herren sind sehr bei der Sache, die im Deutschen besser Bewanderten geben den anderen leise Hilfen im Versehen.“

Zur Tagesordnung:

Da ist zuerst die Frage der Prostitution in Wilna. Eine ziemlich wichtige Frage, in der sich das deutsche Gouvernement und die Behörden von Wilna einig sind.

Schwieriger ist schon die Frage der Wiederherstellung der Pferdebahn. Die eine Meinung geht dahin, daß es erfreulicher wäre, die niemals angenehmen Bahnen — man muß ihre Schienen gesehen haben — weiter ihrer Ruhe zu überlassen. Auch über das Maß von Nutzen, das die Arbeitsleistung von den etwa sechzig erforderlichen Pferden schaffen würde, ist man geteilter Ansicht. Die Meinung des Oberstabsarztes entscheidet: „Ich halte diese Bahn für Verwundeten Transporte für notwendig und nützlich.“ „Es muß versucht werden,“ fasst der Oberstleutnant zusammen.

Wohnungswechsel zum 1. Oktober. (Also vorläufig, da man noch in diesen Dingen den russischen Kalender gelten lassen muß, 13. Oktober.) Es wird ein Erlaß vorgelegt, nach dem jeder Wechsel verboten ist, Ausnahmen nur in dringenden Fällen gestattet werden. Man ist sich sofort einig, daß die Maßnahme gut ist. Weiter. Notstandsarbeiten regt der Oberstleutnant an. Eine russischstädtische Armenfürsorge gibt es nicht, bemerkt ein Redner, die Leute sind gewohnt, für sich zu sorgen. Der evangelische Pfarrer erklärt, daß die kirchlichen Organisationen bisher allein hier eingegriffen hätten und regt bei der Gelegenheit an, die vielen tausend Flüchtlinge aus den Gouvernements Kowno und Kurland, sogar aus Warschau, möglichst bald abzuschieben. Es ist der Wunsch der Leute natürlich. „Auch der Wunsch des Gouvernements, wenn die Bahnen dafür zur Verfügung stehen. Später.“

Droschkentarif. „Meine Herren“, sagt der Kommandant, „haben nach deutschen Begriffen gegeben.“ „Zu viel“, sagen Kenner der russischen Tarife. Der deutsche Oberbürgermeister, der dem Magistrat an die Spitze gestellt ist, erklärt, daß Regelung schon in Aussicht genommen ist.

„Sind die Waffen abgeliefert?“ wird der Vorsteher der Miliz gefragt. Der sagt nein. „Wann?“ Die Antworten sind recht unklar. „Sie werden bei der Kommandantur, die seit gestern“ — das gestern ist schon schärfer betont — „alles vorbereitet hat, abgeliefert.“ „Wann“, fragt der Kommandant, „werden die Wagen heute vorfahren?“ „Es ist so schwer, Fuhrwerke zu bekommen“, sagt der Vorsteher der Miliz. „Wir haben gestern nacht 250 zusammengetrommelt“, meint der Oberstleutnant. „Wann fahren die Wagen also heute Mittag vor?“ fragt der Kommandant. „Um 3 Uhr.“ „Es ist gut!“

Große und kleine Fragen werden erledigt. Die „Kompetenzen“ sind noch nicht immer völlig abgegrenzt, die Wirkungskreise gehen noch stark ineinander, und der deutsche Oberbürgermeister beginnt manchen Satz kopfschüttelnd mit dem wehmütigen Satz: „Bei uns in Preußen...“ Der Oberstleutnant entscheidet dann stets, es wird eben gemacht. Bitte! Herr So und So wird das übernehmen. Die Hauptsache ist, daß es geschieht.

Kleines und Großes flattert, wie gesagt, vorüber. Da ist die Hundefrage. Also, die Hunde scheinen sich täglich zu vermehren, trotzdem befohlen ist, die herrenlosen Straßenlöter abzufangen. Wegen Krankheitsverbreitung, Tollwut... Eben abzufangen. Statt dessen gleichen manche Viertel Hundeschulen. Der Wilnaer Oberbürgermeister erklärt, daß Hundefänger beauftragt seien. Niemand hat je einen gesehen. „Sie durften nur nachts arbeiten, zur russischen Zeit. Soll sein jetzt anders? Gut!“ „Nur nachts? Da sind ja keine Hunde da?“ „Nur nachts.“ „Also schön“, sagt der Oberst-

leutnant, „die Hunde müssen fort. Ich halte mich an den Magistrat, der Magistrat hält sich an den Milizvorsteher, der hält sich an die Hundefänger und die halten sich an die Hunde. Aber gründlich, bitte!“

Am nächsten Vormittag lebten die Platane, die den Umzug verboten, an den Straßenecken. Ein kleiner, drahtvergitterter Wagen bog aus einer Seitenstraße. Die Hundefänger hielten sich an die Hunde.

Bei fortschreitender Arbeit — einer Arbeit, die nicht leicht ist — wird Wilna, wie eine selten schön gelegene, so auch eine sehr ordentliche Stadt werden. Vorausgesetzt, daß sich weiterhin die Hundefänger an die Hunde, will sagen, jeder an sein Arbeitsfeld hält, das ihm genau und sorgfältig ausgemessen wird.

Holf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Unter der Russenherrschaft in Lemberg.

Herr Viktor Buzina, der in den Reihen des heimischen Landwehr-Infanterieregiments Nr. 3 mit Kriegsausbruch auf den galizischen Kriegsschauplatz kam und kurz vor der Übergabe von Lemberg an die Russen verwundet und krank in einem Lemberger Reservespital Aufnahme fand, gibt uns eine fesselnde Schilderung über die Zustände in Lemberg in der Zeit der Russenherrschaft: Am 3. September wurde Lemberg den Russen kampfslos übergeben und wir im Spital wurden dadurch zu Kriegsgefangenen. Man nahm uns die Waffen ab, und so warteten wir nun gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Am gleichen Tage brachten freiwillige Krankenpflegerinnen zwei Zivilanzüge, von denen einen ich und einen ein Zugführer des 17. Infanterie-Regiments erhielten. Sie sollten uns noch sehr zum Vorteil werden. Die Russen kümmerten sich glücklicherweise am Anfang um uns gar nicht. Es kamen nur einmalige russische Kommissionen, die aber kaum in die Zimmer hineinschauten und so ging alles im Spital seinen gewohnten Gang. Einige russische Sanitätsfeldbetten verfielen bei ihren Landeuten den Diensten, während genesene Österreicher bei uns den Sanitätsdienst über hatten. Wohl aber wurde die Kost immer schlechter, da die russische Verwaltung für die roten Kreuz-Spitäler kein Geld hergab. Dafür kamen täglich Frauen, die uns Speisen, Labemittel und Rauchwaren brachten. Besonders nahmen sich unser die Frauen Mazurkewicz und Mosser an, von denen die erstgenannte dem früher erwähnten Zugführer und mir Unterkunft zusicherte, falls wir nach Rußland abgeschoben werden sollten. Die Stadt war seit dem Einzuge der Russen wie ausgestorben.

Durch vier Tage und Nächte wälzte sich der Miesenstrom der russischen Truppenabteilungen durch die Stadt. Unvergeßlich wird mir der Gesang während des Marsches bleiben, den ich dann durch fast zehn Monate hindurch täglich zu hören bekam. Es ist eine Weise, die die ganze Armee kennen muß, da sie von allen gesungen wird, begleitet von einem schrillen Pfeifen. An einem Sonntag im Oktober veranstalteten die Russen einen der bei ihnen so beliebten Pogroms. In der ganzen Stadt wurde geschossen, auf Fußgeher, auf Häuser, durch die Fenster, Läden wurden erbrochen, insbesondere die der Gasthäuser, in Wohnungen wurde eingedrungen, geraubt, gemordet und geschändet. Besonders arg haßten die Russen in den Judenvierteln, obwohl einige Tage vorher erst der russische Guber-

nator durch Maueranschläge der Bevölkerung verländet hatte: Wir bringen euch die Freiheit, die Kultur und die Zivilisation!

Mitte Oktober sollten der erwähnte Zugführer und ich nach Rußland kommen. Wir nahmen unsere Zivilkleider und flüchteten zu Frau Mazurkewicz, die uns auf das Beste aufnahm. Gegen Ende November kam noch ein Stabsfeldwebel des Landwehr-Infanterieregiments Nr. 27, der auch geflüchtet war, zu uns und wir blieben nun wohlgeborgen bis Mitte Dezember bei dieser Frau. Dann übersiedelten wir zu dem Zahnarzt Georg Maier, den wir inzwischen kennen gelernt hatten. Auch bei dem Zahnarzt, der ein Berliner war, erging es uns gut. Am 27. Jänner veranstaltete unser Wohnungsgeber aber mit mehreren Lemberger Deutschen und sieben umgekleideten reichsdeutschen Kriegsgefangenen eine Kaiser Wilhelm-Geburtstagsfeier. Russische Geheimpolizei erfuhr von dieser Feier und Maier und alle Teilnehmer wurden nun unter Anklage der Späherei gestellt und nach zweimonatiger Haft nach Sibirien abgeschoben. Wir verließen, als wir von der Verhaftung Kenntnis hatten, natürlich sofort unsere schöne Wohnung und mußten uns nun durch zehn Tage mit verschiedenen Notunterkünften begnügen, bis sich die Hausmeisterin des von uns früher bewohnten Hauses bereit erklärte, uns eine Wohnung zu geben. Wir erhielten eine große, leerstehende Wohnung, in der wir uns häuslich einrichteten. Waren wir in den ersten Monaten der Russenherrschaft so ziemlich sicher, so sollte es nun schlimmer werden. Seit die Öhrana verschiedene Gefangene in ihren Verstecken entdeckt hatte und bei den Russen Massendefektionen eintraten, begann man auf der Straße, in Kaffeehäusern und in den Wohnungen Verhaftungen vorzunehmen. Ganze Straßen und sogar Bezirke wurden von der Polizei gesperrt und jeder Fußgänger mußte sich ausweisen. Man kam sogar zur Nachtzeit in die Häuser und holte die Personen aus den Betten und verhielt sie zur Ausweisleistung. Wir waren viermal gezwungen, die ganze Nacht auf dem Hausdache, hinter Giebel und Rauchfang versteckt zuzubringen. Die letzte Streifung in unserem Hause, 14 Tage vor der Rückeroberung Lembergs, war die gefährlichste. Um 3/4 Uhr früh, wir lagen noch im tiefsten Schlaf, erscholl unsere Alarmglocke. Wir räumten rasch alles Verdächtige weg und flüchteten auf den Boden. Es war die höchste Zeit, denn schon stürmten die Russen vom ersten Stockwerk herauf, als wir unsere Wohnung im dritten Stockwerk verließen. Wir versteckten uns hinter einem Giebel. Gleich nachher kamen die Russen auch schon auf den Dachboden und wir hörten, wie der Offizier die Hausmeisterin beschimpfte

und dabei unsere Namen nannte. Ein Offizier kroch nun sogar auf das Dach heraus und war schon bedenklich in unserer Nähe, rutschte aber glücklicherweise aus und zog sich dann wieder zurück. Wie uns die Hausmeisterin erzählte, hatte sie einer der Offiziere sogar mit dem Revolver bedroht, falls sie ihm nicht drei österreichische Offiziere und die Spione ausliefere; doch war die Frau glücklicherweise standhaft geblieben.

Von der Behandlung unserer Kriegsgefangenen will ich lieber gar nicht sprechen, wohl aber mögen meine Beobachtungen an den russischen Truppen hier Erwähnung finden. Die Behauptungen über den Waffen- und Munitionsmangel im russischen Heere kann ich danach nicht als übertrieben bezeichnen. Ich sah selbst, wie in den letzten fünf Monaten der Russenherrschaft die russischen Reserven ohne Gewehr zur Front zogen. Viele Russen gestanden mir zudem, daß sie von der Handhabung eines Gewehrs überhaupt nicht die geringste Ahnung hatten. Begeisterung oder Vaterlandsliebe konnte ich nie bei den russischen Soldaten erkennen. Fast stumpfsinnig zogen sie zur Front unter ihrem Gesänge, denn singen mußten sie, sonst gab es kein Essen. Tausende wurden wieder gefesselt zurückgebracht. Beim Plündern gingen die russischen Offiziere selbst mit denkbar schlechtestem Beispiel voran. Sie bezogen die Wohnungen der Geflüchteten, nahmen die ganze Einrichtung als Kriegsbeute für sich und ließen sie dann nach Rußland bringen. Die Vestecktheit der russischen Beamten überstieg alle Begriffe. Die Zahl der Fälle, die man sich erzählte, ging in die Legion. Vom Grabonatschelnik (Polizeioberster) sagte man beispielsweise, daß er sich auf diesem Wege ein Vermögen erworben habe. Dazu schloß man in den letzten Monaten der Besetzung die Tätigkeit der Ochrana in solchem Maße, daß man sich fürchtete, neue Bekanntschaften zu machen und nicht genug vorsichtig im Umgange mit den schon bekannten Personen zu sein. Daß unter diesen Umständen die Befreiung Lembergs am 22. Juni eine Erlösung aus langer Qual für die Bevölkerung der Stadt war, bedarf wohl keines weiteren Verweises mehr. Es war ein elementarer Gefühlsausbruch, der sich an diesem Tage zeigte und die wahre und echte Gesinnung der Bevölkerung Lembergs zur Geltung brachte.

Zwischen den Sperrforts.

Von Karl Dr. Nowak.

Kriegspressequartier, im Oktober.

Von diesem Ausschwärmen an die Grenzen Tirols, vom Stüßerjoch, von der Dolomitenfront, von den Stellungen rund um den blauen Gardasee, aus dem äußersten Süd des Valsugana — von all den Eisföhnengräben und Felsföhnengräben kommt man mit gleichem Gefühl, mit der einen gleichen Überzeugung zurück: weder Alpini noch Bersaglieri werden hier von den Grenzkämmen, Grenzpfaffen, Grenzgletschern in Andreas Hofers Heimat einziehen können. Eine feste Burg ist das Land Tirol. Starr und ernst ragen die schneeigen, steinigen Gipfel in eisumhauchte Höhen. Aber die Hel den, die auf ihnen Wache halten, sind voll Heterkeit und Frohmüt...

Sie sind mehr als das. Es scheint, als verzeu- fache wirklich erhöhter Anspruch die Kräfte jedes einzelnen Mannes. Wenn etwa die amtlichen Berichte kühl und sachlich nur von den „gewöhnlichen Geschütz- kämpfen“ an dem oder jenem Abschnitt sprechen, so ist mit der knappen Feststellung noch keineswegs gesagt, daß der oder jener Abschnitt nicht eine Hölle sei. In der Tat hat etwa die Beschließung der Sperrwerke ent- lang der ganzen Tiroler Front durch die Italiener seit Kriegsbeginn auch nicht einen Tag lang aufgehört, und wer bedenkt, daß den Italienern immerhin die neue Artillerie einer Großmacht zur Verfügung steht, die nicht sparsam mit schwersten Kalibern zu sein braucht, kann sich ein Bild davon machen, wessen sich die k. u. k. Werke täglich zu versehen haben und was sie bislang aushielten. Die Italiener freilich, die von diesem ganzen Kriege gegen Österreich-Ungarn eine von den wirklichen Verhältnissen unangenehm berichtigte Vorstellung hatten, dachten sich auch das Zerbrechen der Tiroler Sperrfortriegel leichter und wesentlich anders. An Munition hatte die neu eintretende Kriegsmacht keinen Mangel, sie sparte also auch nicht, sie begann gleich anfangs die Forts mit schwerem Geschosshagel an jedem einzelnen Punkt zu überschütten. Aber, obwohl nie- mand hier in der k. u. k. Front bezweifelt, daß die italienische Artillerie ganz ausgezeichnet schießt, so glaubt doch nicht nur keiner an eine Niederringung der Werke, ganz im Gegenteil: die sonderbarsten Dinge, die seltsamsten Überraschungen haben sich an den Tiroler Werken, unmittelbar unter dem schwersten Feuer herausgestellt. Da schwor eines Tages zu Kriegsbeginn der Erbauer eines der Sperrwerke Stein und Bein,

daß seine Schöpfung unbedingt 500 italienische Voll- treffer auszuhalten vermöchte. Der Festungsingenieur ist neulich in die Kapelle seines Werkes zu einer sehr feierlichen Messe eingeladen worden. Die Messe war angesagt und angelegt zu Ehren des 5000. italienischen Volltreffers, der in das Fort eingeschlagen hatte, ohne seine Kampffähigkeit ändern, geschweige denn, erschüttern zu können....

Denn unmittelbar unter den einsaufenden Gra- naten verjüngen sich, was immer die Granaten zer- stören, die beschossenen Forts. Arbeiter und Besatzung wettern miteinander, sie kampfkraftig zu halten. Sie bessern jeden Schaden unverzüglich aus. Über Nacht werden große Mengen von Beton zurechtgemischt, man füllt sie dort ein, wo ein Riß entstand, und die Sonne macht die flüssige Masse schnell stahlhart. Die Italiener wissen nicht nur von diesen Ausbesserungsarbeiten, sie sehen sie auch. Was aber ohne Zweifel wichtiger ist: sie können die Wiederherstellung nicht hindern. So ist's gekommen, daß heute gerade jene Forts, die zu den mitgenommensten zählen müßten, zu den stärksten ge- hören. In unablässiger Arbeit haben sie Neubauten und Zubauten erhalten, die eine Niederzwingung des Ganzen immer schwieriger gestalten. Wenn irgendwo noch, so paßt hier das alte Bild vom Phönix, der sich verjüngt, sich strahlender als je aus der eigenen Asche erhebt: die Werke unter dem Granatenfeuer der Ita- liener werden täglich stärker.

Entlang der ganzen Tiroler Front dröhnt und hämmert es von Arbeit. Längst sind alle Unterkünfte fertig, aber man baut sie noch aus, gründet ganze Städte im Stein und Felsen. Und alle Wege sind in musterhafter Ordnung, denn auch sie leiden unter dem Feuer der Italiener — soweit es sich um Wege im Schußbereich handelt — nur wenig. Auch ihnen gilt die unermüdliche Arbeit der Tiroler Grenzwacht. Die Dampfwalzen marschieren ohne Unterbrechung alle Straßen ab, die Trichter, die da und dort doch ein paar fallende Granaten erzielten, sind schnell wieder ver- schwunden. Natürlich sind auch die harmlosen Dampf- walzen ein gern beschossenes Ziel. Manchmal melben italienische Flieger ihre gefährliche Anwesenheit den Batterien zurück, oft erledigen die Straßenwalzen ihr Geschäft auch einfach vor den Augen des Feindes. Der Überschwang an Schrapnellen ist dann groß. Und ein Artillerieoffizier hat kürzlich ausgerechnet, daß solch eine Dampfwalzenbeschießung in der Regel ungefähr so viel an Kosten verursacht, wie die Anschaffung von zehn funktionsfähigen Straßendampfwalzen.

Im Innern der Sperrforts hat noch kein Mann sich irgendwie beunruhigt gefühlt. Wenn die schweren 30.5-Zentimeter-Geschosse der Italiener hernieder- schmettern, dröhnt und bebt freilich das ganze Fort, bis tief hinab zur unterirdischen Offiziersmesse. Aber es bleibt beim Dröhnen und Beben. Alle, die Mann- schaft und die Offiziere, haben das Gefühl unbedingter Sicherheit. Übrigens merkwürdig genug sieht solch ein Werk von außen schon aus. Trichter vorn, Trichter hinten. Kein Mensch könnte hier eine Festung von

starkem, militärischem Werte vermuten, wenn nicht plötzlich die Geschütze eine nicht mißzuverstehende Sprache zu reden anfangen. Es ist eine hübsche Pietät, eine Erinnerung an verschollene, historische Kampftage gegen den gleichen Feind, daß man ab und zu in dem einen oder anderen Fort noch eine von jenen alten, braven Kanonen trifft, die schon 1866 gegen die Italiener kochten. Rechts und links von ihnen ist alles bespielt mit schwerster Artillerie mit dem Geburtsdatum des Weltkrieges. Aber die Artilleriesoldaten aus der Custozzazeit hat man auch stehen lassen. Sie feuern nur selten, aber sie haben die Kraft, den Sinn eines Symbols....

Dort oben, wo die Sperrforts kämpfen, irgendwo in ihrer weiteren Runde, sind auch die Standschützen zu Hause. Zwischen den Bergspitzen oder in den Wäldern haben sie ihre Lager so geschickt versteckt, daß sie selbst für den Freund, dem der Weg beschrieben wird, so gut wie unauffindbar sind. Zu einzelnen der Standschützenlager muß man sich an Drähten tasten, die von Baum zu Baum gespannt sind.... Sie leben alle ein Idyll in ihren kleinen, sauberen Hütten, deren Tür ein Heiligenbildchen ziert, und bekommen alles, dessen sie bedürfen. Natürlich suchen die Italiener die Lager. Beschossen haben sie sie bisher reichlich: getroffen haben sie bisher wenig. Andererseits unterhalten sich die Standschützen in ihrer freien Zeit über die Streitfrage, ob ein Schütz' mit zweiundachtzig Treffern unter siebenundachtzig Schüssen ein ganz schlechter oder nur ein schlechter Zieler sei.... Viel Kugeln scheinen diese Leute, wenn die Italiener zu einem ihrer ewig abgewiesenen Angriffe vorgingen, nicht in die Luft verschwendet zu haben. Und auch die Standschützen haben ein Symbol, sogar ein lebendes, in ihren Reihen.... Einer ihrer Hauptleute ist Sandwirt aus Passeier. Der

andere große Sandwirt aus dem Passeiertal hat des Hauptmanns Großvater aus der Taufe gehoben. Der Standschützenhauptmann heißt Simon Hofer. Eine Seitenlinie. Die neuen Hoferleute werden hinter den Vorvätern von 1809 kaum zurückstehen.

Unsere Flotte an Italiens Ostküste.

Standort, 7. Oktober 1915.

Ancona.

An Bord eines unserer Schlachtschiffe, die vor Ancona mitgewirkt haben, erfahre ich eine Reihe noch unbekannter authentischer Details über jene kühne Unternehmung unserer Flotte, die den Krieg schon wenige Stunden nach seiner Erklärung an die feindliche Küste getragen hat.

Am späten Nachmittag kam die Radiobefehle mit der Kriegserklärung Italiens; wir lagen eben im Hafen vor Anker, auf allen Schiffen ein Riesen-Hallo, eine unbändige Freude, daß es doch endlich dazu gekommen war! — Ein paar kurze, klare Worte unseres Flotten-Kommandos wiesen jedem Schiffsverband eine bestimmte, scharf umschriebene Aufgabe zu, eine knappe Ergänzung ging von da wieder an die einzelnen Schiffskommandanten. Jeder wußte genau, was er zu tun hatte bis hinab zum letzten Matrosen und es war so, als wenn unser Admiral Haus nur auf einen bestimmten Knopf zu drücken gebraucht hätte, um die ganze Riesenmaschine sofort in planmäßige Tätigkeit zu bringen. Es war eine Freude, wie alles geklappt hat! — Keine Aufregung, keine Konfusion, nicht der geringste Zweifel und eine heilige Ruhe über allem! Die geht wie eine Massensuggestion von unserem höchsten Kommandanten auf alle über. Wir fuhren nun aus, und waren nicht wenig stolz darauf, den Flottenkommandanten in Person an Bord zu haben. Es war schon dunkel, als wir ausfuhren, und wir hatten keine Eile, um bis Tagesanbruch an der feindlichen Küste zu erscheinen; die einzelnen Flottenteile fuhren getrennt nach den verschiedenen auf Hunderte von Kilometern auseinanderliegenden Punkten mit einer gemeinsam vorbestimmten Stunde des Angriffes. Wir sind noch eine Weile unweit von Ancona liegen geblieben, den Tag zu erwarten und formierten uns dann in langer Kieillinie, um den Hafen auf gute Distanz feuernd zu passieren. Ancona selbst ist ein ziemlich bedeutender Kriegshafen, der durch moderne 25 Zentimeter-Batterien und noch viele andere Artillerie verteidigt wird. Der Einfahrt legt sich im Süden eine Landzunge vor, die bergig ist, einen Leuchtturm trägt und die Sicht auf die Stadt selbst größtenteils verdeckt. Es war endlich hell geworden und nun konnte es losgehen. Vom Feinde war noch nichts zu sehen, nur eine Unmenge Fischerbarken, die nachts über ihre Arbeit tun, kehrte gerade heim und kam uns mitten in den Kurs. Große Verwirrung und noch größeres Erschrecken auf der ganzen Linie, unsere Schiffe hier zu sehen, die aber trotz der vorgeschriebenen Formation so geschickt manövierten, daß kein einziges von diesen, vielleicht 50 Booten,

zu Schaden kam. Die Fischer riefen herauf, was wir denn eigentlich hier machten, denn sie wußten nichts vom Kriege, der ausgebrochen war, als sie Ancona schon verlassen hatten. Sie schimpften in allen Tonarten mit den saftigen Ausdrücken und Verwünschungen, über die die italienische Volkssprache reichlich verfügt, aber nicht über uns, sondern über ihre Regierung, die sie jetzt mutwillig ins Unglück stürze. Dann schrien sie: Evviva Austria! Recht geschieht es diesen Schweinen! Gebt acht auf U-Boote! Die Leute haben ja mit der hohen Politik nichts zu tun, sie sind arme Teufel, die von irgendwelchen reichen Leuten, die in Rom oder anderswo sitzen, das Fischereirecht gepachtet haben und jetzt ruiniert sind. Diese von ihnen hatten ja bisher auch das freilich oft mißbrauchte Recht des Fischens an unserer eigenen Küste und wissen wohl, daß sie diese Wohltat nun für immer verloren haben. So leiden auch hier wieder die Kleinen an Stelle derjenigen, für die keine Strafe schwer genug wäre!

Wir hielten nun in voller Fahrt zunächst den Kurs ein paar Meilen südöstlich Ancona an die Küste, um von dort aus zu schwenken und parallel zur Küste Ancona auf 5000 Meter zu passieren. Unsere Flieger waren aufgestiegen, einerseits zur Verbollständigung der Aufklärungsarbeit unserer Torpedoflottille, andererseits, um die uns unbequemen Küsten-

batterien zu bekämpfen. Diese offenen 25 Zentimeter-Batterien bekamen nun zunächst ein paar Fliegerbomben ab, die sehr gut gezielt waren und dann obenbrein noch Maschinengewehrfeuer aus den Lüften. Sie hatten kaum selbst geschossen, als infolge dieser Überraschung die ganze Mannschaft glattweg durchging und auf das Weiterfeuern verzichtete. Nun kam die dritte Aufgabe für unsere braven Flieger, nämlich die Schußbeobachtung für unsere Arbeit in Ancona selbst. Wir hatten Befehl, zunächst den Leuchtturm, die Semaphorstation und eine Anzahl militärisch wichtiger Gebäude zu beschießen, jedoch Kirchen möglichst zu schonen. Ein Höchstverbrauch von 5 Schuß war für die schwere Artillerie pro Geschütz festgesetzt und außerdem war im Interesse der Bevölkerung befohlen worden, sie zunächst durch einige Warnungsschüsse aus den meistbedrohten Stadtteilen zu vertreiben, bevor die eigentliche Beschießung begann. Es war Punkt 4 Uhr früh — wir hatten kleine Flaggengala gesetzt — als die Semaphorstation daran glauben mußte. Das ist ein alter, bieder steinerner Rundturm, der gleichzeitig sechs 10 Zentimeter-Granaten genau nebeneinander in den Bau bekam, so daß er auseinander fiel, wie ein Ei, dem die Meisen weggenommen worden sind. Dann kamen die Hafenbatterien an die Reihe, die bald schwiegen, weil sie nicht mehr bedient wurden, der Leuchtturm, der Bahnhof und sonst noch militärisch wichtige Gebäude, die in unserem Programm vorgezeichnet waren. Von uns aus sah man im Gebiete der Stadt nur dicke Rauch- und Staubwolken, aus denen das Feuer schlug. Sehr genau war die Wirkung einer

Granate in einer dreistöckigen weißen Kaserne zu beobachten. Das Haus erzitterte plötzlich von oben bis unten, als wenn es sich schüttelte, man sah den Blich drüben und dann eine dicke graue Wolke, in der alles verschwand. Als sie sich verzogen hatte, war nichts mehr da, die Kaserne war vollkommen in sich zusammengefallen. Bedauern haben wir darüber keines empfunden, denn in Ancona wurde die Heße gegen uns seit jeher ganz besonders betrieben; nun konnten sich die Leute dort wenigstens den Erfolg betrachten. Während unsere Schlachtschiffe langsam feuernd, vorbeifuhren, sie gaben nämlich statt der erlaubten fünf Schüsse nur je einen „Antwärtsschuß“ mit der schweren Artillerie ab, gingen unsere Torpedoboote und Zerstörer ganz nahe an den Hafen heran, wo sie mit Maschinengewehrfeuer empfangen wurden. Die italienischen Geschosse prasselten wie ein Hagelwetter gegen die Dächer, die zwar zahlreiche Dullen, aber kein Loch bekamen; dafür wurden zwei im Hafen liegende italienische Dampfer anslanciert. Nach knapp dreiviertel Stunden stellten wir das Feuer ein und dampften langsam wieder dem Heimathafen zu. Zu dieser Zeit, etwa 5 Uhr früh, wurde plötzlich die „Citta di Ferrara“, die später bei Lussin von einem unserer Flieger in Brand geschossen wurde, von Nordwest her kommend gesichtet; ihre schöne silbergraue Farbe leuchtete förmlich in der Morgensonne und das Luftschiff ging sehr schneidig heran, es kam schließlich fast bis über uns; unsere Flieger jagten aber den Zerkballon sehr bald in die Richtung, aus der er gekommen war, zurück. Wir hatten unseren Befehl wirklich mit größtem Erfolg durchgeführt und dabei nicht im geringsten Schaden weder an Menschen noch an Material erlitten und kehrten sehr befriedigt zurück, umsomehr, als uns noch der italienische Torpedobootzerstörer „Turbine“ zum Opfer fiel. Das war so.

Das feindliche Fahrzeug kam noch in der Dunkelheit nahe an eines der unseren heran und wollte sich überzeugen, wen es vor sich habe. Der Italiener wußte offenbar noch nicht, daß der Krieg ausgebrochen war und fuhr, als er die Gefahr merkte, ganze Kraft südwärts davon. Er entkam uns zwar, geriet aber dafür zwei anderen unserer Fahrzeuge, die eben nördlich Manfredonia zu operieren hatten, in den Wurf, die mittlerweile drahtlos verständigt waren, daß der „Turbine“ Kurs auf ihr Gebiet genommen habe. So wurde er denn von diesen in Brand geschossen und seine Besatzung waren die ersten italienischen Gefangenen, die in diesem Kriege gemacht wurden. Man ging sehr anständig mit ihnen um, und der Kommandant der „Csepel“ gab dem italienischen Offizier sogar sein eigenes Mittagmahl und aß selbst Mannschaftskost. Der italienische zweite Offizier war durch die ritterliche Behandlung von seiner anfänglichen Niedergeschlagenheit schon so sehr abgekommen, daß er ohne weiteres verlangte, seiner Familie telegraphieren zu können, unter welchen Umständen er gefangen genommen worden sei. Das ging doch etwas zu weit, und sein Brief wird ja schließlich auch noch zurecht gekommen sein. Die

Mannschaft der „Turbine“, die übrigens das erste Kriegsfahrzeug war, das die Kriegsflagge niedergeholt und die weiße Flagge gehißt hat, hat sich wirklich recht miserabel benommen. Aber sie kursorierte dann folgender Spruch: „Paura non abemo, quel maledetto coraggio manca!“ Auf gut Deutsch: „Furcht haben wir nicht, aber dieser verdammte Mut fehlt uns!“

Freiherr Kurt von Reden.

Das interessante Blatt

Nr.: 42.

TAG: 21. 10. 1915/13



Wirkung der Fliegerbombe eines österreichisch-ungarischen
Flugzeuges beim Bombardement der besetzten Stadt Vicenza.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Ueber den Ursprung des Krieges.

Die Kriegslegende der Entente, wie sie sich in dem ganzen Bereich ihrer öffentlichen Meinung eingestrichelt hat, ist bekanntlich die, daß Deutschland diesen Weltkrieg planmäßig vorbereitet und bewußt herbeigeführt hat, zu dem Zwecke selbstverständlich, um seine Ueberherrschaft in Europa, um seine Weltherrschaft zu begründen. Und der wilde Haß, der auf Deutschland niederprasselt und dem beispielsweise in Frankreich selbst Geister erliegen, von denen man eine gerechtere und vorurteilslosere Beurteilung der Dinge gewärtigen dürfte, der ist damit natürlich nicht erkannt, wenn man ihn bloß als einen Beweis des geistigen und moralischen Verfalls der Franzosen hinstellt, der ist nur zu begreifen als ein Zeichen, wie stark sich jene Legende in den Anschauungen der Gegner festgesetzt hat; eine Legende, die darauf hinausläuft, daß Frankreich von dem großen und gewaltigen Deutschland „überfallen“ worden ist. Freilich streitet gegen diese Legende eine durchschlagende Tatsache: die Siegeshoffnungen der Ententeländer zu Beginn des Weltkrieges, wonach sich, nach ihrer eigenen Meinung, Deutschland nicht in einen Krieg begeben hätte, der ihm die Weltherrschaft, sondern in einen Krieg, der ihm die Zerkümmerung bereiten werde; ihre eigene Beurteilung des Weltkrieges schlägt den angeblichen Welteroberungsplan der Deutschen tot. Aber Vernunft und Logik halten vor dem Kriegswahn nicht stand... Merkwürdiger als diese Legende der Feinde ist es schon, daß die Auffassung, der Weltkrieg habe seinen unmittelbaren Ursprung in Deutschland, auch innerhalb der deutschen Öffentlichkeit vertreten, und zwar sehr leidenschaftlich vertreten wird. Selbstverständlich wird nicht gemeint oder gesagt, daß Deutschland den Krieg gewollt oder entfesselt habe; wohl aber wird behauptet, und das mit immer gesteigerter Lebhaftigkeit, daß das Dasein des Reiches der deutschen Nation der Urgrund des Krieges sei: indem es in allen gegenwärtigen Gegnern den Anreiz zu der Koalition geweckt habe, die in diesem Kriege und durch ihn das Deutsche Reich, als das Hindernis ihres Ehrgeizes und ihres Expansionswillens, zertrümmern wollte. Wohl gemerkt, es handelt sich nicht etwa um die Renommagen, mit denen sich die Feinde nach Kriegsausbruch ergötzen, wo sie die mannigfachen, so wunderbaren Pläne auf Aufteilung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns betrieben; nein, nach dieser Auffassung, die, in unzähligen Broschüren niedergelegt, wirklich die gegenwärtige „Orientierung“ über den Ursprung des Weltkrieges ist, wäre es zu dem Kriege folgendermaßen gekommen: Das Deutsche Reich steht den zeit- und grenzenlosen Ausdehnungstendenzen Rußlands im Wege, also mußte es ihr Objekt werden. Deutschland ist die Bedrängung des englischen Imperiums; also ist Englands Interesse an seinem Untergang geknüpft. Dazu kommt noch das französische Revanchebedürfnis; und so verbündeten sich alle und begannen den Weltkrieg, in dem Deutschland für immer niedergerungen werden sollte. Daß gegen diese Auffassung, der Weltkrieg hätte seinen Ursprung in Deutschland, all die Vorgänge streiten, deren Zeugen

wir waren, nämlich nicht bloß die äußeren Geschehnisse, sondern auch das, was ihnen zugrunde lag, stört diese Betrachter keineswegs; wie sich überhaupt der Flug der Betrachtung um so höher erheben kann, je gründlicher sich diese von dem Ballast der Wirklichkeit befreit hat.

Es hat darum seinen Wert, daß heute das „Fremdenblatt“ diesen schiefen Auffassungen entgegentritt und die Dinge, wie sie wirklich waren, zurechtrückt. Das offiziöse Blatt schreibt nämlich:

Daß Oesterreich-Ungarn in den Krieg von Deutschland hineingekehrt worden sei, ist die beliebteste und meistverbreitete der vielen Kriegsfabeln. Sie verfolgte ursprünglich den Zweck, den Haß der Ententevölker gegen Deutschland zur höchsten Gluthöhe zu steigern, und sie enthielt überdies gegen dieses selbe Oesterreich-Ungarn, das man dadurch zum Unwillen gegen den Verbündeten bringen wollte, den Vorwurf, daß es von Serbien ungerechtfertigterweise Rechenschaft gefordert habe. Der Tatbestand wird umgedreht. Während es sich in Wahrheit so verhielt, daß Serbien, im Vertrauen auf den russischen Schutz, hartnäckig Minen unter den Boden unseres Staatsgebäudes legte und daß die Ermordung des Thronfolgers das Ergebnis eines wohlbedachten Systems war, dem wir ein Ende machen mußten, wenn wir unser Leben erhalten wollten, während die Wahrheit ist, daß uns Rußland dabei in den Arm fiel und zuerst einen Teil seiner Riesenarmee, dann, nach dem Pause der Verhandlungen, die ganze Armee mobilisierte, so daß Deutschland in Erfüllung seiner Bundespflicht und seiner Selbsterhaltungspflicht zu einem Ultimatum genötigt war — wird in den Ententeländern die serbische Miniertätigkeit totgeschwiegen und die russische Bedrohung umgedeutet und Deutschland erscheinend als die uns zum Kriege drängende Partei. Es drängte zum Kriege, so geht die Legende, weil es die Gelegenheit benützen wollte, seine Hegemonie über Europa zu errichten, und ließ uns, die wir, zu Tode erschrocken, um jeden Preis weichen mochten, nicht mehr los. Daß in Oesterreich-Ungarn Millionen von guten Patrioten es wie eine Erlösung begrüßten, daß gegen Serbien endlich Ernst gemacht wurde, daß wir alle die Ueberzeugung hatten, es gehe diesmal um unsere Existenz, das wird weggelogen oder totgeschwiegen.

Wir sind jener Legende wiederholt entgegengetreten und sind sehr befriedigt, daß das offiziöse Blatt an ihrer Entwurzelung nun teilnimmt. Es ist so, wie es hier dargestellt wird: daß Serbien, getrieben von seinen großserbischen Tendenzen und befeuert von Rußland, das in ihm ein Werkzeug zur Zerstörung des Nationalitätenstaates erblickte, die Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn nährte und daß deshalb Oesterreich, wie es da gesagt wird, „gegen Serbien endlich Ernst machen mußte“. Es ist ebenso

richtig, daß sich die Ausdehnungs- und Eroberungs-
tendenz, die Rußland in den ihm zum richtigen Ver-
hängnis gewordenen Krieg geführt hat, gegen den
Nationalitätenstaat richtete, von dem es vermeinte, an ihm
eine der panslawistischen Idee entsprechende Beute
machen zu können, wobei Deutschland in Erfüllung
seiner Bündnispflicht in den Konflikt geriet; der dann
freilich auch alle alten Feindschaften gegen Deutschland
selbst zur Reife brachte. Wie wir es wiederholt dar-
gelegt haben: um unser Sein, um Bewahren und
Erhalten des Nationalitätenstaates ging
es, da der Weltkrieg ausbrach!

Winter, Max

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 295

TAG: 24. 10. 1915 7/

Zerstörung und Wiederaufbau.

Reiseeindrücke in Galizien und Russisch-Polen.

Von Max Winter.

„Das Wesen des Krieges ist Gewalttätigkeit und Mäßigung im Kriege ist Beschränktheit.“ An dieses Wort, das der Erste Seelord der englischen Marine im Laufe dieses Krieges gesprochen hat, wird der auf Schritt und Tritt erinnert, der Gelegenheit hat, durch Kriegsgebiet zu kommen. Namentlich zu dem zweiten Satz, daß Mäßigung im Kriege Beschränktheit ist, bekennen sich die Kriegsführenden. Während der blutigen Kämpfe in Galizien und Russisch-Polen hat es keine Mäßigung gegeben, und es gibt keine. Gräber und Brandruinen, in Trümmern haufen geschossene Städte und Dörfer, Grundrisslinien einstiger Siedelungen auf dem abgeräumten Plan, niedergelegte Wälder oder andere mit Hunderten von geknickten Baumriesen, gesprengte Brücken, ausgewählte Straßen, eröffnete Bergwerke, verbrannte Schächte, Fabrikrüinen und verwüstetes Arbeitsgerät für Haus und Wirtschaft, das mitten unter Trümmern liegt, zeichnen den Weg des Reisenden. Ueber jedes Maß menschlichen Begreifens hinaus gehen die Zerstörungen. Sie sind ungeheuerlich, grausam, furchtbar, grauenhaft, entsetzlich, was man will, kein Wort der deutschen Sprache ist stark genug, um auszudrücken, was der Krieg für das Kriegsland bedeutet. Was wissen wir im Hinterland von dem entsetzlichen Geschehen, das Krieg heißt? Haben wir es auch nur in einem einzigen Falle erfahren, daß einem das Dach über dem Haupte weggebrannt ist und daß er dennoch seinem Schicksal überlassen blieb, ohne daß der Nachbar half, und zwar darum, weil es dem Nachbarn auch nicht besser, manchmal sogar schlechter gegangen ist, weil diesem alles niederbrannte, nicht nur das Dach, auch das ganze Bretter- und Rahmengefüge der Wände mit allem, was sie umschlossen haben? Nur des Hauses Mittelpunkt, der festgemauerte Herd, ist vielen Tausenden dieser Heimgesuchten geblieben. Mähte sich einer von uns in Wäldern verstecken, sich mit Frau und Kind und Vieh eingraben, sich einwählen in die Erde, um buchstäblich nur das nackte Leben zu retten? Wir alle haben schwere Plage, Unterernährung, Krankheiten zu bekämpfen, es mangelt allen an vielem, was wir in Friedenszeiten für unentbehrlich hielten. Aber sind wir so in den Urzustand zurückgeworfen wie diese Hunderttausende in Galizien und Russisch-Polen? An ihre einstigen Wohnsitze und Arbeitsstätten wurde eine kleine Gruppe von Journalisten geführt, die sich vom Generalstab die Erlaubnis erwirkt hatte, Zerstörung und Wiederaufbau in Galizien und in dem von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzten Gebieten Russisch-Polens aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Was diese Gruppe im Laufe einer mit größtmöglicher Zeitausnützung durchgeführten vierzehntägigen Reise geschaut hat, das ist so mannigfaltig, so furchtbar, so überwältigend, daß es auch durch die beste Schilderung nicht ausgeschöpft werden könnte. Nur Umrisse können gezeichnet werden. Das Mosaik der viel tausendfachen Einzelheiten, die das Bild formen, muß sparsam verwendet werden.

Zerstörung und Wiederaufbau kennen zu lernen war der Zweck der Reise: die Zerstörung an Menschen und an Menschenkraft, an Gesundheit, an sittlichen Gütern und an lebendem und totem Menschengut — und den Wiederaufbau im weitesten Sinne, die Wiederaufrichtung des Lebens in den Gebieten, über die gestern noch der Krieg zog. Dank den weitgehenden Vollmachten des Generalstabes, dank der Tatkraft, mit der sie unser Gruppenführer, Herr Rittmeister Karl Schindler, zu nützen verstand, und nicht zuletzt dank dem Entgegenkommen der Offiziere und Zivilkommissäre, die auf die einzelnen von uns besuchten Posten gestellt sind, war es uns möglich, in beiden Richtungen eine Summe von Eindrücken zu empfangen und solche Aufschlüsse zu erhalten, die ein Bild formen lassen, besser eine Reihe von losen Bildern, die sich durch das Gemeinsame der Ursache zu einem Gesamtbild fügen mögen.

Wie wird Ostpreußen ausgerichtet?

Einen so einheitlichen Ueberblick, wie ihn die Verwaltung Ostpreußens schon drei Monate nach der Austreibung der Russen bieten konnte, kann man in Galizien heute noch nicht gewinnen. Das kommt, weil in Ostpreußen neben dem durch die militärischen Notwendigkeiten gegebenen Wiederaufbau auch sofort die ganze Arbeit des Staates eingesetzt hat, um die heimgesuchten Provinzen für die Kriegsunbill zu entschädigen. Der galizische Landesausschuß hat schon im Mai, drei Monate nach der Vertreibung der Russen, sein Mitglied Dr. Alexander v. Maczynski nach Ostpreußen geschickt, damit er Näheres über die Gesamtorganisation des Wiederaufbaus erkunde. Der Bericht, den Dr. Maczynski Mitte Juli dem Landesausschuß überreichen konnte, gibt ein Gesamtbild von der gewaltigen Organisation, die Deutschland geschaffen hat, um seine heimgesuchte Ostprovinz wieder aufzurichten. Es war keine kleine Aufgabe. Durch die beiden Russeneinfälle vom August bis September 1914 und den im Spätherbst, der im Februar 1915 durch die Winterschlacht in Masuren beendet wurde, wurden insgesamt 24 Städte, 600 Dörfer, ungefähr 300 Güter, alles in allem 34.000 Gebäude zerstört und rund 100.000 Wohnungen gänzlich und teilweise zum Teil ausgeplündert. In der Zahl der zerstörten Gebäude sind auch 22 Kirchen, 25 Pfarrhäuser und 133 Schulgebäude enthalten. 90.000 Stück Pferde gingen verloren. Der Gesamtschaden wurde nach einer ersten Schätzung bis zum Mai mit 1.2 Milliarden Mark (rund 1500 Millionen Kronen) festgestellt. Die staatliche Hilfe setzte augenblicklich ein. Noch während des ersten Russeneinfalles, der mit der Schlacht bei Tannenberg am 12. September 1914 abgewiesen wurde, begann der Staat einzugreifen. Am 24. August fielen die Russen ein und besetzten einzelne Gebiete Ostpreußens und am 27. August erschien schon ein Erlass, mit dem dem Staatsministerium durchgreifende Maßnahmen auf den verschiedenen Gebieten der Fürsorge aufgetragen wurden. Am 24. September, also schon zwölf Tage nach der ersten Austreibung der Russen, begann die Feststellung der Kriegsschäden und wurde die Kriegshilfskommission für die Provinz Ostpreußen eingesetzt. Am 10. November setzte Preußen nach Anhörung der Kriegs-

hilfskommission einen Betrag von vierhundert Millionen Mark in die ordentliche Haushaltsrechnung des Staates ein und am 18. Jänner wurde eine Durchführungsverordnung erlassen, die eine Anweisung über die vorläufige Ermittlung von Kriegsschäden und die Gewährung einer staatlichen Vorentscheidung in den von dem Kriege betroffenen Landesteilen darstellt. Der Grundgedanke dieser Anordnungen war der, daß indes Preußen eingreift, insoweit nicht ein Reichsgesetz über Kriegsschadensabfertigung zustande gekommen ist. Die Vorentscheidung, die mit dieser Durchführungsverordnung vorgeesehen war, sollte drei Dinge ermöglichen: 1. Die Fortführung des Haushalts (Anschaffung von Nahrungsmitteln, Kleidung, Brennstoffen, Erhaltung der Gesundheit, Erziehung der Kinder, Zahlung der Miete); 2. die Wiederinstandsetzung der Wirtschaft (Anschaffung von Geräten, Vieh, Saatgut, künstlichem Dünger, Zahlung von Arbeitslöhnen bei Handels- und Gewerbetreibenden, Anschaffung von Vorräten, Rohstoffen, Werkzeugen, Geschäftseinrichtung, Zahlung von Hypothekenzinsen und von Zinsen von Personalkredit, Zahlung von Steuern, Renten, Versicherungsprämien, ja sogar Zahlung des ganzen geschuldeten Kapitals, wenn die Zahlung der Schuld aus den Erträgen der durch den Krieg vernichteten Ernten oder aus der Veräußerung der durch den Krieg vernichteten Vorräte und Rohstoffe stattgefunden hätte); 3. Den Wiederaufbau von Gebäuden. Dabei wird weitestgehende Rücksicht geübt. Der Wert der niedergebrannten oder zerstörten Gebäude muß von der staatlichen Feuerversicherungsgesellschaft nach dem Wert zur Zeit des Kriegsausbruches bemessen werden. Da mit dieser Summe jedoch die Geschädigten ihre Gebäude nicht wieder aufbauen könnten, da ja inzwischen die Preise von Baustoffen und die Löhne wesentlich gestiegen sind, wird die so ermittelte Vorentscheidung durch einen Kriegszuschlag für die höhere Ausgabe für Baustoffe und Löhne erhöht. Einen weiteren Zuschlag erhalten die Geschädigten für die beim Neuaufbau durch polizeiliche Vorschriften in gesundheitlicher und sozialer Beziehung erforderlichen größeren Aufwendungen. Noch immer ist dadurch der Wiederaufbau der Gebäude nicht gesichert, da der Neubauwert den Wert des alten Gebäudes bei weitem übersteigt. Hier greift der Staat mit unverzinslichen Staatsdarlehen ein, von denen jährlich nur drei Hundertteile getilgt werden müssen. Auch hier gibt es noch Nachlässe, deren innerer Sinn ist, die unverdroffene Bewirtschaftung der zerstörten Provinz zu sichern. Bleibt ein Grundstück durch fünf Jahre in der Hand desselben Besitzers, so erläßt der Staat dem Schuldner nach fünf Jahren ein Viertel der Schuld und nach weiteren fünf Jahren abermals ein Viertel, so daß nach zehn Jahren die Hälfte des Darlehens von selbst getilgt ist.

Die zur Durchführung aller dieser Maßnahmen getroffene Organisation umfaßt alle Zweige des Wiederaufbaues. Sie geht mit wirklich deutscher Gründlichkeit an die Arbeit. Vor allem wird gestrebt, jeden Schaden in Zahlen zu fassen und nach allgemeinen Grundsätzen so zu mildern oder zu ersetzen, daß jeder Geschädigte, worin immer sein Schaden bestehen mag, im selben Maße entschädigt werde wie sein Nachbar, bei dem etwa der Schaden durch sichtbare äußere Zerstörungen offen zu Tage tritt. Ein tiefdurchdachtes System stellt zunächst den Kriegsschadenbegriff mit den drei Unterabteilungen: Schadensursache, ursächlicher Zusammenhang zwischen dem schädigenden Ereignis und dem eingetretenen Schaden und Schadensumfang mit den Unterabteilungen:

Sachschaden und indirekter Schaden, fest. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, woran dabei gedacht wurde, ist beispielsweise in der landwirtschaftlichen Schätzungsordnung die Berechnung von indirekten Schäden in einer großen Anzahl von Einzelfällen vorgegeben; so bei unterlassener Winterbestellung, bei Nichtpflügen vor dem Winter, bei Schäden an Landverbesserungen, bei vernichteten Obstbäumen, bei Nichtverwertung von Hackfrüchten, bei Nichtausnutzung von Weiden, bei unterbliebener Anwendung von Kunstdünger, bei Ausbringung toten Bodens an die Oberfläche durch Zuschüttung von angelegten Schützengräben. Dieses eine Beispiel sagt uns schon, wie ins einzelne die ganze Hilfsorganisation durchdacht ist. Das Schadenermittlungsverfahren ist Kriegs-Hilfs-Ausschüsse übertragen, die sich noch durch Beiziehung von Sachverständigen, etwa bei umfangreicheren Schäden an Forsten, ergänzen. Dabei legen die höheren Behörden darauf Gewicht, daß die Kriegshilfsausschüsse bei den Schätzungen und bei Bemessung der Vor-

entschädigung nicht Kleinlich vorgehen. Schon darum nicht, weil bei der Entschädigung trotz aller Vorsicht schon aus Bergecklichkeit des Geschädigten, der sich ummöglich alle seine Eigentumsstücke merken konnte, auf vieles nicht Rücksicht genommen werden kann. Die Schätzungsanweisungen gehen ganz ins einzelne und gehen weit über das hinaus, was die staatliche Versicherungsgesellschaft sonst entschädigt. Um der Erinnerung des Geschädigten nachzuhelfen, sind beispielsweise Verzeichnisse allen Hausrats vorgegeben, die in folgende Untergruppen zerlegt sind: Möbel, Haus- und Küchengeräte; Kleidung, Wäsche und Betten; Vorhänge, Teppiche, Stickerien; Glaswaren, Porzellan, Steingut, Beleuchtungsgegenstände aller Art; kunstgewerbliche Gegenstände, Galanterie, Leder- und Rippwaren, Gemälde, Bilder und Skulpturen; Gold- und Silberwaren, Schmuck- und Taschenuhren; gedruckte Bücher und Noten, Albums, Karten; Musikinstrumente, Spielwerte und Sprechmaschinen mit Zuzehör; photographische, physikalische und optische Apparate mit Zuzehör; Waffen, Jagdgeräte und Sportutensilien; Vorräte für den Haushalt, einschließlich Wein, Spirituosen und Zigarren; Fahrräder; Badeeinrichtung und schließlich Gegenstände, die in den vorstehend angeführten Gattungen nicht enthalten sind. Insgesamt umfaßt das Verzeichnis 193 Einzelposten. Die Ermittlung des Schadens, den Angehörige freier Berufe erlitten haben, ist besonders schwer. Der Sachschaden kann ja höchstens im Verlust der Einrichtung der Geschäftszimmer, zum Beispiel beim Zahnarzt seiner Instrumente, bei einer Klavierlehrerin des Klaviers und der Noten, bei einem Rechtsanwalt in dem Verlust der Bibliothek und dergleichen bestehen. Er wird ermittelt und so wie jeder andere Schaden vorentscheidet. Dagegen ist bei freien Berufen der indirekte Schaden durch Ruhen des Betriebes außerordentlich groß, aber er wird nur dort berücksichtigt, wo wenigstens Betriebskapital vorhanden ist. So ins einzelne gehend auch die Organisation ist, so ergeben sich dennoch für einzelne solche Härten wie die hier mitgeteilte. Zu den Schäden, die den einzelnen treffen, kommen noch Schäden, die die Gesamtheit belasten, Kriegsschäden an Kirchen und Schulen, an Brücken und Straßen und an Einrichtungen der Gemeinden. Auch für diese Fälle ist vorgesorgt. Um die ostpreussischen Handwerker wieder voll leistungsfähig zu machen, werden sie bei dem Wiederaufbau mit herangezogen und zunächst insstand gesetzt, mitzuarbeiten. Die Verbindungsstelle der ostpreussischen Handwerkskammer in Königsberg ist die Vermittlerin. Ein Kriegsverband ostpreussischer Genossen-

Nr.:

TAG:

schaften wurde zu dem Zwecke gegründet, die genossenschaftlichen Arbeiten für den Wiederaufbau nutzbar zu machen. Ein Lieferungsverband für Tischlerarbeiten wurde gegründet, der sich zum Zweck setzt, die flüchtigen Handwerker zurückzuführen, sie erwerbsfähig zu machen und ihnen die Herstellung einer möglichst großen Anzahl von Arbeiten zu sichern. Die ostpreussische Lössergenossenschaft hat sich zum gemeinsamen Bezahlen von Rohstoffen zusammengetan, in verschiedenen Städten der Provinz werden Musterlager und insbesondere Tischlerausstellungen veranstaltet, die musterhafte Möbel und auch als Redende Beispiele bieten sollen. Schon im Mai gab es eine solche Ausstellung, in der in der billigen Abteilung eine Gesamteinrichtung für 77 Mark (eine Mark ist gleich 135 Kronen), das Wohnzimmer für 101 Mark, die Schlafstube für 139 Mark gezeigt waren. In derselben Ausstellung gab es auch der künstlerischen Anregung wegen ein litauisches Zimmer. Bei dem Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften werden durch gesetzliche Maßnahmen gesundheitliche, soziale und auch künstlerische Gesichtspunkte festgelegt. Der Heimatsschutz findet breiten Raum. Die Gesundheits- und Feuerpolizei redet daran, die Verkehrsverhältnisse werden verbessert, Bauberatungsämter sind da, an deren Spitze namhafte Architekten stehen. Sie haben für einheitliche Ausgestaltung der Stadtbilder zu sorgen, sie haben die Regulierungspläne zu geben, sie haben dort, wo diese Einrichtungen bisher fehlten, durchzuführen, daß mit dem Wiederaufbau die Städte zugleich Wasserleitungen und Kanalisationen erhalten, damit sie nicht später nochmals ausgewählt werden müssen. Unter den zerstörten ostpreussischen Städten waren vor dem Kriege zwölf ohne Wasserleitung und sieben ohne Kanalisation. Ebenso liebevoll wird mit den Dörfern verfahren. Auch hier soll der Charakter des Landes gewahrt werden. Das litauische Streudorf mit Streusiedlungen, die über weite Flächen verbreitet sind, das masurische Dorf, das ein Rängsdorf ist, und endlich das deutsche Dorf sollen je nach der Zusammensetzung der Bevölkerung des betreffenden Landstriches wieder erstehen. Der Bezirksarchitekt bezieht vom Staat einen Gehalt, der zwischen 6000 und 10.000 Mark schwankt. Er muß mit seinem Rat Bauherren und Bauunternehmern unentgeltlich beistehen und darf keine Privatarbeiten übernehmen. Alle Baugesuche müssen ihm zur Begutachtung vorgelegt werden. Um Schablonenarbeit zu vermeiden, wurden in diese Ämter durch aus Privatarchitekten berufen, die schon etwas geleistet haben. Endlich wurde auch eine Baustoffgesellschaft gegründet, die die Ziegel, den Zement und Kalk und das Holz durch große Schlüsse möglichst billig herbeischafft. Um dem Reiche nicht die ganze Last der Wiederaufrichtung allein aufzubürden, wurde noch eine Einrichtung geschaffen, die unter dem Namen „Ostpreußenhilfe“ es jedem Deutschen möglich macht, den bedrängten Brüdern im Osten zu Hilfe zu kommen. Sie beruht darauf, daß je eine Stadt in Deutschland für je einen Ort oder Kreis in Ostpreußen die Patenschaft übernimmt, deren Zweck es ist, in dem Orte der staatlichen Kriegsfürsorge ergänzend zur Seite zu treten. So hat beispielsweise der Regierungsbezirk Düsseldorf für vier ostpreussische Kreise, die durch den Krieg gelitten haben, die Patenschaft übernommen und sich verpflichtet, insgesamt einen Unterstützungsbetrag von 1.400.000 Mark aufzubringen. Diese hübsche Einrichtung haben übrigens die slawischen Ungarn auch schon nachgemacht. Sie haben eine Karpathenhilfe organisiert und auch in Wien geht jetzt ein Sammelauftrag für das Karpathendorf Ungarisch-Wien (Magyar-Beck) herum, das irgendwo erstehen soll, wo ein anderes während des Krieges vernichtet wurde.

Die Aufrichtung Galiziens.

Von einer so groß angelegten Organisation ist in Galizien und Russisch-Polen vorläufig noch nichts zu sehen. Dennoch kann auch in Galizien heute schon von Wiederaufbau gesprochen werden, freilich nicht von organisiertem. Das Bild, das sich dem Reisenden bietet, setzt sich zusammen aus einer Unsumme von Leid und Elend, Jammer und Verzweiflung und stummem Sichergeben ins Schicksal, aber auch den ringenden, hoffenden Menschen begegnen wir, die in der Wegspur des Krieges von neuem den Karren heranziehen, aufzubauen, was der Krieg zerstört hat. Noch toben die Schlachten in Ostgalizien und Wolhynien und an der Ostgrenze Russisch-Polens, aber schon folgt der Zerstörung der Wiederaufbau, freilich zunächst nur der notdürftige, der dem Kriege dienliche, der für die Fortführung des Krieges notwendige Wiederaufbau im Raume hinter der Front. Auch dadurch wird etwas von dem Elend gemildert, das aber das Land gekommen ist. Die Truppennachschube und die Verpflegung der Truppen, die Nachschube an neuen Zerstörungsmitteln machen es nötig, daß noch förmlich unter dem Donner der Geschütze wiederaufgebaut wird, was Stunden vorher zerstört wurde. Straßen, Wege, Eisenbahnen, Brücken vor allem, dann aber auch Ortschaften, die am Wege liegen, auf daß sie auch durchziehenden Truppen, nicht nur den Bewohnern ein Dach bieten können. Die Ernte muß gesichert, die Felder müssen bestellt, die Zufuhr an Nahrungsmitteln auch für die Bevölkerung geregelt werden, wo der Krieg den letzten Halm vernichtet hat, und endlich müssen alle industriellen Betriebe wieder ausgerichtet werden, soweit sie dem übrigen Wiederaufbau dienen und soweit sie nicht völlig zerstört sind. Für alle diese mannigfachen Aufgaben, zu denen sich noch Hunderte von Verwaltungsaufgaben gesellen, insbesondere in den besetzten Gebieten, hat fürs erste die kämpfende Armee selbst zu sorgen. Die bürgerliche Verwaltung ist im Kriegsgebiet ausgeschaltet und so ziehen denn im Gefolge der Heere Ingenieure und Architekten, studierte Landwirte und Bürgermeister, Industrielle und Kaufleute, Richter und Staatsanwälte, Ärzte und Apotheker — alle im Soldatenrock — einher und suchen fürs erste notdürftig die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat.

Was von alledem gegenwärtig zu sehen ist, das soll in einer Aufzählung gezeigt werden. Wie in Ostpreußen, so wird es noch mehr in Galizien einer Reihe von Jahren bedürfen, um alle Kriegsschäden zu beseitigen. Und gilt es für Ostpreußen, daß es aus eigener Kraft nicht gut machen kann, was ihm der Krieg an Schaden zugefügt hat, so gilt das in noch höherem Maße von dem unglücklichen Lande Galizien, das durch drei Vierteljahre hindurch von Ost nach West, von West nach Ost und nochmals von Osten nach Westen und von Westen nach Osten die hin und her wogenden Kämpfe über sich ergehen lassen mußte, wehrlos und blutend aus Millionen Wunden. Nicht aus eigener Kraft wird sich Galizien erheben können, nur dem Zusammenwirken aller Kräfte wird es möglich sein, die ungeheuerliche Riesenaufgabe zu bewältigen, die die für Ostpreußen geschaffene Hilfsorganisation auch für Galizien vorgezeichnet hat. Zu wünschen ist dabei, und dies drängt sich wohl jedem Besucher an allen Punkten, die er berührt, auf, daß etwas von der Tatkraft auch über uns komme, die wir an dem ostpreussischen Beispiel bewundernd miterleben. Ueber die Schäden in Galizien kann heute noch niemand erschöpfend Aufschluß geben. Aber sicher ist es, daß Hunderttausende von Wohnstätten vernichtet sind, daß die galizischen Herzen gelichtet sind, daß ganze Wälder verschwunden sind, daß die Menschen unterernährt sind, daß sie in überfüllten Ställen und Erdlöchern hausen müssen, daß den Krankheiten Tür und Tor geöffnet sind, daß viele

Tausende Kinder ohne Schule sind und daß ein großer Teil der Industrie noch ruht. Nur für den ersten Augenblick können die Armeen sorgen, hinter ihnen aber muß die Zivilverwaltung einmarschieren und in großzügiger Organisation die Bedingungen für den Wiederaufbau schaffen. Ein armes, von alters her geknechtetes Volk, das den Hut bis zur Erde senkt, wenn sich ein Herr naht, harret der Hilfe. Was es aus eigener Kraft tun kann, wird es, entsprechend angeregt und gefördert, sicherlich tun und tut es heute schon. Aber allein wird dieses Volk nicht mehr auf den Damm kommen. Wenn der Krieg recht war mit seiner Zerstörung, dem muß es billig sein, daß er ausgerufen werde, beim Wiederaufbau mitzuhelfen. Dann erst wird der Wiederaufbau eine Aufrichtung auch der gedrückten Bewohner sein. Das aber ist dem schönen, unglücklichen Lande und seinen trotz aller härtesten Prüfung unverbrochenen Völkern zu wünschen.

S. M. S. „Temes“ im ersten Serbenkrieg.

S. M. S. „Temes“ ruht auf dem Grund der Save, vernichtet von einer jener zahllosen türkischen Flußminen, deren Gefahr das meisterhaft geführte Schiff so oft und so lange sich zu entwinden gewußt hatte. Tag um Tag setzte es den Feinden zu, wenn die Nacht sank, verwandelte es sich in einen abenteuerlichen Schatten, ungreifbar auf und niederhüpfend, und am frühen Morgen blühten seine Geschütze schon wieder in die gedachten Serbenstellungen hinüber, Pontons versenkend, Brückenmaterial zerschießend, die Uferdeckungen der Infanterie zerstörend. Eine Rußschale im Vergleich zu unseren Großkampfschiffen, barg der Körper dieses Schiffes doch eine so herrliche Fülle von Bravour, Geist, Pflichttreue und romantischem Wagemut, daß sein Gedächtnis erst mit dem letzten Heldenlied dieses Krieges verklingen wird.

Nacht über der Donau. Septemberebel geistern in den Uferbüschen, auf die bewegte Flut gießt der Mond ein zitterndes, milchiges Licht aus. Abenteuerlich wie das Gespensterschiff des Holländers, laut- und rauchlos gleiten die Monitore eines Teiles unserer Donauflotte uferentlang, geführt von Linienfahrleutnant Max Richard Wulff, der einen ebenso kühnen wie gefährlichen Plan auszuführen sich anschickt: den jähen Einbruch der Flottille in die Save. Es gilt, die neuen Offensivbewegungen unserer Truppen von hier aus zu unterstützen; jeder Offizier, jeder Matrose, jeder Heizer im Maschinenraum, trägt auf seinen Schultern einen Teil der Verantwortung. Des Führers hervorragendes Geschick, das von Seiner Majestät später durch Verleihung der Eisernen Krone mit der Kriegsdekoration gelohnt wurde, hat alle Dispositionen klar getroffen: „Temes“, Patrouillenboot „b“, „Körös“, „Bodrog“, „Ezamos“, „Andor“, alles auf seinem Platz, alles bereit, sich dem gemeinsamen Plane blitzschnell einzuordnen. Die „Temes“ voran, auf ihren Kopf

und Arm kann man blind vertrauen! Ihr Kommandant ist Linienfahrleutnant Johann Vol-Collins, ein eminenter Fachmann nicht nur auf dem spezialwissenschaftlichen Gebiet der Stromschiffahrt, sondern auch in jener alten nautischen Kunst, bravourösen Eilan mit der Schonung vor Havarie und Mannschaftsverlust zu vereinen. Außer ihm, der das Signum laudis trägt, birgt die „Temes“ in ihren verantwortlichen Männern noch viele Köpfe von Geist und Kühnheit: Vom Gesamtdetail- und Artillerieoffizier Fregattenleutnant Alois Stoll geht die Kunde, daß er kugelfest sei, denn während er das Feuer leitet, exponiert er sich lachend bei Schnellfeuerkanonen und Maschinengewehren und wenn eine Gewehrugel ihn streift, schüttelt er nur leicht den Rockärmel — dann vorwärts, weitergefeuert und weiterkommandiert! Das Signum laudis an seiner Brust erzählt von mancher Episode dieser Art. Da ist der Oberstabsmaschinenwärter Johann Hrska, ein Maschinenvorstand, um den die „Temes“ weiblich beneidet wird: für ihn gibt es kein Hemmnis des Materials! Obwohl die vorgezeichneten Dampfstunden immer wieder überschritten werden müssen, hält er die Betriebsanlagen des Schiffes Tag und Nacht schlagfertig. Jede unvorhergesehene Anforderung der Save-Aktion findet ihn und die von ihm geführte Maschinenmannschaft auf dem Posten. Und so, von der Kommandobrücke bis zum letzten Maschinenhebel, ist das ganze Schiff nur ein einziger, gestraffter Nerv, ein einziges stahlscharf auslugendes Augenpaar, ein einziges, der neuen, kühnen Reise entgegenhämmerndes Herz

Da — der erste Schuß vom feindlichen Ufer! Sie haben die „Temes“ in voller Fahrt erkannt, ihren alten, vielgehaßten Widersacher, und nun senden sie ihm aus ihren Büchsen die wilden Morgengröße herüber. Aber die Kommandobrücke prasselt es los, schon sinkt ein Mann am Maschinengewehr schwerverwundet hintüber — da springt der Sanitätsgast Stefan Kulcsar vom Spitalraum quer über Deck zur Kommandobrücke hin, er fängt den Kameraden in seinen Armen auf und schafft ihn durch das dichteste Gewehrfeuer unter Deck. Ohne, daß man ihn ruft, ist dieser Brave immer als Erster zur Stelle, im Kugelregen birgt und versorgt er die Verwundeten — und als er später mit der großen Eisernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet und zum Quartiermeister befördert wird, umringt ihn die Mannschaft der „Temes“ mit lautem dankbaren Jubelruf.

Jetzt aber arbeitet diese ganze Mannschaft ohne Laut, mit angespannten Sehnen, wie ein wunderbares, präzises Instrument. ...! Tage und Nächte wird es so weiter gehen, an todespeisenden Ufern hin, immer

auf dem Sprung, immer zwischen höllischen Minenfeldern, das grüne Grab der Save ringsumher. Ivan Turcic, Vormeister erster Klasse, kann davon erzählen! Am 28. September, während er sein Maschinengewehr auf der Kommandobrücke bedient, fährt ihm frühmorgens eine feindliche Kugel ins Bein. „Niederlegen!“ ruft sein Offizier ihm zu. Er hört das Kommando nicht, — zum erstenmal seit seiner Dienstzeit — und feuert weiter. In einer Feuerpause wird er zwangsweise verbunden, aber schon steht er wieder aufrecht bei seinem braven Maschinengewehr und bedient es unerschrocken während der ganzen Fahrt weiter bis zum Entreffen in Jarak. Hier zwingt man ihn ins Spital, damit er dort acht Tage in ärztlicher Behandlung bleibe; aber siehe, der böse Turcic ist fünf Stunden später wieder an Bord, und da man ihn scheiden will, bittet er lächelnd: „Laßt mich hier oben, richtig gesund werden kann man nur auf der „Temes“!“ Die ganze Mannschaft stimmt ihm fröhlich zu und jeder gelobt sich insgeheim, es dem Turcic gleichzutun. Wirklich hat ihn mancher fast erreicht — so der Reservematrose Marcellus Blazevic, der für seine Pflichttreue und Unerschrockenheit die kleine Silberne Tapferkeitsmedaille empfing. Auch er trugte den Geschösspittern, die ihn im Dienst verwundeten, auch er bediente das Maschinengewehr ohne Laut der Klage fort und nachdem er verbunden worden war, sprang er nach guter Temes-Tradition wieder zu seinem kugelampffisigen Posten zurück.

Weiter geht die Fahrt, die Rebel sind zerlassen, S. M. S. „Temes“ im gelbigen Tageslicht bietet den feindlichen Mörkern ein prächtiges Ziel. Belgrads Binnen hoch oben! Die Serben, scheint es, wollen ihrerseits „schlagen eine Brücke“ aus lauter Geschütz- und Geschützflugeln! Von den dominierenden Stellungen der Feste aus saust es auf die „Temes“ nieder; zu ihren Füßen breitet sich das furchtbare Minenfeld der Save. Aber Kommandant und Offiziere führen ihr Schiff mit Kaltblütigkeit und Geschick durch diese zweifache Hölle. Jetzt wird das Maschinengewehr auf der Kommandobrücke havariert; und ein Hagelschauer von Geschützflugeln soll seine Instandsetzung verhindern. Quartiermeister A/I Wenzel Rozojed schert sich den Teufel darum; schnell zerlegt er die Waffe, strigt in die Munitionskammer hinab, um Reserveteile heraus-

zu holen, und stellt das Gewehr so sicher wieder gefechtsbereit, als demonstrierte er nur dessen Mechanismus vor einer Instruktionsabteilung. Wenn die Geschützflugeln ihn umpfeifen, dann fühlt sich dieser Geschützdoktor erst recht in seinem Element, er geht von Schnellfeuerkanone zu Schnellfeuerkanone, diagnostiziert das akute Übel und kuriert es zugleich, indem er rasch und kunstgerecht Hand anlegt. Das ganze Artilleriematerial an Bord behandelt er mit wahrhaft ärztlicher Fürsorge und Genauigkeit — seine Beförderung zum Maat und seine Auszeichnung mit der kleinen Silbernen Tapferkeitsmedaille sollte auch nach außen hin bezeugen, wieviel die artilleristische Aktionsfähigkeit der „Temes“ diesem einfachen Manne zu danken hatte.

Ist es möglich, daß nun schon die Sonne sinkt? Ein Tag voll Erregung, Abenteuer, Unerschrockenheit und Erfolg, geht zur Rüste, die Abend Schatten gleichen um die Flagge der „Temes“. Jetzt gilt es, die Dunkelheit zu nützen, dem Feind die Position des Monitors zu verbergen. Maschinenguartiermeister Josef Schmidt und Martin Rohacek (ausgezeichnet mit der großen und kleinen Silbernen Tapferkeitsmedaille), regern nun ihre fachliche Kunst. Bei Tag haben sie die Dampfspannung so trefflich geregelt, daß die Schiffsmaschine

hergab, was man nur wollte — jetzt zaubern sie die Rauchwolken so geheimnisvoll fort, daß auch tausend serbische Luksaugen die Spur der „Temes“ bei Nacht nicht verfolgen können. Und was für schlichte, phrasenlose Helden auch sie sind, hier unten, im ruhigen Kesselraum! Den Maschinenguartiermeister Schmidt hat ein Schrapnellsprengstück schwer verwundet, aber er weicht nicht eher von seinem Dienst beim Hauptabsperrventil, bis er unter Schmerzen und Blutverlust ohnmächtig zusammenbricht.

Wahrlich, mit solchen Herzen an Bord, troht ein Schiff allen Teufeln der Hölle! Die Saveinfahrt ist nun glücklich forciert, das Ziel der Unterstützung unserer Landtruppen einzuweisen erreicht — mit Tagesanbruch fährt die „Temes“ zurück gegen Semlin. Aber knapp vor dem Passieren der Brücke zeigen sich noch vier Flussminen, Geschenke der Nacht, die der Feind eilends in die Save gelegt hat. Da der Monitor mit voller Geschwindigkeit fährt und die Distanz zu den Minen nur mehr ganz kurz ist, bleibt ein Umkehren ausgeschlossen. Aller Augen richten sich jetzt groß aus Steuerbord. Soll hier, nach so tausendfach besieger Gefahr, das Schiff an der letzten Heimtücke zerbrechen? Und die Serben senden ihr höllischstes Artillerie- und Geschützfeuer herüber, damit dem Steuermann die Hand am Rade zittere. Aber Michael Farkas, im Frieden Steuermann 1. Klasse der königlich ungarischen Fluß- und Seeschiffahrtsgesellschaft, zuckt und zittert nicht. Mit einer Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit ohnegleichen steuert er die „Temes“ so haarscharf zwischen den dicht liegenden Minen hindurch, daß eine Kollision vermieden und das Schiff vor einer schweren Sabotage, vielleicht vor dem Untergange bewahrt wird.

Im Jubel der Mannschaft fährt der Monitor heim zu seinem Hafen. Und nach kaum zehn Tagen fährt er ein zweitesmal aus, die Save zu forcieren, ein zweitesmal überwindet er alle Schrecken von Feuer, Schwert und Flut, und wieder ist jedes einzelnen Matrosen Tagewerk ein Heldenlied von schlichter, herzervärmerter Treue und Größe. Und noch als die Anker eilig gelichtet werden müssen, weil das Schiff vom allzunahen feindlichen Ufer beschossen wird, noch vor Torfschluß gewissermaßen, nimmt ein Matrose Gelegenheit zu besonderer Bravour: unaufgefordert eilt der Maschinengewehrvorsteher 2. Klasse Josef Brachalla im feindlichen Kugelregen zum Bugstopper — ohne Dedung harret er hier so lange aus, bis das Schiff auf sichere Distanz von der feindlichen Schwarmlinie verankert werden kann. Er brachte die kleine Silberne Tapferkeitsmedaille heim — aber ist einer, ein einziger unter allen Männern der „Temes“, der nicht unsere höchste Bewunderung und Dankbarkeit verdient hätte?

Diese Zeilen schöpfen den Ruhm der „Temes“ nicht aus, denn sie geben nur farge Randleisten zu ihrem kühnen Vollbringen. Aber wenn dereinst unserer Flotte ein Sängerkorps ersteht, wird er über den gewaltigen Schiffskolossen der Adria des kleinen, stolzen, heldenmütigen Donamonitors nicht vergessen dürfen — und er wird tief in die befränzte Leher greifen, um unsere Enkel und Urenkel das hohe Lied von S. M. S. „Temes“ zu verkünden.

FRILIER, Max

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 299.

TAG: 24. 10. 1915 (2. Bogen)

Dokumente des Weltkrieges.

Die Kriegsblüderausstellung des k. u. k. Kriegspressequartiers und die Kriegssammlung der Hofbibliothek.

Das Thema: Krieg und Kunst, wurde gleich zu Beginn des Weltkrieges breit erörtert. Es kam in erster Linie darauf an, wie sich die Künstler selbst zu dem ungeheuren Erlebnis stellten: es entstanden Zeitschriften, wie das „Kriegsecho“ des Münchner Graphiker-Verlages, die mannigfache und zum Teil fesselnde Versuche bildender und redender Künstler zeigten, sich in die veränderte Welt zu finden. Freilich mangelte diesen Bildwerken und Abhandlungen das für alle Kunst Wesentliche: die Anschauung. Denn während die schönsten Kriegsgebilde, wie Dehmels Lied an Alle, aus der Stimmung der unbergesslichen Auglusttage stammen, bedarf der Künstler nicht der Erregung des Augenblicks, sondern der immer wieder erneuten Betrachtung, so flüchtig sie auch im einzelnen Falle notgedrungen sein mag. Das k. u. k. Kriegspressequartier hat nun einer Reihe von Künstlern durch Schaffung einer eigenen „Kunstgruppe“ die Möglichkeit geboten, dem Rhythmus der gewaltigen Geschehnisse aus unmittelbarer Nähe zu folgen, und je nach Begabung Einzelheiten auswählend, mit Pinsel und Stift festzuhalten.

Im Wiener Künstlerhaus haben nun die Künstler Rechenschaft über die ihnen zugeteilte Aufgabe gelegt. Generalmajor von Poen, der Kommandant des Kriegspressequartiers, hat dem prächtig ausgestatteten Katalog ein Geleitwort vorangestellt, das ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges ist: mit schlichten Worten wird die Geschichte der Kunstgruppe erzählt, die reich an Wechselfällen wie ein buntes Abenteuer anmutet, es wird der grundlegende Unterschied zwischen dem vorwärtshastenden Berichterstatter und dem oft an scheinbar reizlosen Stellen verharrenden Kriegsmaler bloßgelegt, der zur völligen Absonderung der Kunst-

gruppe führte. Der General führt seine Betrachtung bis zu jener Frage, die heute jedes Kunstgespräch beherrscht: die Zukunft der Kunst, die ja auf Jahre hinaus unter dem Eindruck des Krieges stehen wird. Die Ausstellung bietet für diese Erwägungen manchen wertvollen Ausgangspunkt: sie zeigt, wie sich das genrehafte, an dramatischen Einzelheiten reiche Schichtenbild früherer Zeiten gewandelt hat. Die Episode verschwindet fast in scheinbar leerem Gelände, es erwächst dem Künstler die nicht leichte Aufgabe, „das Ausstehen inmitten unaufhörlich ringsum einschlagender Vernichtungsmittel von unerhörter Gewalt, den Triumph höherer und besserer Kampfmoral, zu veranschaulichen“. Es scheint mir, als fiele diese Umformung des Krieges mit dem Wandel unserer Kunstanschauung in eine Richtung. Es sind die Modernisten und Akademiker, die mit Bildern episodischen und anekdotischen Charakters vertreten sind: der elegante John Quinig Adams malt statt seiner städtischen Köpfe nun den neuen tirolischen Hapsinger, den Vater Vendegard mit seinen Standesheiligen, und auch wo er auf die spannende Szenerie verzichten muß, sehen wir die weckerschütternden Ereignisse hinter dem Schleier des Atelierlichtes gedämpft. Ebenso malt Nikolaus Schattienstein mit Vorliebe Genreszenen, wie sie ja das Schützengrabenleben in Fülle bietet, oder er vertieft sich in die Charakterköpfe unserer Heerführer, die namentlich in Hermann Torggler ihren an dieser Stelle bereits gewürdigten, mit meisterhaft verewand'et Hand zupackenden Verkörper gefunden haben. Der Kunstfreund wird neben diesen, allen Meinungsstreit entzückten Meisterwerken sein Interesse auch jenen zuwenden, die neue Pfade beschreiten und den Beweis erbringen, daß die vielgeschmähte im- und expressionistische Kunst, wenn sie die Totschau des Futurismus meidet, gerade der schweren Aufgabe, die moderne Schlacht zu schildern, vielleicht mehr gewachsen ist, als die akademisch-stillere Kunstübung unserer Tages-

größten. Da ist Johann Bazzani, der mit stürmischen Farben und Linien die Ereignisse in der Bewegung festbannt: Lemberger Straßen zittern und leuchten im Fohnenschneid, gesprengte Eisenbahnbrücken sind entseelte, zerstörte Organismen. überhaupt die Zerstörung! Sie beherrscht als Leitmotiv die gesamte Ausstellung — eine moderne Mälied, sondern gefüllt mit dem Atem des Weltensturms, der über diese herrlichen Kirchen und Paläste, die Zeugen einer letzten großen deutschen Kulturwelt im Osten, hinwegbraust. Karl Pippich mußte sich früher Wiener Stadtbilder auswählen, die den architektonischen Kampf zwischen alter und neuer Zeit zeigten — heute findet er die schönsten Geschosswirkungen, wie denn überhaupt das Kanzenwort von den gleich irdenen Löpfen zerschnittenen russischen Festungen uns auf Schritt und Tritt auf Duzenden von Blättern bestätigt erscheint.

Die Freunde der zeichnerisch auszuwertenden Einzelheit haben dabei ein reiches Arbeitsfeld gefunden: man wird nicht müde, die ausgezeichneten Skizzen von Alexander Rod oder Ludwig Hefhaimer zu studieren: hier ist eine Fülle von Kultur- und Kriegsgeschichtlichem Material aufgespeichert: vieles ist hastig errassete Skizze, mit farbigem Stift sind die Stellungen in die Landschaft hineingezeichnet, der Zeichner wird hier zum Hilfsarbeiter der Kriegsgeschichte. Wenn Rod ein gutes Mängel-Epigonentum darstellt, so ist Hefhaimers Stärke die leichte, hingehauchte Darstellung der Atmosphäre, die ihn — als einen ins Materische übersehten Leonhard Wölfl — zum Monographen des Luftkrieges vorbestimmt: sein Flugplatz bei Meszow ist von meisterhafter Luftwirkung. In dieser Richtung bewegt sich auch das Schaffen von Karl Ludwig Prinz, der Zerstörungen wie gespenstische Knochenreste fahl aufleuchten läßt und der Grazer Ferdinand Pamberger, der auch hier der Landschaft treu geblieben und Bilder

von der Front bringt. Sehr beachtenswert sind auch die zahlreichen Versuche, die ethnischen Eigenschaften der einzelnen Soldaten in rascher Skizze festzuhalten: da haben wir neben den Pracht-Tirolern und anderen Kerntruppen, die Rudolf Parsch mit farbigem Stift festhält, die fremde Völkervelt der Gefangenen: die Rassengeichter bei Friedrich Bartsch oder Karl Pollner zeigen deutlich asiatisch-tatarischen Rasse-typus; meisterhaft ist Ferdinand Staegers eben eingelieferter Spion in Haltung und tüdlichem Gesichtsausdruck. Diese Bilder sprechen deutlicher als die leibige Bände von der Gefahr, die im Osten Europas lauert, die auch durch demokratische Umformungen nicht beseitigt werden wird. So tritt der Künstler als geistiger Mitarbeiter zu den vielen, die heute warnend, lehrend, seherisch ihre Stimmen erheben: aus dem ungeheuren Blutbade ein neues Europa zu schaffen.

Einen Überblick über diese geistige Kampffront bietet die in Österreich einzig dastehende, schon Tausende von Bänden und Bändchen umfassende „Kriegssamm-Lung“ der Wiener Hofbibliothek, deren Direktion gleich zu Beginn des Weltkrieges es als ihre Aufgabe erkannt hatte, die oft rasch verwehenden Zeitdokumente, wie Flugschriften, Plakate, Kriegspostkarten zu sammeln und der Nachwelt als Zeugnisse und wichtige Geschichtsquellen aufzubewahren. Ein europäisches Pandämonium von Stimmen erhebt sich: werden doch auch die feindlichen Schriften nach Möglichkeit aufgekauft. Vielschönig ertönt der Chorus, der die Deutschen und ihre Bundesgenossen als Barbaren verdammt und, wie etwa Georges Ohnet, die ostpreussischen Russengreuel als moralisch verteidigt: „... sie werden niemals zu viel plündern, zerstören und fengen, um diese Räuber, die Schrecken des Krieges genügend kennen zu lehren.“ Denselben Geist atmen die französischen Ansichtskarten, die nur noch von den italienischen an wüstem Haß übertrifft werden: und von den französischen Chansons, deren die Hofbibliothek durch Ankauf der von der

Universal Edition veranstalteten Kriegsmusikausstellung eine stattliche Anzahl besitzt. Es gibt natürlich erfreuliche Ausnahmen: so etwa das Bilderbuch „En guerre“ von Charlotte Schaller, die allerdings eine geborene Deutsche ist, die aber das Beispiel der elsässischen Renegaten Hansi Walz und Wetterlé nicht befolgte und harmlose, heiterfarbige Kinderbücher im Naz- und Moriz-Stil schuf. Solche Werke, mögen sie auch geistesgeschichtlich unbedeutend sein, sind doch wichtige Anzeichen dafür, daß nicht alle Drähte gerissen sind, daß das heute zu Boden getretene Menschentum noch einmal seine hoffentlich endgültige Auf-
erstehung feiern wird.

Daß die deutsche Kriegsliteratur, von unvermeidlichen Auswüchsen abgesehen, dieses vornehme Niveau innehat, erfüllt uns mit gerechtem Stolz: auch beim Feinde solche Strömungen nicht zu übersehen, die Stimmen zu wägen und nicht die lauten Schreie des überhitzten Boulevards zu zählen — dazu bietet gerade eine so umfassende Sammlung eine einzig dastehende Gelegenheit. Schwer fällt es uns, der kühleren, aber dafür innerlich um so verlogeneren, alle Forderungen des „cant“ erfüllenden englischen Kriegsliteratur halbwegs gerecht zu werden, da wir hier nicht Instinkte, sondern kaltwägenden Intellekt sehen; es wirkt allerdings fast belustigend, wenn etwa der Birminghamer Universitätsprofessor J. H. Muirhead in seinem Buche „German philosophy in relation to the war“ (London, John Murray, 1915) die deutsche Geisteswissenschaft beschuldigt, die Pfade des Idealismus, die besonders die Oxford-Erzieher von Grey und Asquith wandelten, schnöde verlassen zu haben: Treitschke, Niebsche und — Bernhadi erscheinen als eine Dreieit des militärisch orientierten, imperialistisch ausgestalteten Denkens der deutschen Barbaren, denen auch der Londoner Modejournalist Chesterton ein geschmackvolles geistiges Abschiedsgeschenk reicht: „The Barbarism of Berlin“, das gleichzeitig in London, New York, Toronto

(Kanada) und Melbourne — also in der ganzen englisch sprechenden Welt — das Tageslicht erblickte.

Aber all das wird unwesentlich gegenüber den rührenden Zeugnissen unseres Volksgeistes, wie er sich in den zahlreichen Feldpostkarten, in den Soldatenzeitungen und Flugblättern offenbart: hier strebt die Sammlung eine Vollständigkeit an, die natürlich nur mit reger Anteilnahme der ganzen Bevölkerung annähernd erreicht werden kann: es ergeht daher auch von dieser Stelle die herzliche Bitte, alle auf den Krieg bezüglichen Flugblätter, Feldbriefe der Kriegssammlung (Hosbibliothek, Hofburg) zur Verfügung zu stellen und besonders aus den entlegeneren Provinzen lokale Seltenheiten zu spenden. Die Militärbehörden gehen mit bestem Beispiel voran — von allen Fronten flattern oft recht absonderliche Liebesgaben herbei: uralte Kugelfeger, die man bei gefallenen Soldaten fand, Flugblätter in türkischer und indischer Sprache, die den im feindlichen Heere kämpfenden Mohammedanern den heiligen Krieg aus der Luft verkündeten. Sie haben jedenfalls besser gewirkt, als der absonderliche „Himmelsbrief“, den Leutnant d'Annunzio am Tage des XX. settembre „vom Himmel des Vaterlandes“ über das noch immer unerlöste Trient warf: in zierlichen Damentäschchen mit dem savoyischen Wappen und langen Trikolorestreifen, die der Dichter des „Fuoco“ mit Flammen vergleicht, ausgestattet, bilden diese mit Zug von unserem Generalstab als „höchst einfältig“ rezensierten Blätter, die anstatt des kostbaren Poetenblutes wenigstens mit roter Tinte die göttliche Unterschrift Gabrielles tragen, eine Zierde der Kuriositätenkammer der Kriegssammlung. An dieser Rarität gemessen, gewinnt der Geist, der sich in Ausstellung und Sammlung offenbart, noch stärkeres und blutvolleres Leben und ist uns Bürgschaft, daß unser Sieg nicht nur ein Sieg überlegener Kraft, sondern ein Triumph des Menscheugeistes ist.

Dr. Max Birkler.

Badner, Coll.

Ein
Angriff
auf
Venedig

Ereignisse zur See.

A.-B. Wien, 26. Oktober. Untillich wird verlautbart:

26. Oktober 1915.

Am 24. Oktober nachmittag suchte ein italienischer Flieger die Stadt Triest mit Bomben heim, wobei er ohne einen Materialschaden anzurichten, drei Einwohner tötete und mehrere verwundete.

Der Besuch wurde wenige Stunden später durch unsere Marineflieger in Venedig erwidert, wo sie von halb elf Uhr nachts bis ein Uhr früh in rascher Folge das Arsenal, die elektrische Zentrale, den Bahnhof, einige Festungswerke und andere militärische Baulichkeiten ausgiebig und erfolgreich mit Bomben mittleren und schwersten Kalibers belegten und zahlreiche Brände verursachten.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr griff ein Seeflugzeuggeschwader neuerdings Venedig an, wo noch ein vom nächtlichen Bombardement herrührender Brand eine Explosion verursachte.

Außer den früher aufgezählten Gebäuden wurden diesmal auch Flugzeughallen und Kriegsfahrzeuge erfolgreich bombardiert.

Schwächliche Versuche zweier feindlicher Flieger, unsere Aktion zu stören, waren durch unser Gewehrfeuer in kürzester Zeit vereitelt.

Bei beiden Unternehmen wurden unsere Flieger von starker Artillerie heftig aber ganz erfolglos beschossen.

Alle kehrten unversehrt zurück.

Flottenkommando.

r. Berlin, 26. Oktober. Aus Mailand wird berichtet: Hierige Blätter melden, daß vorgestern Abend österreichisch-ungarische Flieger Bomben auf Venedig abgeworfen haben. Eine dieser Bomben fiel auf den Markusplatz, eine andere fiel auf eine Kirche, deren Name nicht genannt wird, und durchschlug das Dach, das, selbst ein wertvolles Renaissancestück, innen mit einem Gemälde von Tiepolo geschmückt war. Schwerer Schaden soll nicht angerichtet worden sein.

Bratney, Coll.

Österreich in Italien

Ereignisse zur See.

A.-B. Wien, 26. Oktober. Amtlich wird verlautbart:

26. Oktober 1915.

Am 24. Oktober nachmittag suchte ein italienischer Flieger die Stadt Triest mit Bomben heim, wobei er, ohne einen Materialschaden anzurichten, drei Einwohner tötete und mehrere verwundete.

Der Besuch wurde wenige Stunden später durch unsere Marinesieger in Venedig erwidert, wo sie von halb elf Uhr nachts bis ein Uhr früh in rascher Folge das Arsenal, die elektrische Centrale, den Bahnhof, einige Festungswerke und andere militärische Baulichkeiten ausgiebig und erfolgreich mit Bomben mittleren und schwersten Kalibers belegten und zahlreiche Brände verursachten.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr griff ein Seeflugzeuggeschwader neuerdings Venedig an, wo noch ein vom nächtlichen Bombardement herrührender Brand eine Explosion verursachte.

Außer den früher aufgezählten Gebäuden wurden diesmal auch Flugzeughallen und Kriegsfahrzeuge erfolgreich bombardiert.

Schwächliche Versuche zweier feindlicher Flieger, unsere Aktion zu stören, waren durch unser Gewehrfeuer in kürzester Zeit vereitelt.

Bei beiden Unternehmen wurden unsere Flieger von starker Artillerie heftig aber ganz erfolglos beschossen.

Alle kehrten unverfehrt zurück.

Flottenkommando.

*
r. Berlin, 26. Oktober. Aus Mailand wird berichtet: Dießige Blätter melden, daß vorgestern abend österreichisch-ungarische Flieger Bomben auf Venedig abgeworfen haben. Eine dieser Bomben fiel auf den Markusplatz, eine andere fiel auf eine Kirche, deren Name nicht genannt wird, und durchschlug das Dach, das, selbst ein wertvolles Renaissancestück, innen mit einem Gemälde von Tiepolo geschmückt war. Schwere Schaden soll nicht angerichtet worden sein.

Der Fliegerangriff auf Venedig.

Die italienischen amtlichen Berichte.

r. Rom, 27. Oktober. Amtliche Mitteilung vom 26. Oktober:

Gestern abend kurz nach 10 Uhr griffen feindliche Flugzeuge zweimal kurz hintereinander Venedig an. Sie warfen auf die Stadt mehrere Bomben, darunter auch Brandbomben. Eine Bombe traf das Dach der Barfüßerkirche und verursachte den Einsturz einer mit kostbaren Gemälden von Tiepolo geschmückten Decke. Eine andere Brandbombe fiel auf den Sankt Markusplatz, ohne Schaden anzurichten. Fünf andere Bomben fielen teils ins Wasser, teils auf einige Punkte der Stadt, wo sie nur sehr leichten Schaden anrichteten. Im Laufe eines dritten Angriffes, der eine Stunde später erfolgte, wurden drei Bomben geworfen, von denen zwei keinen Schaden anrichteten. Die dritte fiel in den Hof eines Armenhauses und steckte einige Holzhäufen in Brand. Personen kamen nicht zu Schaden.

r. Rom, 27. Oktober. Amtliche Mitteilung vom 26. Oktober:

Heute morgen war Venedig das Ziel eines neuen Angriffes. Um 8 Uhr 40 Min. warfen drei österreichische Flugzeuge mehrere Bomben ab, die drei Personen leicht verletzten und nur geringen Materialschaden anrichteten.

BRATFIELD, Cath.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 300.

TAG: 28. 10. 1915 (1. Bogen)

Die Bombenwürfe auf Venedig.

A. V. Lugano, 27. Oktober. Die Erregung in Italien über das Bombardement Venedigs ist nachhaltig und geht vielfach in Angst vor weiteren Bombardements, sowie trotz der Anwesenheit französischer Flieger in Forderungen nach wirksamen Abwehrmaßnahmen über. Minister Barzilai, dem die Zeit bis zur Eroberung von Görz, dessen Einwohnerschaft er die ersten Grüße der italienischen Regierung überbringen sollte, an der Front zu lange wurde, besichtigte auf der Durchreise in Venedig die entstandenen Verwüstungen. — Die Militärkritiker der italienischen Zeitungen heben die Fortdauer der Geschüßkämpfe im Farkst hervor und kennzeichnen sie als bestimmt zur Vorbereitung neuer italienischer Infanterieangriffe.

BRATNEY, Coll.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 301.

TAG: 29. 10. 1915 (3 Bogen)

Italien im Kriege.

Der Fliegerangriff auf Venedig.

I. Düsseldorf, 28. Oktober. Aus Lugano wird gemeldet: Bei dem österreichischen Fliegerangriff auf Venedig wurden nach zuverlässigen neutralen Berichten 42 Opfer gezählt, darunter 11 Tote.

An die treue Wacht im Südwesten!

K. u. K. Wien, 29. Oktober. Seine k. u. k. Apostolische Majestät haben allergnädigst das nachstehende Allerhöchste Handschreiben zu erlassen geruht:

Lieber Herr Vetter Generaloberst Erzherzog Eugen!

In wärmster, dankbarer Anerkennung der erfolgreichen Führung der Euer Liebden unterstellten Streitkräfte übergebe Ich Ihnen Meinen Armee- und Flottenbefehl vom heutigen Tage.

Wien, am 28. Oktober 1915.

Franz Joseph m. p.

Armee- und Flottenbefehl.

An Meine gegen Italien kämpfenden Streitkräfte!

Noch steht Euch Hartes bevor! sagte Ich Euch in Meinem Armee- und Flottenbefehle vom 29. Juli.

Und so kam es auch. Drei Monate voll heißer Kämpfe liegen hinter Euch!

Heldenmütige Tapferkeit, zähe Ausdauer, bewundernswerter Opfermut der braven Truppen, vortreffliche Führung und verständnisvolles, von bestem kameradschaftlichen Geiste beseeltes Zusammenwirken aller Waffen haben Taten vollbracht, die der treuen Wacht im Südwesten ein glänzendes Blatt in der Geschichte Meiner Wehrmacht sichern.

Mit fester Zuversicht blicke Ich auf Euch, Meine Braven, voll Vertrauen weiß Ich die schwere Aufgabe, tapfere, zahlreiche Feinde zu besiegen, in Euren Händen. Ich weiß, Ihr erfüllt nicht bloß Eure Pflicht, nein, mit treuen, für Euren Kriegsherrn, das teure Vaterland schlagenden Herzen leistet Ihr Großes, erweist Ihr Euch als Helden.

Aus vollem Herzen sende Ich Euch Meinen Dank und Gruß.

Wien, am 28. Oktober 1915.

Franz Joseph m. p.

Dank an die Artillerie.

Der Kaiser hat dann das nachstehende Handschreiben erlassen:

Lieber Herr Vetter Feldzeugmeister Erzherzog Leopold Salvator!

Aus den Mir von allen Kriegsschauplätzen zukommenden Berichten ersehe Ich mit großer Befriedigung, in welcher hervorragenden Weise Meine gesamte Artillerie — treu ihrem alten Rufe — wirkt, erfahre, wie die anderen heldenmütigst kämpfenden Truppen dank-

bar die ihnen zuteil werdende mächtige Artillerie-Unterstützung anerkennen.

Ihnen und all jenen, die an der Ausgestaltung und Fortbildung der Artillerie rastlos mitgewirkt haben, die in den reichen Erfolgen den schönsten Lohn finden, sage Ich vom Herzen Dank.

Wien, 28. Oktober 1915.

Franz Joseph m. p.

Lebenermahnung u.

Trommelfeuernerven.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch
auszugsweise, verboten.

Großes Hauptquartier, 21. Oktober.

Eine Abteilung gefangener französischer Jäger, die von den Hügeln der Arasfront herunter eingebracht wurde, hat auf mich den besten Eindruck von allen französischen Truppen gemacht, die ich im Verlaufe des Feldzuges habe kennen lernen. Es waren in der Mehrzahl Angehörige der gebildeten Stände, Studenten, Kaufleute, Ingenieure, Rechtsanwälte u.w., und sie waren von starkem Selbstbewußtsein durchdrungen. Die Jäger zu Fuß, so betonten sie wiederholt, seien eine Elitetruppe. Sie hielten sich für dasselbe, was in Deutschland die Garde sei. Einzelne von den Leuten konnten sogar, was man bei den französischen Gefangenen bekanntlich sehr selten findet, etwas deutsch, einer sprach es ziemlich geläufig. Er hatte ein Jahr in Deutschland gelebt, in Heidelberg, bei seinen Verwandten. Denn er war ein Vierteldeutscher, sein Großvater hatte eine Heidelbergerin geheiratet, und die Beziehungen waren in der Familie eng und herzlich geblieben. „Bis zum Beginn des Krieges?“ fragte ich. „Bis zum Beginn des Krieges und dann wieder seit heute“, antwortete er mit seltsamem Lächeln. „Denn denken Sie sich, ich habe heute meinen deutschen Vetter wieder getroffen. Als wir in Denz eingebracht wurden, kam ein deutscher Leutnant an unseren Zug, rief meinen Namen und schüttelte mir die Hand. Er hat es übernommen, meinen Heidelberger Verwandten sofort mein Schicksal zu schreiben. Vielleicht können Sie mich im Gefangenenerlager besuchen. Stellen Sie sich vor: Das Regiment meines Veters und das meinige haben sich drei Tage im heißen Kampfe gegenübergelegen, und wir haben fortwährend auf einander geschossen. Das sind die grausamen Wüthende des Krieges, die sich freilich wiederholen.“ 18.10 haben sich die Verwandten von der badiſchen und von der elsässischen Rheinseite nicht selten unmittelbar in Gefechten gegenübergestanden.

Ein anderer von den Gefangenen hatte, damals noch nicht zum Militärdienst eingezogen, den Durchmarsch der Deutschen durch seine Vaterstadt Compiegne mit angesehen und er erzählte, daß damals nur ein Ruf durch die Bevölkerung gegangen sei: „So schnell als möglich Frieden machen mit den Deutschen! Besiegen können wir sie niemals!“ Erst nach der sogenannten Marneſchlacht sei dann die Stimmung besser geworden. „Und haben Sie dann angefangen zu glauben,

daß sie uns besiegen würden?“ Die Antwort lautete etwas zögernd. „Wir an der Front hatten niemals viel Hoffnung. Aber wir glaubten, daß uns die Russen immer mehr entlasten würden — bis der russische Zusammenbruch kam. Aber auch vorher wußten wir, daß es ein schweres Werk sein würde, selbst deutsche Mindeheiten zurückzuwerfen. Wir kennen Ihre Soldaten, unser Bataillon hat in den Vogesen, in der Chomagne und jetzt hier im Artois gegen sie gekämpft. Man vertritt uns immer auf unsere große Artillerieentfaltung. Aber seit wir die deutschen Gefangenen gesehen haben, die aus der Gießkanne (wie die Franzosen ihr Trommelfeuer nennen) herauskamen, glaubt keiner von uns mehr aufrichtig daran, daß wir mit ihnen fertig werden.“

Diese Leute sprachen ganz freiwillig und bekamen alle, daß sie am Ende ihrer Nerven seien. Ich fragte sie nach ihren Erfahrungen mit den deutschen Gefangenen. Besonders ein verwundeter Unteroffizier hatte ihnen großen Eindruck gemacht, als er ihnen in zu einem Französisch sagte: „Fragen Sie alle diese Leute, die alle nur darum Ihre Gefangenen sind, weil sie verschüttet worden sind: Es ist keiner unter ihnen, der nicht sofort wieder zurück in seinen Schützengraben und zu seiner Kompanie möchte, statt in die Sicherheit des Gefangenenerlagers zu ziehen.“ — „Nun“, verbesserte ein Sergeant, der mit seiner gekünstelten Fröhlichkeit die anderen mitzureißen versuchte, „das sagen wir auch. Das sagt doch jeder von uns, wie wir hier stehen.“ Aber die anderen wehrten ab. „Nein, wir wollen ehrlich sein. Wir haben genug. Unsere Nerven sind entzwei. Bei uns ist keiner, der den Krieg nicht satt hätte. Das ist der einzige Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen. Wir sind unserer Meinung nach ebenso tapfer wie die Ihrigen, ebenso gut ausgebildet und ausgerüstet. Aber die besseren Nerven sind bei Ihnen. Und es scheint, daß die Nerven desto mehr entscheiden, je länger der Stellungskrieg mit seinem schrecklichen Artillerie- und Minenfeuer dauert.“

Ich habe den Eindruck, daß diese Franzosen richtig beobachtet haben. Für den Fortgang dieses Teiles des Krieges ist es entscheidend, wer die Trommelfeuernerven hat. Und die haben unsere Leute. Ich weiß davon bezeichnende kleine Züge.

In eine eingetrommelte Stellung, vor der der Feind unangenehme Forderungen gemacht hatte, rücken die Bayern „zum Ausbuchen“ aus einer schwer beschossenen Reservestellung vor. Ein baumlanger Held senkt den Blick des Obersten auf sich. „Grüß Gott, Herr Oberst“, sagt der Mann trauherzig. „Grüß Gott. Was sind Sie denn im Jöl?“ — „A Senn aus'm Allgäu“, sagt der Mann, zieht sich im Granatenhagel den Rock aus, behängt sich den Gürtel rings mit Handgranaten und spricht: „Also die Stellung da vorn sollen wir stürmen. Ja, das wer'n mer glihamm. Grüß Gott, Herr Oberst!“ Eine Viertelstunde später hatten sie die Stellung, in der sie Franzosen fanden, die inso'ge ihres eigenen Trommelfeuers hilflos und betäubt geworden waren.

In eine andere eingetrommelte Stellung, deren Besatzung schwer gelitten hatte, gehen Bayern als Ablösung. Sie warten auf den Angriff, aber die Franzosen trommeln weiter. Da wird es einem Kriegspfechtigen zu langweilig. Er springt ungedeckt auf die Brustwehr, schwingt drohend sein Gewehr hinter und schreit: „Jetzt kommt' aa, wann's a Schneid habt. Jetzt san Bayern da! Im nächsten Moment reißt ihn ein Unteroffizier im Schwung herunter und schreit ihn zornig an: „Willst's Maul haften, Du Ladel, sandammer. Dös wannst ihnen noch sagst, daß Bayern da san, na trauerns sich ja schon gar nimmer zu kemma.“

Das sind Trommelfeuernerven. Was sie bedeuten, haben die Franzosen und Engländer durch den Ausgang ihrer neuen Offensive erfahren.

W. Schenermann, Kriegsberichterstatter.

Ein Kriegswortspiel. Man schreibt uns: Un-
längst war in den Zeitungen die Tatsache vermerkt, daß
einige unserer Feinde unzertrennlich miteinander ver-
bunden sind, was durch folgendes Schema, das die Na-
men der betreffenden Oberkommandierenden festlegt,
veranschaulicht wird:

Jof	fre
Fre	nch
Put	nik
Nik	olans

Dies Schema ist aber nicht vollständig. Denn auch zwei
andere Feinde sind durch das oberste Kommando tat-
sächlich „verbunden“: Japan und Italien, wie es aus
folgendem folgt:

Mi	cado
Cado	rna

Dr. R.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

366

Weltmacht oder Volksmacht

führender, durchaus singulärer Gegebenheiten. Empfind man bisher derartige kritische Zweifel, die besonders der Weltanschauung eines Sozialdemokraten naheliegen sollten, merkwürdigerweise gerade von dieser Seite her als eine lähmende Quertreiberei, so ist es doppelt zu begrüßen, dass sie nun in einem sehr nachdenklichen Buche von zweifellos bürgerlicher Auffassungsweise nachdrücklich geltend gemacht werden. Ich meine das ausgezeichnete Buch von Hugo Preuss, „Das deutsche Volk und die Politik“. (Diedrich, ena 1915).

Wenn ich von einem Werke des Zweifels und der Kritik, die schrill hineinklingen in eine hochgemute Stimmung, sage, es sei zu begrüßen, so ist dies begründet in dem Vorzug, den Klarheit des Blickes und Bewusstsein des Zieles allemal besitzen vor dem blossen guten Willen oder gar nur löblichen Vorsatz. Und besonders in der schicksalsschweren Zeit, die wir jetzt durchleben, kann das Bewusstsein über ihren eigentlichen Inhalt, über die eigentlich in ihr schaffenden und zum Ausgleich drängenden Kräfte um so weniger entbehrt werden, als es immer wieder durch die Oberflächenerscheinungen der Kriegserlebnisse gewaltig getrübt oder gar unterdrückt wird. Gewiss, auf den Schlachtfeldern spielen sich jetzt weltgeschichtliche Ereignisse ab. Aber mit Recht beginnt Preuss seine Ausführungen mit der nur zu wenig festgehaltenen geschichtsphilosophischen Einsicht, dass auch die weltgeschichtlichen Ereignisse nichts Neues schaffen können. „Mächtig schütteln sie die Retorte und wirbeln ihren Inhalt durcheinander; Verbindungen lösen sich und bilden sich zu neuen Niederschlägen, aber neue Keime kommen nicht aus dem Nichts heraus.“ Ja, ob überhaupt solche neue Verbindungen sich erhalten können oder nicht am Ende gar nach all der Bewegung sich das Alte wieder herstellt, ob also eine neue Zeit heraufzieht oder ein Restaurationszeitalter, auch das hängt durchaus von der Veranlagung der alten Bestandteile ab. (Seite 4.) Und das ist nun die Schicksalsfrage, die Preuss an die Gegenwart stellt. Bedeutet sie mit ihrer unerhörten politischen Einmütigkeit das sichere Unterpfand einer neuen besseren Zeit oder wird sie auslaufen in eine Restauration der alten? Die Antwort kann nur aus einem klaren Bewusstsein über das Wesen „der alten Bestandteile“, die sich neu gestalten sollen, genommen werden. Es gilt daher, unangefochten durch Empfindsamkeiten, wie sie der nationalen Hochsteigerung aller patriotischen Gefühle naheliegen, den Dingen selbst ins Antlitz sehen. Es wird sich zeigen, dass dies immer noch patriotischer ist, als sie hinter tönenden Worten zu verbergen oder überhaupt nicht zu erkennen.

Preuss beginnt seine mit dem jetzt leider nicht zu häufigen Mute des Forschers sich gestellte Aufgabe, durch die verhüllende Ideologie des Krieges auf die Logik der realen Bedingungen vorzudringen — ich sage nicht, dass es ihm ganz gelungen ist, und wir werden auch sehen, warum; aber der Versuch selbst ist höchst anerkennenswert und bringt uns ein tüchtiges Stück weiter — er beginnt also seine Aufgabe mit einer scheinbar weit abführenden Frage, die allerdings viel besprochen ist. Es ist die Frage, warum das deutsche Volk in der internationalen Welt so unbeliebt ist, wie dieser Weltkrieg in erschreckender Weise sogar bei allen neutralen Völkern erweise. Es habe doch ganz bestimmt keine Eroberungspläne gehegt und gälte trotzdem als der allergefährlichste Störenfried. „Der völlige Mangel jeglicher politischen Bereitschaft im Augenblick der Mobilmachung ist der unwiderlegliche Beweis, dass wir diesen Krieg nicht gewollt, ja seine Möglichkeit in politisch greifbarer Gestalt kaum geahnt haben können.“ (Seite 12.) Aber gerade das glauben die übrigen Völker nicht, die nicht begreifen können, dass es möglich sei, dass ein zu solcher weltwirtschaftlicher Bedeutung aufgestiegenes Reich, wie das deutsche, gleichwohl keine weltpolitischen Ziele, keine Weltmachtsbestrebungen hätte, weil es überhaupt ein ganz unpolitisches Volk besitze. So musste Deutschlands Entwicklung seit 1871 den politisch eingestellten Völkern seiner Umgebung als vermeintlich zielbewusste Bedrohung ihrer Weltmachtgeltung verdächtig werden. Kein Wunder, dass es nie beliebt war. Aber „was wir jetzt an Misstrauen und Abneigung, an Widerwillen und Hass gegen Deutschland erfahren mussten, und zwar nicht bloss bei den offen feindlichen Völkern, sondern auch bei fast allen neutralen — das übersteigt doch weitaus das Mass von Unbeliebtheit, über das jeder Starke mit lächelndem Gleichmut hinwegsehen mag“. (Seite 15.)

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Weltmacht oder Volksmacht

367

Man hat verschiedene Versuche gemacht, diese sonderbare Erscheinung zu erklären. Vor allem machte man für unsere Verhasstheit den Lügenfeldzug der Feinde verantwortlich. Gewiss dürfen wir nicht pharisäisch leugnen, dass nicht auch bei uns nach dieser Richtung gesündigt wurde, namentlich von Künstlern und Gelehrten, wie wenn zum Beispiel die Japaner bis zum August 1914 als „die Preussen des Ostens“ gelobt, nun aber als „gelbe Affen“ bezeichnet werden. Aber wenn auch besonders die Meisterschaft der Engländer nicht zu bezweifeln ist, durch ein System von Lügen und durch die Absperrung Deutschlands Stimmung gegen dasselbe zu machen, so erklärt dies noch nicht alles. Wieso war es möglich, dass dieser Lügenfeldzug so allgemein gelingen konnte, trotzdem Deutschland aus seiner jahrzehntelangen weltwirtschaftlichen Verbindung und aus den noch viel älteren Kulturbeziehungen doch besser bekannt sein sollte? Man hat als weiteren Grund Neid und Furcht vor dem raschen Wachstum Deutschlands angegeben. Aber Neid und Furcht bewirken ebenso Gegnerschaft wie Anhängerschaft. Auch Englands Uebermacht erweckt ihm keineswegs besondere Liebe, wird aber gerade ein Motiv, sich ihm anschliessen zu dürfen. Nur gerade Deutschland soll nirgends Anhänger gefunden haben als bei Oesterreich und bei — den Türken? Man verweist dann auf den wirtschaftlichen Konkurrenzneid. Allein derselbe Grund liegt doch auch bezüglich der Vereinigten Staaten vor, die deswegen keinesfalls solcher internationaler Abneigung begegnen. Auch die Bestechung der Auslandspresse wird angeführt; sie erklärt sicherlich vieles. Jedes darf man ihre Macht nicht überschätzen; auch sie kann schliesslich nicht gegen den Strom schwimmen, sie kann nur mit solchen Lügen auf Erfolg hoffen, die man schon von vornherein glauben wollte. Schliesslich hat man den Grund für die deutsche Unbeliebtheit auch in den Deutschen selbst gesucht, aber zumeist nur in Nichtigkeiten, so zum Beispiel in ihrer unliebenswürdigen Art auf Reisen oder im Rassegegensatz: Germanen gegen Slawen. Aber müsste dann nicht England und Amerika auf unserer Seite sein, und sind etwa die Türken Germanen oder die Franzosen Slawen?

Gegenüber diesen deutschen Versuchen, sich die eigene Unbeliebtheit zu erklären, hat das Ausland eine andere schrille Antwort: es sei der preussisch-deutsche Militarismus, gegen den sich die öffentliche Meinung der ganzen Kulturwelt in einmütiger Abneigung wende. Wie ist es nun möglich, dass dieses Schlagwort solche Ueberzeugungskraft gewinnen konnte, trotzdem doch der Anspruch, die Welt als Befreier von diesem Militarismus zu beglücken, an dem Widersinn des Bündnisses der Westmächte mit Russland zerschellen müsste, ganz abgesehen davon, dass es keine grösseren Eroberermächte in der modernen Welt gibt als England und Russland? Weil das westliche Ausland sein Bündnis mit Russland selbst nur als ein notgedrungenes Hilfsmittel gegen die seit der Gründung des Deutschen Reiches immer drohendere Macht des preussischen Militarismus empfindet. Man muss versuchen, die Situation einmal mit den Vorstellungen von drüben zu betrachten. „Was für uns die Erfüllung des deutschen Einheitstraumes durch die Errichtung des Reiches heisst, das heisst für die Franzosen und für das ganze mit ihnen sympathisierende Ausland die Unterwerfung unter den preussischen Militarismus durch die Blut- und Eisenpolitik Bismarcks.“ (Seite 31.) Und allerdings ist diese Anschauung die Nuancierung „der zweifellosen Tatsache, dass die Einigung Deutschlands unter preussischer Führung nicht auf dem Wege innerer Entwicklung nach den Ideen des älteren Liberalismus vollendet worden ist, sondern auf dem Wege einer kriegerischen auswärtigen Politik mit Hilfe der militärischen Ueberlegenheit Preussens“. Diesem Ursprung des Deutschen Reiches entsprächen die Mittel seiner Erhaltung. Der preussische Militarismus vermag seine Schöpfung und seine Herrschaft in ihm nur aufrechtzuerhalten und zu stärken durch die ihm eigenen Mittel militärischer Machtpolitik. Dazu bedurfte er einer ständigen Spannung in der auswärtigen Politik; „er musste das Ausland bedrohen, um im Inneren die militärische Vorherrschaft durch ständige Bedrohung von aussen zu rechtfertigen“. (Seite 32.) So konnte der deutsche Militarismus keine Versöhnung der Völker brauchen, sondern nur einen Nicht-Krieg, den bewaffneten Frieden, der durch seine stets erhöhten Rüstungen ihm die politischen Mittel zur Beherrschung Deutschlands verschaffte. Diese Anschauung, welche den deutschen Militarismus als eine stete Bedrohung des Friedens und als die Ursache der welt-

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

368

Weltmacht oder Volksmacht

politischen Spannung ansieht, hat auch in England lautes Echo gefunden. Und obgleich es zweifellos eine Heuchelei ist, wenn die englische Regierung den Neutralitätsbruch gegen Belgien zur Rechtfertigung ihres Eingreifens in den Krieg benutzte, so ist doch bezeichnend, dass es in England weite Schichten der öffentlichen Meinung gibt, die — was keineswegs als Cant abzutun ist — nur durch Berufung auf Grundsätze des Rechtes und der Moral für den Krieg gewonnen werden konnten, also nur dadurch, dass man den Krieg als einen solchen gegen die blosse militärische Gewaltpolitik des Feindes charakterisierte. Und wiewohl es auch dann noch nicht an Stimmen gefehlt hat, die in England gegen den Krieg mit einem Freimut auftraten, der sonst nirgends möglich war, verfehlten auch diese nicht, ihre Abneigung gegen den preussischen Militarismus wie gegen den russischen Zarismus ausdrücklich zu betonen.

So ist es also nicht eigentlich der Militarismus selbst, den das feindliche Ausland und die mit ihm sympathisierenden Neutralen bekämpfen, da sie ihn doch selbst ebenfalls haben, sondern vielmehr der deutsche oder preussische Militarismus als Symptom einer gewissen innerpolitischen Struktur, als Ausdruck eines staatlichen Prinzips, welche bewirkt, dass „heute unsere Gegner die Gemeinsamkeit der Interessen politisch freiheitlicher oder demokratischer Entwicklung in allen Ländern auch für die auswärtige Politik gegen Deutschland als den Hort des entgegengesetzten Prinzips aufrufen“ können. (Seite 41). Und dies ist nun der Punkt, an dem die Frage nach dem Grunde der deutschen Unbeliebtheit, die scheinbar so weit abzuliegen schien von dem eigentlichen Gegenstand der Untersuchung, nämlich von der Erörterung des Wesens der in der deutschen Kriegseinheit nach Neugestaltung ringenden Kräfte, mitten in dieses Problem hineinführt. Was ist denn das für eine besondere innere Struktur, auf welche die ausländische Vorstellung vom deutschen Militarismus sich gründet? Ist sie eine blosse Wahnvorstellung unserer Feinde oder entspricht ihr eine geschichtliche Realität?

Preuss hat den Mut, ihr diese Realität zuzugestehen und ruft als ihren Kronzeugen niemand geringeren auf als „den anerkannten Meister deutscher Realpolitik: Bismarck!“ Im Grunde sei er es, der das heutige widerspruchsvolle Bündnis zwischen dem französischen Republikaner, englischen Liberalen und russischen Kosaken bewirkt hat. Denn „der Kampf wider den deutschen Militarismus, der weithin in der Alten und Neuen Welt für jenen seltsamen Bund und gegen Deutschland Stimmung zu machen vermag, klingt fast wie eine Antwort auf das, was Bismarck in der Tat als Richtschnur seiner inneren und äusseren deutschen Politik befolgt und verkündet hat“. (Seite 46.) In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ hat er betont, dass es nach 1870 sein Streben war, das Bündnis der drei Kaiserreiche, also mit Russland, zustande zu bringen unter Voraussicht einer späteren Zuziehung Italiens, um einen Rückhalt zu haben in dem Kampfe der beiden europäischen Richtungen, die Napoleon als die republikanische und kosakische geschieden habe, „und die ich nach heutigen Begriffen bezeichnen möchte einerseits als das System der Ordnung auf monarchischer Grundlage, andererseits als die soziale Republik“. Er bezeichnete daher dieses Drei-Kaiser-Bündnis direkt als die Assekuranz gegen die internationalen revolutionären und sozialen Kämpfe: „Die Erhaltung eines Elementes monarchischer Ordnung in Wien und Petersburg und auf Basis beider in Rom ist für uns in Deutschland eine Aufgabe, die mit der Erhaltung der staatlichen Ordnung bei uns selbst zusammenfällt.“ So also war es durchaus nur die Gegnerschaft gegen die demokratische Entwicklung des Westens, die Bismarcks innere und dadurch äussere Politik bestimmte. Um nicht in Gegensatz mit Russland zu geraten, war ihm deshalb die orientalische Frage gleichgültig. Er brauchte dieses Reich für die Unterstützung seiner konservativ-monarchischen Interessen. Es ist das Programm der Heiligen Allianz, das Bismarck derart zum Leitstern des Deutschen Reiches macht bis zu seinem Sturz, und das in dem Dogma ausgedrückt ist, „dass die Staaten konservativ-monarchischer Ordnung, zu denen Italien sich durch dynastische Versteifung hinauf-läutern soll, zusammengehören gegen die Gefolgschaft der ‚roten Fahne‘ in Europa“. (Seite 45.) Schon die Tatsache dieses über ein Menschenalter reichenden Charakters der Bismarckschen Politik eröffnet uns ein neues Verständnis für einen tiefgehenden Unterschied des deutschen politischen Wesens gegenüber dem des westlichen Auslandes,

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Weitmacht oder Volksmacht

369

der naturgemäss diesem letzteren fühlbarer sein musste als dem selten über die eigenen Grenzen hinaus dringenden Blick des deutschen Durchschnittsmenschen. Der Eindruck dieses Unterschiedes verschärft sich aber bei geschichtlicher Betrachtung des deutschen Werdeganges bis zur Erkenntnis einer ausgesprochenen Gegensätzlichkeit gegen die politische Individualität der anderen Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises.

II.

In einer glänzenden Analyse geht Preuss nun daran, diese Gegensätzlichkeit, das, was er die Andersartigkeit der Deutschen nennt, in ihrem politischen Charakter aufzuzeigen. Die Deutschen sind anders als die übrigen, sonst doch auch untereinander recht verschiedenen Völker; was ist dieses Andere? Er begnügt sich, es einfach als ein Anderes zu benennen. Aber hinter dieser scheinbaren Gleichgültigkeit birgt sich die leidenschaftliche, im ganzen Buche absichtlich vermiedene und doch nicht zu überhörende Frage: Ist dieses Anderssein ein besseres? Können und dürfen wir ruhig dabei verbleiben?

Was dieses Andere ist, ergibt sich aus einer schneidenden historischen Feststellung, die nur dadurch ihre grelle, aber höchst aufklärende Wirkung im Buche selbst nicht erzielt, weil die gemessene, vielleicht aus Zensurrücksichten geschuldete Ruhe und Breite der Darstellung in verschiedene Stellen der Schrift auseinanderreisst, was im Verständnis des Ganzen unmittelbar zusammengehört. Halten wir es eng aneinander: Was verdankt die moderne politische Welt dem Westen, was dem deutschen Osten? Der englisch-französisch-amerikanischen Entwicklung verdankt sie so ziemlich alle politischen Institutionen, die das Wesen des modernen Kulturstaates ausmachen; der deutschen Entwicklung verdankt sie die Militärorganisation auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht. Schon dies allein kann uns in den tieferen Grund der allgemeinen Abneigung gegen Deutschland Einsicht gewinnen lassen. Denn so grossartig auch die allgemeine Wehrpflicht als politisches Produkt deutscher Entwicklung ist, gehört es doch nicht zu jenen Gaben, die vor den Menschen angenehm machen. „Jedes Volk wird wohl andere Empfindungen hegen für den Staat, dessen Vorbild es die Grundlagen seiner Verfassung und bürgerlichen Selbstbestimmung verdankt, als für den Staat, dessen Vorbild es die allgemeine Wehrpflicht zu danken hat.“ (Seite 61.) In diesem Unterschied spiegelt sich nun aber die ganz verschiedene politische Entwicklung beider Kulturkreise. „In schweren Kämpfen einer jahrhundertlangen Entwicklung haben sich in England, auf der Grundlage ihrer Unabhängigkeit und selbständigen Entfaltung haben sich in der Neuen Welt und in wiederholten grossen und kleinen Revolutionen haben sich in Frankreich die Institutionen des Staatslebens gebildet, kraft deren politische Volksführer emporsteigen und auch im normalen Lauf der Dinge das Werkzeug des schaffenden Staatsmannes, die organisierte politische Macht, erlangen konnten.“ (Seite 56.) Nichts davon findet sich in Deutschland, wo nicht nur die Kleinstaaterie ein Hindernis für die Entfaltung eines politischen Gemeinsinnes des deutschen Volkes war, sondern insbesondere politische Wirksamkeit nur innerhalb einer kleinen sozialen Schicht der Herrschenden möglich war. „Nicht ein einziges Beispiel findet sich in unserer gesamten Geschichte, dass ein Mann als Träger einer grossen politischen Idee, als Führer einer mächtigen Volksbewegung zu entscheidender staatsmännischer Wirksamkeit emporgestiegen wäre.“ (Seite 52.) Daher auch der unpolitische Charakter des deutschen Volkes, das die geistige und wirtschaftliche Kultur für seine Domäne hält, sich selbst aber politisch führen lässt von seinen „geborenen“ Führern. Daraus aber die noch bedenklichere Folge, dass die demokratisch-konstitutionellen Formen des Westens zwar äusserlich angenommen wurden, ihnen aber kein entsprechender politisch-materieller Inhalt zukommt. So ergeben sich innerhalb der allen Kulturstaaten äusserlich gemeinsamen modernen Staatsform zwei gegensätzliche Typen: „Der Kern der modernen Staatsform ist ihr Gegensatz zur Obrigkeitsregierung, mit der sie historisch überall im Kampfe gestanden hat.“ Die eine Type hat diesen Gegensatz überwunden; es ist die westliche. Bei der anderen ist die moderne Staatsform zwar auch angenommen, aber nicht unter Verdrängung der Obrigkeitsregierung, sondern in unausgeglichener Widerspruch mit ihr. Und es ist wohl kein Zweifel, dass es die

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

370

Weltmacht oder Volksmacht

drei Staaten der Heiligen Allianz sind, die zu diesem Typus gehören: Preussen-Deutschland, Oesterreich und Russland. Ja „Preussen-Deutschland erscheint gerade wegen seiner wirtschaftlich und kulturell so prominenten Stellung als der eigentliche Träger jenes ‚konservativen‘ politischen Prinzips, in scharfem Gegensatz zu allen den Staatswesen, die den Dualismus von Obrigkeitsregierung und moderner Staatsform entweder nicht gekannt oder überwunden haben“. (Seite 58.) Und so gilt es auszusprechen, was ist: Jene fast allgemeine politische Abneigung der ganzen modernen Staatenwelt gegen Deutschland gibt nur „Kunde von einer gemeinsamen Empfindung jener Völker, dass ihnen allen das deutsche Volk als vornehmlichster Träger eines anders gearteten, dem ihrigen im wesentlichen gegensätzlichen Staatsprinzips gegenübersteht. Dass dem wirklich so ist, haben politisch Denkende längst gewusst; jetzt wissen sie auch, dass es die Massen überall fühlen“. Für eine so allgemeine Antipathie gegen ein Reich gibt es in der Geschichte nur ein Beispiel: Russland. „Dass Deutschland an Russlands Stelle getreten ist, das spricht für die gewaltig gestiegene Macht des Reiches, aber auch für die gleiche Ursache des gegensätzlichen Staatsprinzips . . . Und hat man denn nicht diesen Gegensatz der politischen Struktur Deutschlands, insonderheit Preussens, zu der des Auslandes gerade bei uns allezeit mit grösstem Nachdruck betont?“ (Seite 59.) Hat man nicht stets auf den Unterschied aufmerksam gemacht, dass unsere Staatsinstitutionen nicht wie die des Auslandes durch die grosse Umgestaltung einer siegreichen Revolution hindurchgezogen ist? „Dass revolutionäre Staatsgedanken, dass die Ideen von 1789 dem deutschen politischen Wesen fremd- und heterogen sind, ebenso wie der englische Parlamentarismus, das galt doch gerade in Deutschland als Quintessenz aller realpolitischen Praxis und Theorie.“ Das ist aber dasselbe, was unsere Gegner heute sagen, nur mit etwas lieblosen Worten. Darum nützt auch alle „Widerlegung“ nichts. „Allzu tief hat sich dem Gedächtnis der Völker die Erinnerung eingeprägt an die kraftvollen Anreize, die ihrem eigenen politischen Fortschritt aus Frankreich gekommen sind, an den Jahrhunderte alten Ruhm Englands als der Heimat parlamentarischer Selbstregierung und persönlicher Freiheit, auf deren Boden alle Besiegten aller Staatsumwälzungen stet eine sichere Freistatt fanden. Allzu tief aber ruht die Erinnerung daran, dass seit langem und bis in die allerjüngste Vergangenheit der russische Zarismus keinen stärkeren Freund und die Opfer seiner Unterdrückung keinen gefährlicheren Verfolger hatten als deutsche Obrigkeit.“ (Seite 60.)

Demgegenüber war der politische Hauptgewinn, mit welchem Preussen-Deutschland die moderne Staatsentwicklung bereicherte, wie wir schon sahen, die allgemeine Wehrpflicht. Allerdings war auch dieser Gedanke der allgemeinen Volksbewaffnung im Grunde eigentlich der Revolution entsprungen und daher auch im alten Preussen, wie bekannt, dem allerhöchsten Misstrauen ausgesetzt. Allein seine Durchführung war geeignet, dieses zu beseitigen. „Die allgemeine Wehrpflicht wurde zwar eingeführt, jedoch blieb der militärisch-bürokratische Obrigkeitsstaat bestehen und seine militärische Seite wurde durch die neue Einrichtung erweitert und verstärkt . . . Einst hatte die Reform in der allgemeinen Wehrpflicht einen entscheidenden Schritt zum Verfassungsstaat gesehen; dann war die allgemeine Wehrpflicht ohne Verfassung gekommen.“ Und als endlich das Verfassungsleben entstand, blieb das Heer wie eine völlig heterogene Organisation vom konstitutionellen Staatsleben geschieden. Das Prinzip des Obrigkeitsstaates verschärfte sich hier noch durch die aus dem Absolutismus herübergerettete und durch feudale Einflüsse gestützte unbedingte Unterordnung des Offiziersstandes unter den obersten Kriegsherrn. Auf der anderen Seite eröffnete sich eine der allgemeinen Wehrpflicht eigentlich ganz wesensfremde Kluft zwischen dem Offiziersstand und dem gemeinen Mann, und zudem zwischen Zivilstand und Militär „eine so schroffe soziale Scheidung, wie sie der bürgerlichen Gesellschaft seit dem Absterben der geburtsständigen Gliederung fremd geworden ist“. (Seite 65.) Dies alles entwickelte sich völlig unberührt durch den Verfassungsstaat ringsum, „wie eine exterritoriale Enklave des alten Obrigkeitsstaates“, prinzipiell von jeder Parteipolitik fern, was aber nicht verhinderte die „Achtung der Sozialdemokratie, Verachtung des Liberalismus, Duldung des Zentrums, Anerkennung der Konservativen und des Antisemitismus . . . In Summa schärfste Betonung des reinen Obrigkeitsgedankens gegenüber dem korporativen Staatsgedanken. Das Wort vom

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Weltmacht oder Volksmacht

371

Reichstag und dem Leutnant nebst zwölf Mann hat deshalb so bitterböse gewirkt, weil es in ziemlich rücksichtsloser und epigrammatisch zugespitzter Form das aussprach, was wirklich war. Das ungefähr ist es, was wir früher „Militarismus“ nannten und was jetzt nur noch unsere Feinde so nennen“. (Seite 65.)

Neben der allgemeinen Wehrpflicht sind es „in geziemendem Abstand“ allerdings noch zwei Gebiete, deren deutsche Entwicklung anregend auf das Ausland gewirkt hat: die Sozialversicherung und die städtische Selbstverwaltung. Aber die erstere war nur ein Glied in einer Sozialpolitik, welche den Obrigkeitscharakter des deutschen Staates verhängnisvoll verstärkte. „In keinem anderen Verfassungsstaate standen sich der ‚Staat‘ und die organisierte Arbeiterschaft prinzipiell so fremd und gegenseitig ablehnend gegenüber wie hier... Die gewerkschaftlich und in der Sozialdemokratie politisch organisierte Arbeiterschaft wurde als der ‚innere Feind‘ behandelt, dessen möglichst vollkommene Ausschlüssung von jeder staatlichen Betätigung ein Leitgedanke der obrigkeitlichen Verwaltung aller Zweige, namentlich in Preussen, war.“ (Seite 66 bis 67.) Diese falsche Identifizierung des „Staates“ mit den starken Rudimenten einer alten Obrigkeitsherrschaft, die eigentlich durch das Verfassungsleben überwunden sein sollte, erklärt es auch, warum selbst jetzt, wo sich die Arbeiterschaft so vollständig auf den Boden der nationalen Gemeinbürgerschaft gestellt hat, niemand daran denkt, „den Burgfrieden durch den Eintritt der Oppositionsparteien in die Regierung zum Ausdruck zu bringen“, was im westlichen Ausland ganz natürlich scheint. (Seite 68.) An diesem selben schädlichen Dualismus von Obrigkeitsregierung und Verfassungsstaat krankt auch unsere städtische Selbstverwaltung, sonst das Lichtvollste in diesem Bilde. Die natürliche Tendenz der Obrigkeitsregierung, sie als eine subordinierte Staatsverwaltung zu betrachten, wird die Quelle eines chronischen Reibungszustandes, in dem sich die besten Energien verzehren.

Man kann freilich nun dieses ganze Anderssein unserer politischen Struktur gegenüber dem westlichen Ausland in eine Tugend umdeuten, und hat es auch unter dem Eindruck der grossartigen Kriegsleistungen des deutschen Volkes getan. Denn worin ist zuletzt dieses Anderssein wesentlich begründet? In der straffen Unter- und Einordnung aller in die ihnen aufgelegte Ordnung, also in der Organisation. Diese Fähigkeit zur Organisation, das erscheint nun als der Grund und das Wesen der Ueberlegenheit des deutschen Volkes im Kriege, als jene Andersseitigkeit, die seine Stärke begründet. Aber wieder erscheint sie dem Auslande in einem anderen Lichte, das auch uns die andere Seite der Sache erkennen lässt. „Le peuple le plus gouvernable du monde“, nannte schon vor dem Kriege ein Franzose die Deutschen: das regierbarste Volk der Welt, wie denn auch in klassischer Zeit einmal Friedrich Karl von Moser als nationalen Trieb in Deutschland den Gehorsam bezeichnet hatte. Und in der Tat beruht zwar die deutsche Organisationsfähigkeit einerseits auf der hohen Tüchtigkeit und Intelligenz des Volkes; „eines Volkes jedoch, das in öffentlichen Dingen nicht gewohnt noch gewillt ist, spontan ohne oder gar gegen den Willen der Obrigkeit zu handeln; das sich daher vortrefflich eingliedert und unter obrigkeitlicher Leitung fast so handelt, als ob es nur seinen eigenen Gemeinwillen ausführe“. (Seite 75.) Weil diese Organisationsarbeit zweifellos mit einer grossen Volkstüchtigkeit verbunden ist, kommt gar nicht die Frage auf, ob dadurch eine der Tüchtigkeit der Geleiteten entsprechende Tätigkeit der leitenden Obrigkeit gewährleistet ist. Etwas ganz anderes als solche Organisierbarkeit ist nun aber die Fähigkeit zur Selbstorganisation, die einen stark entwickelten Gemeinwillen voraussetzt, ein ausgesprochenes Bewusstsein, selber den Staat zu bilden, seine Freiheit selber sich zu bereiten und nicht etwa bloss von ihm zu empfangen. Sehr charakteristisch empfanden Generationen des deutschen Bürgertums den Fussfall des Marquis Posa mit den Worten: „Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!“ als den verkündeten Ausdruck ihres politischen Hochgefühles. Das ist ihre politische Freiheitsvorstellung — Freiheit, gegeben vom Staate. „Immer steht das Volk als Bittender, bei kühnen Wallungen sogar als Fördernder dem Fürsten, der Obrigkeit gegenüber.“ Immer „geben Sie“ und kein Gedanke, dass sich das Volk auch selbst Freiheiten geben könnte. Das ist der Gegensatz zwischen Organisierbarkeit und Selbstorganisation,

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

374

Weltmacht oder Volksmacht

gegensätzen freilich eine radikale Umgestaltung der politischen Struktur bedeutete, wenn er nicht eben durch diese Klassenspaltung unmöglich gemacht würde. Die ganze Untersuchung schwebt bei derartiger Beziehungslosigkeit zu dem ökonomischen Untergrund des politischen Lebens wie in der Luft. Das aufgestellte Ziel der politischen Umwandlung wirkt daher auch nur wie eine wohlmeinende ethische Ermahnung, über die man mit einem Seufzer „ja, schön wäre es!“ hinweggeht, weil man nicht sieht, wie sie verwirklicht werden soll. Nur wenn die Obrigkeitsinteressen in Zusammenhang gebracht werden mit jener ganz eigenartigen Struktur der Klassenherrschaft, wie sie in Deutschland besteht, tritt sofort der reale Untergrund, der den von Preuss geschilderten Wesenscharakter der deutschen Politik trägt und der Mittel seiner Umänderung in nicht mehr zu übersehender Deutlichkeit hervor. Er liegt in der seltsamen Verflechtung des trotz seines Anachronismus in Deutschland herrschend gebliebenen Klasseninteresses der Junker und Agrarier mit jenem der Schwerindustrie; und der Grund für diesen sonderbaren Anachronismus einer Verflechtung von atavistischem Obrigkeitsregime mit dem Ausbeutungs- und Weltmachtstreben der modernsten ökonomischen Macht des Industriekapitals liegt wieder darin, dass sie sich als ein wahres Schutz- und Trutzbündnis für dieses letztere erweist, um ihm die Massen besser im Zügel zu halten und noch überdies die erforderliche Subalternität des Geistes zu konservieren.

Dieselbe Klarheit, die sich damit über den sozialökonomischen Charakter der Obrigkeitsregierung verbreitet, lässt nun aber auch den wirklichen Ansatzpunkt erkennen, von dem allein aus die innere politische Neugestaltung des Volkes wirklich erhofft werden kann. Es ist hiezu keine neue Entdeckung nötig, es bewährt sich nur die alte marxistische Erkenntnis: denn dieser Ansatzpunkt ist nichts anderes als der Klassenkampf des Proletariats. War er es doch allein, der selbst innerhalb des so ungünstigen politischen Milieus, wie wir es durch Preuss kennen lernten, die Fähigkeit zur Selbstorganisation wenigstens in dieser Klasse des Volkes in grossartigster Weise ausser jeden Zweifel gestellt hat. Wenn es daher richtig ist, dass Selbstorganisation allein das Mittel ist, durch welches das deutsche Volk sich eine Zukunft gestalten kann, die wirklich die seine genannt werden kann, dann muss der proletarische Klassenkampf noch mehr zum einzigen Hoffnungsanker aller künftigen politischen Gestaltung werden, als er es bisher schon war. Freilich aber ist damit gemeint der sozialistische Klassenkampf des Proletariats, jenes alte, stolze Klassenbewusstsein des kommunistischen Manifestes, das in seiner Intransigenz zum Klassenstaate dennoch die Idee des Volksstaates und Staatsvolkes besser bewahrte als in seiner heutigen burgfriedlichen Verwässerung. Denn indem es allen Obrigkeitscharakter des Staates als blosser Herrschaftsform von Klasseninteressen unerbittlich bekämpfte, wurde dadurch gerade jene politische Anschauungsweise und Gesinnung geschaffen, die Staat und Volk wirklich zu einer Identität zusammenfliessen lassen wollte, weil sie den Staat nur mehr nach dem Ebenbilde einer Gesellschaft von Gleichen, nicht aber einer Beherrschung Untergebener zu denken vermochte. Ohne die bitteren Erfahrungen des Krieges hätte niemals ein Zweifel an dieser politischen Bestimmung des Proletariats laut werden dürfen, ohne sich dem berechtigten Vorwurfe des Uebelwollens oder der Verständnislosigkeit auszusetzen. Nur scheinbar hat der Krieg hier solchem Zweifel Raum gegeben. Denn wenn wir auch heute sehen müssen, wie die furchtbaren Abnormalitäten des Krieges manche Teile des Proletariats, vielleicht noch mehr manche ihrer Wortführer, irre gemacht haben an dem Lebensinteresse dieser Klasse, das über den heutigen Charakter des Staates hinausweist, so bürgt uns doch gerade dieses dafür, dass es die Kraft des Proletariats zu jener Richtung zurückbringen wird, in der allein seine und damit die Zukunft des Staates entwicklungsfähig ist, in die Richtung des sozialistischen Klassenkampfes.

Und damit wird dann auch ein letztes Bedenken zerstreut, das sich an die Darlegungen von Preuss knüpft, wenn er so häufig betont, dass der Mangel des von ihm geschilderten politischen Staates des deutschen Volkes die Ursache ist, warum seiner weltwirtschaftlichen Geltung nicht eine ebensolche Weltmacht entspricht. Nichts in dem Buche von Preuss berechtigt zu der Annahme, dass er mit dem Rufe nach grösserer

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Das Gefühl in der Politik

375

Weltmacht zu erkennen gebe, die Umgestaltung der inneren politischen Struktur nur als Mittel für jenen Imperialismus der deutschen Nation anzustreben, der heute so viele begeisterte Verfechter hat, freilich vielleicht viel mehr hinter der Front als in derselben. Aber diese Missdeutung liegt nahe; und darum ist nicht überflüssig, zu betonen, dass wir aus dem Buche nichts anderes herauslesen als den Ruf nach grösserer Volksmacht, die sich die Weltmacht schon sichern wird, wenn sie es für nötig hält, und dann vielleicht auf Wegen, die weniger entsetzlich sind als die des Krieges. Wer den Begriff der Weltmacht zum Angelpunkt seines politischen Denkens macht, lebt jedenfalls in einer ganz anderen Welt als derjenige, dem Volksmacht der Anfang und das Ende seines politischen Strebens ist. Denn Weltmacht des Staates ist keineswegs identisch mit Volksmacht im Staate. Und diese Lehre zu beherzigen ziemt wohl vor allem dem Proletariat aller Länder.

BRANTZEL, Coll.

Drei Marineflieger.

In diesem gewaltigen Kriege spielen die Natur und alle ihre Elemente eine ewig fesselnde fast mystische Rolle. Tief ins Erdreich graben sich Mann und Geschütz, unter den Meeresspiegel taucht das Unterseeboot, hoch in die Lüfte schwingt sich der stählerne Flugzeugapparat. Besonders die Hydroplane, emporgleitend vom blauen Wasser in sichtbare Sternenhöhen zeigen die wachsende Herrschaft der Kriegskunst über das Element; und sie erfordern von den Flugzeugführern eine umso eifernere Willenskraft, als diese doppelte Unendlichkeit zu Häupten Himmel, zu Füßen Meerestiefe, den einzelnen Menschen fast ganz von der Gebundenheit des Irdischen loslöst.

Unter unseren Seeflugzeugführern haben drei Männer mit kühnen Herzen und stählernem Aug ganz besonders zum Ruhme dieser jungen Waffe beigetragen: Linienschiffsleutnant Wenzel Wosceek, die Fregattenleutnants Gottfried Banfield und Konstantin Maglic. Drei rechte Kameraden in Leben und Tod nahmen sie lachend von Erde, Wasser und Luft Besitz und weiterferten miteinander Stunde um Stunde, dem Feind das Geheimnis seiner Geschützstellungen, seines Seeraumes zu entreißen. So oft einer von den drei Falken aufstieg, wußte man: der kommt nicht mit leeren Fängen zurück. blieb einer ein Weilschen über Erwarten aus, schon jagte ihm der zweite nach, indes der dritte sein Flugzeug klar machte. Das feindliche Gewehrfeuer umknattert sie, rechts und links schlägt eine Geschoskugel splitternd in das Gestell ein — die drei Falken achten dessen nicht, ruhig spähend höher, immer höher breiten sie ihre schimmernden Flügel aus.

Tag um Tag bringen sie so dem Kriegshafenkommando Daten von unschätzbarer Wichtigkeit ein — aber ihr Meisterstück haben die drei doch über dem Lovcen vollbracht, als es galt, die dort glänzend maskierten feindlichen Stellungen zu erkunden. Vergebens trachtete man tagelang die feindlichen Geschütze zum Schweigen zu bringen: immer wieder aus unerfindbarem Versteck saßen die Geschosse der Montenegriner herab und reißten klaffende Lücken in die Reihen unserer Braven. Da melden sich die drei Falken zum Wort: Zwar zieht der Nebel frühmorgens in dichten Schwaden durch die Luft, zwar wechseln die Winde über den Berggründen mit rasender Eile, doch die drei Unerschrockenen haben nur den Dienst ihres Kaisers vor Aug, sie wollen es wagen! Wie die drei Silbervögel sich langsam emporheben, halten Natur und kämpfende unwillkürlich eine Sekunde den Atem an;

drei todesmütige Herzen schweben jetzt dort zwischen Himmel und Erde. Schon jetzt drüben heftiges Gewehrfeuer der Feinde ein; die Unseren herüber jauchzen den Fliegern zu. Immer dichter umrattern die feindlichen Geschoskugeln unsere drei Falken; hier schlägt ein Treffer ins Holz ein, hier biegt eine Kugel das Gestell ab. Unsere drei Falken rühren sich nicht, schweigen und spähen. Jetzt ist das Feuer der Feinde schon ein rasender Hagel geworden; die Tragflächen werden durchlöchert wie Siebe. Aber unsere Falken schließen das Auge nicht.

Als zerrisse der feindliche Geschosshagel den Nebel, so bricht mit einemmale die Sonne durchs Gewölk, hell liegt das Gelände unter den Blicken der Flieger. Hell und gierig spähen sie. Durch Tod und Verderben, unbeschadet, steuern sie dann zurück zu den Reihen der Unseren, nachdem sie dem Feind das so lange gehütete Geheimnis der Batteriestellungen entrißen haben. Ein Jubelruf empfängt sie; und in dieses helle Durra mischt sich bald darauf die Stimme unserer Geschütze, die den feindlichen Batterien Volltreffer nach Volltreffer zusenden. Der Beschießung des Lovcen ist damit das rechte, verheißungsvolle, ruhmreiche Ziel gewiesen. Den drei todesmütigen Fliegern bedeutete wohl der verzweifelte Aufschrei der Feinde Lohnes genug. Als sichtbares Zeichen kaiserlicher Anerkennung aber tragen sie, auch im Ruhme Kameraden und Brüder, das Signum laudis mit dem rot-weißen Bande an der Brust. Mancher von ihnen hat sich nachher noch höhere Ehre erstritten.

BRATFIELD, Carl Michael

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 305.

TAG: 2. 11. 1915 (3. Bogen)

Der Papst und der Fliegerangriff auf Venedig.

R.-B. Berlin, 1. November. Eine Münchener Depesche der „Berliner Zeitung am Mittag“ stellt gegenüber der Meldung des „Corriere della sera“ über einen beabsichtigten Protest des Vatikan gegen das Luftbombardement von Venedig fest, daß nach Erkundigungen an wirklich unterrichteter Stelle der Papst dem Patriarchen von Venedig und dem Pfarrer der Scalci-Kirche sein Bedauern über die Vernichtung der Tiepolo-Fresken ausgesprochen hat, was für jeden Kunstfreund verständlich ist. Die Bombe galt den die Kirche völlig einschließenden großen Bahnhofanlagen, dem strategisch wichtigsten Punkte des österreichisch-ungarisch-italienischen Kriegsschauplatzes. Das weiß, erklärte der hohe Prälat dem Korrespondenten der „Berliner Zeitung am Mittag“, der Papst sehr genau, weshalb es keineswegs zu erwarten ist, daß er einen Protest gegen die österreichisch-ungarische Kriegsführung einlege, um so weniger, als die Italiener prinzipiell alle Kirchtürme in den Grenzgebieten eingeschossen haben. Ferner war der Fliegerangriff nur die Antwort auf den italienischen Angriff gegen Triest. Übrigens warfen die Italiener mehrfach Bomben auf das wundervolle Schloß Miramar ab, wobei von keinem Versenken oder Zufall, sondern nur von ausgesprochen böser Absicht die Rede sein kann. Aus allen diesen Gründen wird der Vatikan den Anlaß nicht benötigen wollen und können, um gegen die angebliche Barbarei, die nicht existiert, zu protestieren. Übrigens wäre zu wünschen, daß man im Bierverband nicht immer die Person des Papstes vorschlebe. Wenn man der Gesinnungen der in ihm vereinten Staaten gedenkt, wie sie vor dem Kriege bewiesen wurden, macht der jetzige katholische Eifer einen fast komischen Eindruck.

Leinhardt, Eugen

TAGESPOST (Graz) *(Mittagsblatt)*

Nr.:

TAG: *3.11.1915, 1f.*

Der serbische Feldzug.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressequartier, 2. November.

Der serbische Feldzug nähert sich immer mehr seiner entscheidenden Phase. Mit einer sich über alle Schwierigkeiten in erstaunlichem Tempo hinwegsetzenden Kraft hat das Zentrum der Verbündeten nach Erreichung der Linie Vassevo—Morabei—Arangejelovac—Topola auch das schwere Gelände des Rudniker Erzgebirges überwunden, und in zähem Anklämpfen gegen die tapfere serbische Abwehr ist die Front ins Herz Serbiens vorgeedrungen. Trotzdem sich die Witterung von Tag zu Tag ungünstiger anläßt und die Wege immer schlechter werden, erleidet der Vormarsch nirgends die geringste Verzögerung. Der gewaltige Apparat der Kriegsmaschinerie funktioniert in Serbien tadellos, in allen Teilen vollzieht sich die Offensive durchaus pflangemäß. Ein schweizerischer Generalstabsoffizier, der den Operationen folgte, sprach sich mir gegenüber über die Organisation der Vormarschaktion außerordentlich lobend aus: „Das rationelle, staffelweise Vorgehen, die Verwendung der Reserven, die Art und Weise des Nachschubes“ — sagte er — „sind ganz vorbildlich.“

War schon der Vormarsch im Belgrader Hügelland recht schwierig, so wuchsen die Hindernisse natürlich noch beträchtlich, als es galt, die Rudnik Planina zu überqueren. Ganz abgesehen von den Hemmungen, die durch das Gelände selbst hervorgerufen wurden, bot dieses auch der serbischen Verteidigung eine günstige Basis. Zwar suchte die serbische Heeresleitung in diesem Gebiete nicht etwa eine große Entscheidungsschlacht herbeizuführen, sondern die Abwehrversuche zeigten im allgemeinen das gleiche Bild, wie im Hügelland. Aber den starken Abteilungen, die den Vormarsch aufzuhalten suchten, boten sich hier günstige Positionen, aus denen sie in immer wieder erneutem Vorgehen vertrieben werden mußten. Ihre Taktik geht meist dahin, größere Verbände zur Entwicklung zu zwingen, um so das Vorgehen in dem ungünstigen Terrain zu verlangsamen. Überall, wo es zu Kämpfen kommt, wehren sie sich bis zum letzten Mann. Die erste Linie der Verbündeten ist

in ständigem, unaufhörlichem Kampf.

Nirgends geben die Serben auf ihrem Rückzuge auf einmal größere Strecken preis, jedes Stück serbischen Bodens muß ihnen so abgerungen werden.

Mehr als hundert Kilometer sind seit der Einnahme Belgrads unsere Truppen auf breiter Front nach Serbien vorgeedrungen. Immer enger wird das Gebiet, das den Serben zu einem letzten großen Widerstand übrig bleibt. Noch immer läßt sich aber nicht sagen, ob es zu einer solchen Schlacht kommen wird. Bei Kragujevac, wo die Entente eine große Schlacht prophezeiten, hat die serbische Hauptmacht sich nicht gestellt und tatkräftig sind die über Grn. Milanovac und Kragujevac vorgestoßenen Verbände weiter nach Süden gerückt.

Die Milanovacer Gruppe hat bereits die tief eingebettete Morava bei Cacal passiert. Teile dieses Verbandes sind im Anmarsch gegen Uzice, arbeiten also der Gruppe entgegen, die bei Bisegrad im Gebirge über die bosnische Grenze vorgerückt ist. Die im Raume beiderseits Uzice kämpfenden serbischen Kräfte sind dadurch in einer wenig günstigen Situation, die wohl zu einer baldigen Zurrücknahme des linken Flügels und damit zu einem Anschluß der bosnischen Kampfgruppe an den rechten Flügel der Armee Kößß führen wird. Die Lage dieses serbischen Frontteiles ist um so schwieriger, als sein Rückzug in den sehr rauen, verkarsteten, unwegsamen und jetzt schon tief verschneiten Gebirgszug der Plator Planina mit seinen Felsen und undurchdringlichem Urwald gehen muß. Für die allgemeinen Operationen dürfte dieser derart abgedrängte Frontteil kaum mehr wesentlich in Betracht fallen, und es hat den Anschein, als sei hier bereits ein Ansat zum Beginn der Zerbröckelung des serbischen Heeres durch den allgemeinen konzentrischen Angriff. Die Erreichung von Cacal öffnet im Moravatal auch den Weg nach dem bedeutenden Städtchen Kraljevo, gegen das auch die südlich Kragujevac kämpfenden Truppen sich bewegen. Anschließend hat die Armee Gallwitz das Moravatal nach der Eroberung des Tribunovo brdo bereits bis auf die Höhe von Kragujevac nördlich Jagodina in Besitz genommen. Die Tribunovo-Gruppe strebt dabei auf der östlich der Morava aufspringenden bergigen Straße gegen den Morava—Belica-Winkel. Mit ihrem äußersten Flügel strebt sie in der Richtung Cnbrija—Paracin

dem bulgarischen Frontabschnitt entgegen, der im Raume östlich Voljevac an der Straße Platinica—Paracin im Kampfe steht. Je schmaler die

jetzt noch etwa 70 Kilometer breite Lücke an dieser Straße wird, um so mehr sieht sich auch der äußerste rechte Flügel der Serben, der nordöstlich dieser Lücke im Gebirge westlich Negotin, südlich Orza palanka gegen deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Abteilungen kämpft, vor bedrohliche Konsequenzen gestellt. Er wird sich nun wohl rasch zurückziehen müssen, dann aber in die Gefahr geraten, abgeschnitten zu werden. Jedenfalls ist durch diese Lage, nachdem die Verbindung zwischen den Truppen der Zentralmächte und der bulgarischen Armee bereits besteht, auch die Herstellung einer einzigen, quer durch Serbien gehenden geschlossenen Kampffront, von der Drina bei Bisegrad bis zum Timok eine Frage kürzester Zeit geworden.

Mitterweile hat ein neuer Akt des Balkandramas begonnen. Auch

gegen Montenegro

haben sich Angriffsgruppen in Bewegung gesetzt. Zwischen der Adria und der montenegrinischen Grenze versammelte Streitkräfte haben die Offensive aufgenommen und haben sich nach starker Artillerievorbereitung auf den montenegrinischen Grenzbergen festgesetzt. Damit wird

der Kampf auch auf die vierte bisher noch offene Seite getragen.

Eugen Lennhoff.

Centblatt, Luzern

TAGESPOST (Graz) (Middagblatt)

Nr.:

TAG: 6.11.1915, 1f.

Der Vormarsch in Serbien.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressequartier, 5. November. (Ausgegeben 7 Uhr 27 Min. abends.)

In breiter Front schieben sich die Angriffsarmeen der Verbündeten in Serbien vorwärts. Nur noch ein verhältnismäßig kleiner Teil Altserbiens ist in den Händen des Gegners. Jeder Tag bringt auf allen Frontabschnitten ansehnliche Fortschritte und, obwohl die Vormarschverhältnisse immer schwieriger werden, zeigt der Angriff nirgends eine Verzögerung. Durch tief eingeschnittene, enge Schluchten, über mit Eichendickicht und Bluthuchen bestandene bergige Terrassen und über hochragende Klämme bahnen sich die Truppen ihren Weg. Weitverzweigt ist der Vormarsch, denn zahllos sind die kleinen Täler, durch die sich schmale Wasseradern in die Flüsse ergießen. Alle diese Seitentäler und die dichten Laubwälder, die von ihrer Sohle zu den Höhen hinaufklettern, müssen durchstreift und gesäubert werden. Unermüdlich dringen Kavalleriedetachements und Streifpatrouillen in die verborgenen Engpässe ein, um das Land gänzlich vom Feinde freizumachen.

Die Verlängerung der Front bis Paracin.

Die an der bosnischen Grenze beginnende österreichisch-ungarisch-deutsche Front hat sich im Osten bis Paracin verlängert. In ganz kurzer Frist hat sich dort der Abstand von den auf der Zajecarer Straße längs der Bahnlinien vorstoßenden Bulgaren um etwa 50 Kilometer verkürzt und beiderseits streben vom linken Flügel der Armee Gallwitz und vom rechten Flügel der westlich Bosnien kämpfenden Truppen General Bojadjeffs Flankendetachements vorwärts, um sich die Hand zu reichen, die Kette quer durch Serbien vollends zu schließen. Stück um Stück hat diese sich aneinandergereiht. Erst der Angriff in mehreren voneinander isoliert vorgehenden Gruppen: der Vorstoß Köbeß im Belgrader Hügel land, die Operationen der Armee Gallwitz aus dem Raum von Semendria gegen die Morava, dann bei Grocka das Zueinanderfließen dieser beiden Armeen, und einige Tage später bei Baljevo die Vereinigung mit der in der Macva und Posavina vordringenden Gruppe. Nach Süden strebten diese zu starken Zangen gewordenen Armeen, und neue Kräfte strebten ihnen entgegen, die Kette zu verlängern, sie zum Ring zu formen: von Osten die lange Linie der bulgarischen Kampf front, von Westen die Bisegrader Gruppe. Unter unerhört schwierigen Verhältnissen griff letztere in den Kampf ein. Die steilen, eingeschnittenen felsigen Grenzberge mußte sie angehen; die Straße von Bisegrad nach Uice war

hartnäckig verteidigt, Höhe nach Höhe mußte im Kampfe genommen werden. Die Straße der Schmalstalbahn wurde dem Nachschub dienstbar gemacht. Bohlen und Planen wurden über das Geleise gelegt und auf diesem Holzweg die Trains vorwärtsgebracht.

Mittlerweile gewann die Armee Köbeß andauernd Raum. In mehreren Kolonnen stieß sie nach Süden vor, durchs Razanska- und Ribnicatal, durch das südliche Tsiguellgebiet. Auf der Scheide zwischen Toplica und Tsig bahnte sich der rechte Flügel seinen Weg. Dem Zentrum wiesen die Slawica und die von Kalkfelsen unterbrochenen Wälder des Prostrug die Richtung, während eine weitere starke Gruppe ihren Weg durch das Erzgebiet nahm und über das sandige Plateau des Rudniker Kuppenfeldes, Majdan, und den Geburtsort der Draga Maschin, Milomonac, vorging.

Immer näher schoben sich diese Kolonnen an die von der westlichen Morava und ihren Zuflüssen gebildeten Tiefenlinie heran, wobei sie stets auf gleicher Höhe mit den deutschen Truppen der Armee Gallwitz operierten. Energisch hatten diese den Widerstand im Moravatal und auf den dieses flankierenden Höhen überwunden; in quer über die breite Talsenke sich hinziehender Front preßten sie den Feind zurück. Bei Petrovac wurde unweit des alten, von Belgrad über Semendria führenden römischen Heerweges nach Konstantinopel, die Mlava überschritten. Westlich des Tales drängten die Höhen überquerende Verbände starken Widerstand leistende feindliche Nachhut nördlich Ratari über die Bahnlinie zurück. An der Morava selbst warf ein heftiger Stoß die Serben über Ser. Abzegovac auf das im Laubwald fast versteckte Srdajnac zurück. Im Refavawinkel suchten sie sich festzuklammern; auf den Höhen bei Grabovac und Bobovo setzten sie sich verzweifelt zur Wehr, aber auch hier mußten sie weichen. In den nächsten Tagen wurden eine Reihe hintereinander liegender Verteidigungslinien erlürmt. Der Fall der Positionen auf dem Tribunovo Brdo und der Aragujevac säumenden Hügelstellungen verleiht den Angriffen neuen Glanz. Kräftig kam der linke Flügel vorwärts; längs der Lapa mit ihren Dampfmühlen, vorbei an verfallenen türkischen Brunnen und Ruinen alter Höhlenkirchen hielt er die Richtung auf Despotovac. Hinter diesem Ort wurde das zwischen den ragenden Gipfeln von Pastoral und Maca eingeführte, dicht bewaldete, zerklüftete Engdefilee der Refava durchquert, in dessen Nähe sich das seltsame Kloster Manasija befindet, dessen weißmarmorne von sechs metallenen Kuppeln gekrönte Kirche eigenartig von der dunklen Umrahmung durch zwölf zerbrochelte Burgtürme absteht.

Mit der Erreichung der Tiefenlinie der westlichen Morava fiel die Einnahme von Kragnjevac zusammen; damit nahm das Tempo der Vorrückung womöglichst noch an Schnelligkeit zu. Der Angriff deutscher Truppen gegen Zagobina längs der Bahnlinie wurde von Kräften unterstützt, die im Belicatal auf der Straße Kragnjevac—

Zagobina herangeworfen wurden. Treffsich wirkten die Armeen Kövess und Gallwitz zusammen.

Mit dem Terraingewinn nach Süden ging ständig eine Ausdehnung auf den Flügeln Hand in Hand. Die Armee Kövess stieß nach Westen an das Djetinatal und den Raum von Uzice vor, die Armee Gallwitz gewann durch das Kohlengebiet von Cuprija vorgehend Paracin an der Bahn nach Zajecar.

über Uzice hinaus.

Die Erreichung von Uzice bedeutete die Zusammenschließung der im Westen Serbiens kämpfenden Gruppen. Am Fuß eines steil aufragenden Felsens, auf dem die Trümmer der geschleiften Feste von alter Türkenherrlichkeit zeugen, ist Uzice im Kessel hoher Berge eingeschlossen. Es war von den Serben aufs äußerste verteidigt, aber die für sie aus dem drohenden Zusammenschluß erwachsenden Gefahren bewirkten den schleunigen Rückzug. Kurz nach der Festsetzung in Uzice brachte ein rascher Marsch auf dem zwischen Luznica und Djetina sich hinziehenden langgestreckten Tordeidorücken das auf dem linken Strapezuser liegende 17 Kilometer entfernte Pozeza in den Besitz der k. u. k. Truppen, während von Sacal nach Westen vorgehende Kolonnen auf die zur Mündung der Moravica führende Serpentinensstraße Hand legten und sich den Eingang ins Moravical erzwingen, in dem sie nun auf der nach Zwanjica führenden Straße bis Arilje vorgedrungen sind.

Auch der Vormarsch im Tal der westlichen Morava macht rasche Fortschritte: deutsche Kräfte dringen von Nordwesten und Norden über zahlreiche Bäche gegen Kraljevo vor, während k. u. k. Kolonnen sich östlich der Gruza dem Rücken der Stadt und der Bahn nach Krnjevac nähern.

Auch die bulgarischen Kampfgruppen, die immer näher an die Verbände der Armeen General Macdensens herankommen, haben wieder tüchtig Boden gewonnen. Eine prächtige Leistung ist namentlich ihr Anmarsch gegen Nisch. Die nach Evtlijig vorgedrungene Kolonne hat sich dort gegabelt: während eine Stoßgruppe auf der Straße Evtlij—Nisch nach Südwesten längs der Prabacka vorging, die Serben von Kalafat und Vrnica warf und gegen Grn. Matejavac weiterrückte, kletterte eine andere in südlicher Richtung über Ples und Gulsanska Planina, um die im Nischavatal stehenden starken feindlichen Abteilungen in der Flanke zu fassen.

Eugen Lennhoff,

LEHNHOF, Eugen

TAGESPOST (Graz) (Middagblatt)

Nr.:

TAG: 10. 11. 1915, 1f.

Der Auszug aus Altserbien.

Von unserem Kriegsberichterstatter.
Kriegspressquartier, 9. November.

Der serbische Rückzug

Ist in ein sehr kritisches Stadium eingetreten. Die Rückzugslinien sind in den letzten Tagen weniger und weniger geworden und die wie eine riesige Greifzange wirkende Vorrückung der Verbündeten preßt immer größere Massen in dem wenig breiten Gebirgskomplex zusammen, durch den sich der Auszug aus Altserbien vollzieht. Schwer nur läßt sich ein traurigeres Bild denken, als dieser Rückzug es bietet. Wenig hat er mit der Prophezeiung gemein, die Pasia in der letzten Skupstinasitzung ausgesprochen haben soll: „Es sei Serbiens Schicksal, schön zu sterben“.

Der Verlust des Moravatales bedeutet die eigentliche Tragödie. Solange die Serben diese Tiefenlinie beherrschten, standen ihnen die Zugänge zu den gegen-

die Linie Pristina—Mitrovica—Novibazar führenden Rückzugsstraßen offen: Bei Pozega die Risa, die enge Pforte zum Nordwestteil des Sandshaf, bei Kraljevo das Ibarsfließ, der Eingang zu der in das mächtige Gebirgsmassiv tief eingegrabenen Ibarsfurche, bei Krusevac das auf die Toplicalinie führende schmale Basinal. Je näher sich die Verbündeten an das Moravatal heranschoben, desto größere Massen suchten auf diesen Wegen ihr Heil. Unendliche Trainsstaffeln, bunt untermischt mit zahllosen Flüchtlingen machten den Beginn der Abwanderung auf der Ibar- und Toplicastraße. Kampftruppen folgten, die Verfolger dicht hinter sich. Dann aber schob sich ein eherner Riegel nach dem andern vor die Talseingänge. Erst wurde das Moravital vom rechten österreichisch-ungarischen Flügel der Armee Rössig zugeschnitten; dann schoben sich verfolgende deutsche Kolonnen bei Kraljevo in die Ibarstraße hinein und bei Krusevac sperrte die Armee Galkowicz den nördlichen Eingang zum Basinal. Aber im Augenblick, da dies geschah, hatten noch nicht alle Verbände, die das Moravital verteidigten, Durchlaß gefunden. Die Abteilungen, die dem Übergang zwischen Kraljevo und Krusevac bei Stubal und Trstenik zu wehren suchten, die Truppen, die östlich Careat über Statina zurückgedrängt wurden, erreichten den Anschluß an die Hauptkolonnen nicht mehr auf der normalen Straße. Rechts und links von ihnen stuteten schon f. u. f. und deutsche Regimenter nach Süden weiter und sie standen am Abzugsfluß in

Kampf mit den tapferen österreichisch-ungarischen Truppen, die über die Hochwasserstuten herantamen. Auf Steilen und schmalen Steigen nahmen sie den Weg ins Gebirge, um vielleicht irgendwo sich wieder mit der Hauptkraft zu vereinigen. Manche gaben, zu Tode erschöpft, resigniert die Hoffnung auf und ließen sich gefangen nehmen. Chaotisch ist der Rückzug der zu spät abfließenden Trains. Zahllose Wagen kommen auf den schlechten Wegen nicht mehr vorwärts, bleiben stecken, verstopfen die Engpässe. Groß ist auch das Hinsterben der Zugtiere. Pferde und Ochsen, seit Belgrad unaufhörlich geheizt, brechen massenhaft zusammen. Stauungen überall.

Die Ereignisse der letzten Tage.

Doch nicht nur an der westlichen, sondern auch an der südlichen Morava vollzieht sich dieses stete Abbröckeln, das nach und nach zum Auseinanderfallen des gesamten serbischen Heeresorganismus führen muß. Die von Breslovac südlich Nisch über Protuplje—Kufumlje nach Pristina führende Toplicaer Gebirgsstraße ist dort der Weg, an den sich die Hoffnungen Tausender aufklammern. Bis zur Eroberung von Nisch strömte es ununterbrochen durch die Ebene zu ihr hin. Wer noch in Nisch zurückgeblieben war, floh auf dieser Straße nach Südwesten: die wenigen Funktionäre, die bis zum Schluß ausgeharrt hatten, Reste der Bevölkerung, die immer noch nicht an das Unabwendbare glauben wollten. Von Norden und Süden erhielten die Flüge Zufluß. Menschenmassen von Alessinac, Menschenmassen von Leskovac, alle drängten zu dieser einen Straße, denn alle anderen wirklichen Rückzugslinien waren verrammelt: die Straße vor Leskovac nach Süden durch die bei Branje stehenden Bulgaren, ebenso der Weg längs der Veternica, die Kommunikation von Leskovac nach Osten waren schlecht und sehr beschwerlich auch. So schwellt denn der Strom zur Pristinaer Straße unaufhörlich. Bei Protuplje liefen die Flüge zusammen, um sich zu einem gewaltigen regellos verflumpten Haufen zu ballen. Und dann auch hier in allen Punkten die gleiche Erscheinung wie bei Pozega und Kraljevo und Krusevac: Nisch fiel, Klappen legten sich vor die Hauptzugänge in der Nischer Ebene und noch unzählige nördlich und südlich Nisch erst auf dem Wege nach Protuplje, bei Alessinac und Leskovac noch Kampftruppen, die Leskovacer Kräfte, bedroht von den aus dem Raum von Blasotinac nach Nisch gelangten Bulgaren, die Solo-Banja vorrückenden bulgarischen Kolonnen und dem aus der Morava-Enge von Stajac herauskommenden linken Flügel der Armee Galkowicz eingezwängt zu werden, und überdies die deutsche Krusevacer Gruppe schon

Brattely, Coll.

Der Bombardement

Die Pulgaren zwei Stunden vor Monarchie.

Erfolgreicher Luftangriff auf wichtige Objekte Venedigs.

A.B. Wien, 19. November. Amtlich wird verlautbart:

Gestern nachmittag belegte eines unserer Seeflugzeuggeschwader die Forts San Nicolo und Alberoni, das Arsenal, die Flugstation, den Gasometer, den Bahnhof und mehrere Kasernen von Venedig erfolgreich mit Bomben.

Trotz heftigem Abwehrfeuer und Angriffen von drei feindlichen Flugzeugen ist unser Geschwader vollzählig und wohlbehalten eingekückt.

Die von den Bomben unserer Flieger betroffenen Stadtteile Venedigs liegen nordöstlich und nordwestlich der Innenstadt. Das Fort San Nicolo, das im Bericht zuerst genannt wird, befindet sich links bei der Einfahrt vom Meere zur Lagune. Daran schließt sich das Fort Alberoni. Beide Baulichkeiten stammen aus der Zeit der österreichischen Herrschaft in Venedig, sind also ziemlich veraltet. Das Viertel, in dem das Arsenal liegt, befindet sich nordöstlich der Stadt. An die ausgedehnten Arsenalanlagen schließen sich mehrere Kasernen und an diese westlich davon der große Gasometer, der Venedig mit Gas versorgt. Die Zerstörung des Gasometers ist für die Stadt von größtem Belang, da sie zumeist auf Gasbeleuchtung angewiesen ist.

Brandt, Roy

Vor Riga.

Von unserem zum deutschen Okeer entsandten Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Mitau, 10. November 1915.

Bei dem großen Vormarsch im Juli ging die nördlichste Gruppe der Hindenburgischen Streitkräfte aus den Stellungen östlich von Goldingen vorwärts und erreichte unter kleinen Gefechten die Linie Tuenen—Mitau—Bausl—Birski. Nach kurzem Stillstand wurde der rechte Flügel dieser Kräfte mit Bausl als Drehpunkt gegen Lennawaden (an der Bahn Riga—Dünaburg) im Anschluß an die bisher geschützten Vorstöße der anderen Gruppe westlich der Dünafont vorgeworfen. Während bei Besetzung dieser Teile von Kurland die Russen keinen nachhaltigen Widerstand geleistet hatten, kam es vor Lennawaden zu heftigen Kämpfen. Die Russen schätzten hier, daß unsere vorstößenden Truppen nach Erobtung des Dünaberganges Riga einschließen könnten. Die dritte sibirische Division wurde deshalb nicht angegriffen.

In der Mitte Oktober wurde auch der linke Flügel nördlich von Bausl von neuem zum Angriff angegriffen. In einem Zuge wurde nach den Gefechten bei Groß-Ehau und Garwen die Risse erreicht und darüber hinaus die Linie bis Olai und an das Sumpfgelände des mächtigen Titul-Sumpfes vorgerückt.

Der Ring vor Riga liegt jetzt in etwa 16 Kilometer Entfernung vor der Stadt und schiebt sich bei Kessau noch etwas heran. In wiederholten Vorstößen suchten die Russen den Ring zu durchbrechen. Bei Kessau, bei Olai, bei Dänhof griffen sie an. Angriffe, die in der letzten und allerletzten Zeit durch sehr schwere Artillerievorbereitung unterstützt wurden. Das völlig verunpflugte Gelände, das durch den schmelzenden Schnee in diesen Tagen einfach unpassierbar geworden ist, ließ diesen Angriffen trotz der großen Menschenopfer von vorhergehender wenig Möglichkeiten. Die Mannschaften, die ein paar tausend Meter durch das Sumpfgelände vorgehen, können, wenn sie endlich an die Stellungen kommen, vor Erschöpfung kaum das Patenett heben, wie viel weniger energisch durchzuführen. Im Gänsemarsch arbeiten sich die Angreifer durch den Sumpf und werden von unseren Maschinengewehren abgemäht. Es ist den Verwundeten, die hier eine Kugel in den Sumpf wirft, nicht mehr zu helfen. Man hört das Jammern und Schreien in den langen Nächten vor unseren Linien, aber niemand kann in den Sumpf, die Sterbenden zu holen. Bei Wisman fand ein auf Patrouille vorgehender Artilleriebeobachter eine Schützenreihe von 50 Mann im Anschlag liegen. Als er, da er kein Feuer erhielt, sich näher herankarbeitete, fand er dicht neben einander 50 Tote, meist mit Kopfschuß.

Erst Frost wird die Möglichkeit geben, auf diesem Gelände zu operieren, vom Wetter hängt es ab, inwiefern ein Vorgehen auf Riga an dieser Stelle möglich ist.

Als ich heute in der Front bei Olai war, hatten die Russen schon das Ergebnis der Angriffe der letzten Tage gezogen: es herrschte völlige Ruhe. Nur um die Mittagszeit gingen ein paar Granaten in Richtung der Linien, die wir auf der Chaussee Mitau—Riga aufgestellt haben, um den Russen die Einsicht in die schurkenhafte Straße zu nehmen. Sobald der Wald zu Ende ist, sind hängen und drüben solche „Neuanpflanzungen“ von Tannen, die gegen Sicht decken sollen.

Ein paar Ruinen von Schlössern ragen zwischen den Linien. Der Schnee schmilzt und das Siedwasser rinnt über den moorigen Boden. Auf den besten Stellen stinkt man bis zum Anschlag ein. Ein paar Referentenstände gleichen Wadefallen.

Es ist selbst gegen Mittag neblig und Sicht auf höchstens ein paar hundert Meter. Nach 3 Uhr fehlt schon die Dunkelheit ein. Oben noch mehr, gegen den Rigaer Busen zu soll es noch schlimmer sein mit Nässe und Nebel. Von 3 Uhr in der grauen, lastenden Stille und auf Wacht stehen. . . Es ist nicht leicht für die Truppen an den Sumpfen vor Riga. „Wenn man sich dort auf den Tornister setzt, beginnt er auch einzustinken nach einiger Zeit. Dabei wird es noch schlimmer, wenn der ganze Schnee erst schmilzt“, erzählt mir ein Feldgrauer.

Ich sehe über Ebene und Sumpfwald, bis die schweren Schleier zunehmen. Ein paar Gänsegeschiffe fallen. Man weiß nicht, woher. Es ist gut, daß die Wege markiert sind für die Eisenpflüger. Das Wo-hin wäre sonst nicht zu entscheiden.

Es ist eine schwere Frage um den Weg hier in Kurland, nicht nur an der Front, in dem Nebel der Kämpfe, sondern auch in Mitau und überall, wo kurländische Herzen schlagen.

Aber das liegt auf weitem Felde. Militärisch betrachtet ist die Ansicht der Russen die, daß wir unsere Wege trotz aller Hindernisse gehen. Sie haben daher auch im Osten um Riga Befestigungen errichtet, und hinter Riga mehrere Linien bis zum Peipus-See vorbereitet. Sie fühlen alle diese Ränge an der Dünafont letztlich als Bedrohung Petersburgs. Sie haben ihnen daher größte Bedeutung beigelegt, und sie sollen ihren „Napoleonschen“, den draufgängerischen und abenteuerlichen Bulgaren Radko Dimitrieff, an die Spitze der 12. Armee gestellt haben. Er wird den Sumpf nicht ändern können, und es ist bei einsetzendem Frost leicht möglich, daß der angeblich russische „General Winter“ diesmal auf unserer Seite kämpft.

Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Die dritte Isonzoschlacht.

Aus dem Kriegspressequartier.

Das Herdenringen unserer tapferen Truppen an der Isonzofront wird in seiner ganzen Größe erst in späterer Zeit, wenn das Material der Gefechtsberichte zur Verwertung vorliegt, voll gewürdigt werden können. Heute besuchten nur einzelne Meldungen von kleineren Abschnitten der Front gleichsam blickartig das gewaltige Chaos vieltägiger, erbitterter Kämpfe, die wir unter dem Namen der dritten Isonzoschlacht zusammenfassen. Schon diese wenigen Andeutungen eröffnen aber Ausblicke auf eine Summe von Heldennut, Tapferkeit und Hingabe für Kaiser, König und Vaterland, die diesen zähen und erfolgreichen Verteidigungskampf in die Reihe der schönsten Waffentaten unserer Heeresgeschichte erheben und unvergänglichen Lorbeer um den Ehrenschild der daran beteiligten Truppenkörper und Abteilungen winden.

Die Infanterie.

Hoch klingt das Lob der Infanterie! Mehr als 50 Stunden hindurch hatte die feindliche Artillerie die

Frontteile, denen der Angriff gesten sollte; unter ununterbrochenem, schwerstem Trommelfeuer gehalten, die Schützendeckungen waren vielfach zu zusammenhängenden Steintrümmern zusammengeschossen, die Verluste häuften sich; trotzdem hielt die Infanterie unerschüttert in dieser Hölle aus und erwartete den feindlichen Ansturm ungebrochenen Mutes. Und die Italiener kamen heran, Woge auf Woge, vier Tage lang, Angriff auf Angriff, dazwischen immer wieder das Höllenfeuer aus Geschützen aller Arten und Kaliber. Die Übermacht erlaubte dem Feinde, stets neue Regimenter zum Sturm heranzuführen; vor den Frontabschnitten einzelner unserer Regimenter wurden vier und selbst fünf solche des Feindes im Verlaufe der Schlacht festgestellt.

Unbezwinglich hielt das Infanterie-Regiment Nr. 61 seine Stellungen. Wohl drang der Feind wiederholt in die zerstossenen Deckungen ein, in einen Kompanieabschnitt sogar zwölfmal, doch mit ungebrochenem Heldegeist gewannen die 61er stets im wütenden Handgemenge die Oberhand und warfen die Feinde, ohne daß es des Einsatzes von Reserven bedurfte, wieder zurück. Der Geist der braven Mannschaft blieb trotz des nervenzerschütternden Einflusses der mehrtägigen heftigsten Kämpfe ein so vortrefflicher, daß eine Kompanie bei der Abwehr eines Angriffes über die Deckungen vorrückte, in der Verfolgung einen Offizier, drei Offiziersaspiranten und 61 Mann gefangen nahm und ein Maschinengewehr erbeutete. Als

eine zusammenhängende Besetzung der Stellung infolge der Gefechtsverluste nicht mehr möglich war, ballten sich die Kompanien um ihre Offiziere, deren heldenmütiges Beispiel sie immer wieder zum Gegenstoß fortriß, wenn der Angreifer die Trümmer der Deckungen zu überklettern wagte.

Das Infanterie-Regiment Nr. 46 war nach langem Ausharren im feindlichen Artilleriefeuer zur Erholung in eine Reservestellung zurückgenommen worden. Doch nur kurz dauerte die Ruhepause. Einem schwer mitgenommenen Frontstück galt es Hilfe zu bringen. Unverzüglich brach Oberstleutnant Reiß mit mehreren Kompanien auf, warf sich den feindlichen Massen entgegen und trieb sie zurück. Wohl überschüttete die italienische Artillerie die wiedereroberte Stellung tagelang mit Trommelfeuer, die wackeren 46er warteten und wichen nicht, ließen sich auch durch die wilden Kämpfe nicht beirren, die in den Nachbarabschnitten tobten und gar manchmal die Sorge wegen einer Bedrohung der Flanken weckten. Einige andere Kompanien des Regiments kamen unter der Führung des Majors Diendorfer gerade zurecht, um einen schwer bedrohten Flügelabschnitt zu stützen und ihm derartige Festigkeit zu verleihen, daß die Stellung trotz mörderischem Geschützfeuer und wiederholten Sturmläufen der Italiener fest in unseren Händen blieb. Der Rest des Regiments kam kompanie- und selbst zugweise dort zur Verwendung, wo die Not am größten war. Auch hier bewährten sie sich trotz Vermischung mit anderen Verbänden und schwierigsten Kampfverhältnissen mit heroischer Aufopferung glänzend.

Ein vorspringender Teil unserer Stellungen zog begreiflicherweise die größten Anstrengungen des Feindes auf sich. Hier hatten die erprobten Streiter des Infanterie-Regiments Nr. 43 vom 17. bis 19. Oktober den nach mächtiger Beschießung angelegten italienischen Angriffen durch kaltblütige Feuerabgabe ein Ziel gesetzt, ehe sie an die Stellung herankommen konnten. Als das Regiment in eine Reservestellung zurückgenommen wurde, setzten die Italiener ihre Angriffe gegen das heiß begehrte Stützungsstück mit gesteigerter Heftigkeit an. Widoabend umbrandete der Kampf den Vorsprung, der schließlich trotz Einsetzens des wieder zur Unterstützung herbeigerufenen Regiments in die Gewalt des Feindes fiel. Das ließen sich aber die 43er nicht so ohne weiteres bieten. Ohne einen Befehl abzuwarten, stürzte sich das zweite Bataillon am 23. mittags auf den Feind und entriß ihm im ersten Anlauf seine jüngste Eroberung. Die Italiener hatten aber bereits starke Reserven herangebracht, deren Gegenstoß nicht nur in den vorspringenden Zipfel, sondern auch in die anschließenden Grabenstücke eindrang, wo sich die Italiener sofort einzunisten begannen. Das zweite Bataillon 43er, durch den Kampf im Stande

bereits beträchtlich zusammengeschmolzen, und das hier gleichfalls kämpfende 24. Feldjägerbataillon mußten auf das Herankommen von Verstärkungen warten, da auch letzteres in den vorangegangenen heißen Kämpfen einen großen Teil seiner Streiter eingebüßt hatte. Mußte es doch einen Frontteil behaupten, der von feindlicher Artillerie flankierend bestrichen wurde. Obwohl ganze Schwärme von den unaufhörlich einschlagenden Granaten außer Gefecht gesetzt wurden, hielt das Bataillon unerschütterlich stand und unternahm sogar, als links von ihm eine Krise eintrat, einen Flankenstoß, der dem Kampfe eine siegreiche Wendung gab und die bisher vom Bataillon eingehrachten Gefangenen um einen Offizier und 70 Mann vermehrte.

Als das zweite Bataillon des Infanterieregiments Nr. 46, dessen vorangegangener Tapen bereits gedacht wurde, zur Verstärkung herankam, warfen sich die drei so sehr geschwächten Bataillone mit ungebrochener Angriffslust gegen Abend auf den Feind und entrißten ihm alle gewonnenen Vorteile, bis auf das am weitesten vorspringende Grabenstück, das die Italiener bereits durch einen Laufgraben mit ihren Stellungen verbunden hatten, und wo — wie die Erfahrung gelehrt hatte — die feindliche Artillerie eine besonders starke Wirkung auszuüben vermochte.

Der folgende Tag sollte ein besonderes Ruhmesblatt in den Ehrenfranz des Infanterieregiments Nr. 39 flechten. Trotz andauernder schwerer Beschießung hatte das brave Regiment in den bisherigen Schlachttagen mehrere äußerst heftige Sturmversuche immer wieder abgelehnt italienischer Infanterie abgewiesen. Nun gedachte der Feind gegen das Regiment erneuert einen mächtigen Stoß zu führen, den ein geradezu überwältigendes Artilleriefeuer einleitete. Besonders die Stellung von drei Kompanien wurde das Ziel unaufhörlich niederprasselnder Lagen von Granaten. Was an Deckungen vorhanden war, zerbarst unter diesem Hüllfeuer in Schutt und Trümmer. Als die italienische Infanterie zum Sturm ansetzte, war es ihr nicht schwer, in diesen Teil der Stellung einzubringen, wo sie sich sofort samt zahlreichen Maschinengewehren einzubauen anfang. Verstärkt durch die dritte Kompanie des Infanterieregiments Nr. 46 und das zweite Bataillon des ungarischen Landsturmregiments Nr. 29, setzten die schwachen Reserven, die den 39ern noch verblieben waren, zum Gegenangriff an. Diesem ging eine halbstündige, sehr wirksame Vorbereitung durch die Artillerie voraus. Im ersten Anlauf wurden die Italiener aus einem Teil der Stellung geworfen, doch begannen dann ein hartes frontales Ringen, in das der Feind plötzlich etwa sechs Bataillone einsetzte, welchem überraschenden Stoß unsere Truppen für den Augenblick weichen mußten. Rasch sammelten sich aber die Kompanien um ihre Offiziere, die mit ihrem kleinen Häuflein, ohne zu zögern, wieder in die vielumstrittenen Stellungen und gegen die zehn- bis zwölffache Übermacht vordrangen. Diesem wilden Angriff waren die Italiener trotz ihrer großen Überzahl nicht gewachsen. Als im Handgemenge ein tobringender Streich nach dem anderen niederfaute, ergaben sich sieben Offiziere und 260 Mann samt fünf Maschinengewehren, die übrigen wandten sich zur Flucht, wobei das mit voller Kraft einsetzende Verfolgungsfeuer unserer Geschütze und Maschinengewehre, die Scharen der Fliehenden niederwähend, reiche Ernte hielt. Mehr als tausend feindliche Leichen und drei zerstörte Maschinengewehre lagen vor diesem schmalen Abschnitt, in welchem selbst über hundert tote Italiener der Bestattung durch unsere Truppen harrten.

Eine ähnliche Heldentat hatte das vierte Bataillon des 39. und das zweite des 43. Infanterieregiments am 28. Oktober zu vollbringen, als die Schlacht nach kurzer Ruhepause erneuert aufblühte. Wieder waren es drei Kompanie-Abschnitte, in welche die Italiener nach verheerendem Trommelfeuer einzubringen vermochten. Sie wurden nun von unserer Artillerie bearbeitet und mürbe geschossen, worauf das halbe zweite Bataillon von Nr. 43 und die Reserve des Bataillons Nr. 39 einen Gegenangriff unternahmen, der die Italiener unaufhaltsam aus einer Stellung nach der anderen trieb, so daß schon um 10 Uhr vormittags das ganze verloren gegangene Frontstück in unserem Besitz war.

Der Anteil der Artillerie.

Es wäre aber undankbar, wenn im Zusammenhang mit der Infanterie, die in der dritten Szonozschlacht wie immer den schwersten und blutigsten Anteil hatte, nicht auch der Artillerie gedacht würde, die in diesen Kämpfen ihre traditionellen Glanzleistungen womöglich noch überbot. Jeder Ruf um Unterstützung, der von der Infanterie vorderster Linie ausging, fand bei den braven Batterien, die selbst unter heftigstem Feuer standen, in überraschend kurzer Zeit Gehör. Mit vorzüglichster und verheerender Wirkung erwiderten sie Angriffe durch Zerspaltung der sich ansammelnden Truppen schon im Keime, zwangen den Feind oft zur Umkehr, bevor er an die Infanterie heranzukommen vermochte und beteiligte sich hervorragend an der Vertreibung jener Abteilungen, denen es trotzdem gelungen war, in unsere Stellungen einzubringen, wie schon bei Anführung obiger Beispiele geschildert wurde.

Für die kaltblütige Feuerabgabe und geschickte Feuerleitung spricht ganz besonders der Umstand, daß trotz der rasch wechselnden Gefechtsanforderungen jedesmal das taktisch wichtigste Ziel auf ein kurzes Aviso hin richtig erfaßt und zumeist geradezu vernichtend beschossen wurde, ohne daß ungeachtet der geringen Entfernung, welche die Kämpfenden trennte, auch nur einmal eine Gefährdung der eigenen Truppen vorgekommen wäre. Die Leistung der Flankierungsgeschütze, die nahezu in der Infanteriefirelinie standen und selbst während des Handgemenges ihr Feuer gegen anrückende Verstärkungen des Feindes forsetzten, womit sie nicht wenig zum glücklichen Ausgang beitrugen, ist ebenso rühmlich wie das tapfere Verhalten der während der ganzen Schlacht in der vordersten Gefechtslinie verbliebenen Artillerieaufklärer. Es ist sehr begreiflich, daß Kommandanten und Truppen der Szonarmee mit tiefster Dankbarkeit der hervorragenden Mitwirkung der Kanoniere gedenken.

Die technischen Truppen.

Den heroischen Leistungen der Hauptwaffen reihen sich die Leistungen der technischen Truppen würdig an. Nacht für Nacht arbeiteten die tapferen Sappeure, ohne Ablösung, unbekümmert um das feindliche Artilleriefeuer und Schwierigkeiten aller Art, an unseren Stellungen und setzten unter übermenschlicher Anspannung aller Kräfte die zerstörten Deckungen und Hindernisse instand, wobei zahlreiche pflichttreue Sappeure den Heldentod fanden. Mit ihnen weitesterten vielfach Arbeiterabteilungen, die zu ihrer Unterstützung in die vorderste Linie gezogen wurden und die schwere Probe in Ehren bestanden.

Nr.:

TAG:

Nicht minder rühmliche Erwähnung verdient das Verhalten der Telephonmannschaft. Die Telephonisten waren Tag und Nacht auf ihrem Posten, immer unermüdet, immer aufmerksam. Besonders zeichneten sich aber die Baumannschaften aus, die bei den häufig vorkommenden Leitungsstörungen im schwersten Feuer die Dedungen verließen und ohne Rücksicht auf die Gefahr und die leider vielen Opfer immer wieder die Verbindung herstellten. Ihnen ist es zu danken, daß den Truppen selbst in den am meisten gefährdeten Strecken dieses wichtige und für die Gefechtsleitung geradezu unentbehrliche Verständigungsmittel nie längere Zeit fehlte.

Überblickt man die Tüftungen aller Streiter der Isonzoarmee, so rankt sich ein Gefühl ehrfürchtiger Dankbarkeit empor für die Helden, die namenlose Qualen Tag und Nacht, Nacht und Tag, Woche um Monat erdulden, die allen Schrecken unausgesetzt tobender Schlacht zum Trotz, den bereits dreimal geschlagenen vereinigten Streitkräften unseres wort- und vertragsbrüchigen Nachbarn treu und unerschütterlich den Weg verwehren zu räuberischem Einfall in unsere Heimatlande. Staunen wird aber auch dereinst alle jene erfüllen, die jetzt unsere Feinde sind im Weltkrieg, alle jene, die leichtgläubig auf den Zerfall Österreich-Ungarns gehofft, alle jene, die jetzt noch nicht wissen können, wie titanenhaft die da drunten kämpfen gegen welsche Tücke und Übermacht.

Soldatenpflege auf dem Karst.

1.

Mit eingezogenen Beinen, vor Kälte bebend, sitzen wir um einen kleinen Tisch, müd und hungrig. Aber bald bringt die Ordonnanz drei dampfende Portionen Reisfleisch herein, die kurz vorher noch in Konservenbüchsen ein verschlossenes Traumbasein geführt hatten, und auf dieser Grundlage erwärmt sich Magen und Gemüt. Ein kräftiger Istrianer hilft nach und so lassen wir draußen die Bora toben und kimmern uns den Teufel darum, ob das dumpfe Dosen von ihren Stößen oder von Geschützen herrührt. Unser drei haben wir uns um das Tischchen gequetscht und mehr hätten in diesem „Speisezimmer“ auch nicht Platz. Wir sitzen nämlich in einem Eisenbahnwagen dritter Klasse. Das heruntergeklappte Brett am Fenster ist die Tafel, das eine Gepäcknetz darüber stellt die Kchenz, das andere die Bibliothek dar, und die Lampe am Fenster ist der Petroleumofen, der verzweifelte Anstrengungen macht, über die hereinblasende Bora hinwegzutäuschen. Die Sitze am Fenster gegenüber sind in ein Bett verwandelt, das Gepäcknetz darüber ist der Wäschekasten, und so ist alles vorhanden, was man zu einem geordneten Feldbasein braucht. Mir gegenüber sitzt der Inhaber und Einrichter dieser Zwerghöhle, Heinrich Riedl, der Kommandant der „Mobilen Hilfsstation“, der schon seit sechs Monaten hier sein Zuhause hat und sozusagen auf den Schienen lebt. Als er einmal in Geschäften nach einer nahe gelegenen Stadt gehen und dort übernachten mußte, konnte er einfach nicht einschlafen: wie konnte er das in einem Hotelzimmer, in einem fürchterlich beguteten Hotelbett?

Kommandant Riedl beschlößt vier Wagen mit fünf Sanitätsleuten und einem Mediziner und ist in seiner schmutzigen Uniform an allen Punkten der Strecke gern gesehen. Denn im Sinne seines Auftrags teilt er in großzügiger Weise alles aus, was der Soldat gerade bedarf und so hat er einige tausend Kilo Zucker, einige tausend Liter Tee, Kakao und Wein und hunderttausende Zigaretten an den Mann gebracht. In sechs Monaten wurde beiläufig die Bevölkerung einer kleinen Stadt gelabt: mehr als 30.000 Mann. An jeden beliebigen Eisenbahnzug, den er irgendwo erwischt, hängt er seine Geschenkwagen an und faßt einen neuen Ziel zu, bald fährt er als Labe, als Hilfszug, bald als Evakuierungs-, als Krankentransport-, als Infektions-

zug, geht an die Front heran, läßt sich senkrecht und wagrecht beschießen, von der Bora anblasen, von der Karstfuge rößen oder von der Bora in Eis fällen, je nachdem — es kümmert ihn nicht: Kommandant Riedl ist da. Er ist Delegierter des Roten Kreuzes, das unter der Oberleitung des Grafen Traun-Altenberg und des Chirurgen Dr. Lamberger diese Hilfszüge — 24 an der Zahl — ausgerüstet hat und hat mit seinem Hilfszug Nr. 17 in sechs Monaten die schöne Strecke von 14.000 Kilometern durchfahren. Auf dieser Reise übte er sein Labe unter Entbehrungen aus, die er nicht zu spüren scheint, und unter Gefahren, die eine Tapferkeitsmedaille wert sind. „Mobile Hilfsstation...“ Der Name ist schlecht gewählt, unanschaulich und in sich widerspruchsvoll (nobis und Station?). Man könnte es ein fliegendes Gast- und Kaffeehaus nebst Ambulanz, eine fliegende Herberge oder sonstwie nennen — aber, der Name ist einerlei: wir wußten nun, welche Hilfskraft da täglich die Schienen entlangfährt und bekamen Respekt vor der Leistung des Kommandanten. Beim Abschied waren wir von diesem verdienstvollen Mann herzlich „erwärmt“ und sprangen ungern in die pfisende Bora hinaus.

Ein paar Kilometer weiter auf der Strecke lernten wir einen andern Eisenbahn-Höhlenbewohner kennen, einen jungen Offizier, der zwischen Aßling und Pola hin und her fährt, um die Südwestfront, wenn man so sagen darf, zu waschen und zu baden. Er ist Kommandant des Badeszugs. Haus wie der Herr vom Hilfszug in einer Koje dritter Klasse, eng und sauber, hat als einzige Gesellschaft seinen Hund bei sich, und verstand es, in diesem Eisenbahnwagen zur Gemüts- und Körpererholung sogar ein paar Blumen zu pflanzen...! Sein Badeszug ist gerade in Tätigkeit. Auf freiem Feld stehen die zwei spitzdachigen hohen Wagen, deren Inneres Heißluft ist, und die fünf langen Wagen dritter Klasse, deren Inneres ein warmes, schwebendes Duschbad ist. Eine Expresslokomotive an der Spitze liefert Dampf und Heißluft, eine Zuglokomotive in der Mitte das Wasser. Draußen pfeift, schmatzt und faßt die Bora. Hier innen ist es herrlich warm, eine verlockende Gelegenheit. Zehntausend Menschen können im Zug täglich gebadet, frisiert, gesalbt und entlaßt werden, und während dies geschieht, werden ihre Monturen, ihre Säcke, ihr Lederzeug gereinigt und desinfiziert, wird ihre alte Wäsche gesammelt und neue dafür ausgegeben. Das Innere des Badeswagens war

gerade vollgepfropft mit weißen, kräftigen Soldatenleibern, ein Soldat wusch und bürstete den Andern, der Seifenschaum floste und glitt über die glatten Rücken hinab, die Leute strampften und prusteten vor Vergnügen, schwitzten und triefen und wolkten gar nicht mehr heraus. Verschmutzt, verschmiert, in verschiftenen Monturen, mit schwarzer Wäsche waren sie gekommen und nach einer halben Stunde sprangen sie in der Zeltanlage auf der Wiese herum, in weiße, reine Wäsche gehüllt und warteten auf die Monturen, die, alsbald gereinigt und gefäubert, aus dem ersten Wagen herausflogen, in dem ein Druck von vier Atmosphären, eine Temperatur von 110 Graden herrschte. Diese Badezüge sind ein wahrer Segen: man hat im japanischen Krieg die Erfahrung gemacht, daß die Wunden aller gewaschenen Soldaten viel rascher und leichter heilten und deshalb wird das Baden und Waschen jetzt regelmäßig durchgeführt. Diese fliegenden Badeanstalten brauchen nur 15 Sanitäts-Soldaten und 6 Zivil-Heizer und Monteure und sind in zwei Stunden fahrbereit. Der Zug, den wir besuchten (er war von Erzherzog Franz Salvator gewidmet) hatte kaum ein Bataillon gesäubert, als er zusammenpuckte und davonlief, von sehnsüchtigen Blicken der zurückbleibenden Mannschaft verfolgt. Sie hätten gern noch einmal gebadet... Nur beim Haarschnellen sind die Meinungen verschieden, und der Offizier erzählte lachend: die 27er und 47er wollen durchaus nichts davon wissen, die Steirer wollen ihre „Frisur“ behalten....!

Woher nimmt der Badezug die frische Umtauschwäsche für so viel Leute? Sehr einfach. Diesem Zweck dienen die Feld-Dampfwäschereien, die an verschiedenen Punkten des Karrees aufgestellt sind, und die mit ihren Autos an die Badezüge heranfahren, um die alte Wäsche zu holen, hygienisch gereinigt abzuliefern, und die auch die Wäsche der Kampftruppen mit ihrem Kraftwagen einholen. Es ist merkwürdig, welche — seelische Wirkung diese Nebenanstalten (die doch so wichtig sind) auf einen Beobachter ausüben: man wird zuversichtlich, geradezu froh und siegesgewiß, wenn man diese üppigen Einrichtungen und ihren ruhigen Betrieb wahrnimmt. Man kann sagen: auch diese Werkstätten kämpfen mit und siegen mit. Die gesunden Gedanken der großen Ärzte und Forscher wie Koch, Döfler, Kochmann sind hier Wirklichkeit geworden und diese Wirklichkeit ist eine Waffe. Früher waren die Infektionskrankheiten die schwerste Hemmung kaiserlicher Pläne — jetzt üben sie keinen Einfluß mehr darauf, sind keine beachtenswerte Größe, der kaiserliche Gedanke hängt von ihnen nicht ab... Wie irgendwo ein Ansteckungsfall gemeldet, so geht sogleich ein Befehl zur Truppe ab, nimmt die bakteriologische Untersuchung an Ort und Stelle vor, untersucht die gesunde Mannschaft auf Keimträger und kehrt alles gegen die Verbreitung vor — bis in den Schützengraben folgt die Hygienetung vor — Und gerade wir Österreicher haben einen gewissen Grund zum Stolz, denn der Gedanke, daß der Hygiene im Felde ein gleicher Platz gebühre wie der Chirurgie, stammt von einem Österreicher, dem in Buenos Aires lebenden Professor Rudolph Kraus, der im Balkankrieg die Cholera mit einem Schlag vernichtete, und von seinem Mitarbeiter, dem Stadtsarzt Doktor von Winter, der in freigelegter Weise mobile Epidemie-Laboratorien gründete und diese Züge dem Kaiser zur Verfügung stellte, das heißt vollständige, mannigfaltig eingerichtete Spitäler und Untersuchungsanstalten in Eisenbahnzügen, die an Ort und Stelle fahren, mit Ärzten, Pflegerinnen und allen Hilfsmitteln an Bord.

In den Kreis dieser großartigen Einrichtungen gehört auch unsere Feld-Dampfwäscherei, die auf freiem Feld ihr Heim aufschlägt: ein paar Zelte, eine Schmiede, eine Dampfmaschine, ein Offizier und ein paar Soldaten, die in Wien einen zweimonatigen Wafschkurs durchgemacht haben — das ist alles. Ein großer Drogenbehälter füllt die Waschrinne, daneben steht die Zentrifuge zum Entwässern der Wäsche, und wenn zufällig keine Sonne am Karst ist, dann hat man sechs Trockenkammern, worin es rapid hergeht. 3000 Stück können hier täglich gewaschen werden, oder in der Woche ungefähr 5000 bis 6000 Kilo und die ganze Dampf-wäscherei ist in sechs Stunden aufgestellt, in drei bis vier Stunden wieder abgebrochen und reisefertig. Es geht mit Dampf... Der leitende Unteroffizier hat sich auch nie träumen lassen, daß er Waschtalente hat, denn im Frieden ist er Praktiker einer großen Fabrik, aber er ist gern dabei: „Die Hausfrauen“, sagt er, „würden von uns natürlich nicht entzückt sein, denn es ist bei uns Reinheit hat unsere Herrenwäsche gerade nicht... Färbchen- und Glanzbügeln gibt's bei uns nicht; aber dafür kann die Hausfrau nicht so hygienisch rein waschen wie wir und außerdem würden wir ihr nie so viel Scherereien machen wie ihre Hauswäscherin...“

So sorgt das Armee-Stappenkommando durch seinen Sanitätschef L. für die Gesundheit unseres Dorfes: Ihn

sind alle die Badezüge, Wäschezüge, Hand- und Dampf-wäschereien unterstellt und bilden die ganze Sorge dieses Mannes und seines hygienischen Vorgesetzten Dr. A., Leiters der Solubritäts-Kommission, sowie des hygienischen Vorgesetzten des Korps und Leiters des Epidemie-Laboratoriums Dr. B., deren Namen alle in Graz guten Klang haben.

2.

Die bewegliche Infektionsstation, die Badezüge, Infektionszüge, Epidemiezüge, Wäschezüge, Dampf-wäschereien sind gleichsam gestillte Anstalten, die den Truppen nachhelfen: ihr Gegenstück ist eine Abschubstation, die die Aufgabe hat, zerstreute Truppen an sich zu fangen, zu sammeln und geordnet weiter zurückzuführen. Die gute alte Zeit suchte mit den Infektionskranken dadurch fertig zu werden, daß sie sie zerstreute. Dadurch zerstreute und verbreitete sie auch die Krankheiten über weite Gebiete, wie etwa Napoleons Heere die ägyptische Augenkrankheit in Europa. Die neue Zeit macht es umgekehrt: sie sammelt die Kranken und; indem sie sie von der Umwelt abschließt und heilt, tötet sie auch die Krankheit, die von der Umwelt ausgeschlossen bleibt.

Auf unserer Abschubstation, die in einem Karstdorf, nahe der Front, liegt, waren gegen sechs Uhr abends kranke Soldaten angekommen und wurden in den Baracken untergebracht. Eine Stunde später gingen wir hin. Der Regimentsarzt, der Leiter der Station, wollte die Leute noch einmal ansehen. Allein — sie alle schliefen schon. In den vier großen Baracken war fast niemand mehr wach, nur einige, die Bronchitis hatten, husteten, sonst alles still. Es waren vierhundert Leute. Sie hatten die Decken über die Köpfe gezogen. Der Regimentsarzt durchschritt die Reihen. „Sie wollen nichts als Ruhe...“ Mehr als verbunden oder behandelt werden, gilt ihnen die Ruhe. Und so ziehen sie sich in den Schlaf zurück, versenken sich darin, tauchen unter in den Schlaf und wollen gar nicht mehr an die Oberfläche. Der Traum vom

Nr.:

TAG:

frischgemachten Bett, vielleicht seit Monaten in den Unterständen geträumt, erfüllt sich hier in einer paradiesischen Weise. Geborgen und versorgt, umfangen vom Geruch frischer Leinwand lagen sie und gewiss ihr Glück.

Wir sagten Baracken; darunter stellt man sich etwas notdürftig Zusammengezwimmertes, Zugiges, Fröstelndes vor. . . Die Baracken der Abschubstelle aber sind **warm geheizte Hütten aus Eisenblech mit weißlackierter Einrichtung**, mit staubölgetränkten schönen Fußböden, mit blispunkten Geräten, Lüftung, Verdünnung, kurz mit allem, was Spitalsräume von heute brauchen und bieten. Man könnte statt des ideo Namens Abschubstelle ruhig **Felsanatorium** sagen. Aber auch das würde die Sache noch nicht vollständig decken. Auf einem ehemaligen Exerzierplatz zwischen Dorf und Eisenbahn ist eine ganze Stadt entstanden, schnell wie amerikanische Städte entstehen, und wer den Platz früher gekannt hat, würde ihn nicht wiedererkennen: Gassen, Straßen, Plätze, Magazine, Häuser bedecken ihn, eine Wasserleitung, die von fernher geleitet wurde, versorgt die ganze Kolonie, und wo der Platz in eine weite Doline abfällt, im Rücken der Stadt, sind betonierte Latrinen angelegt. Es gibt da Isolier- und Infektionsbaracken (für Ruhr, Cholera und Typhus, jetzt fast unbenötigt!), Operationsräume für Mannschaften und Offiziere, Ranzkichen, Küchen, Laberräume, Verbrennungsöfen für Verbände, Magazine für Nahrungsmittel, für Sanitätsmaterial, für reine, für schmutzige, für bereits desinfizierte Wäsche, und endlich eine abseits verlegte, kräftig wirkende Entlausungsstation, die eine eigene Anlage für sich ist. Aus dem Nichts heraus hat der Abschubleiter, ein in Graz gut gekannter Arzt, diese hygienische Stadt geschaffen, die nicht nur die Kranken sammelt, sondern auch in Gefechtspausen Verwundete chirurgisch behan-

dest, bis sie transportfähig sind und dann alle Mannschaften ins Hinterland weiterschiebt. Hier wird auch, wie erwähnt, eine Hauptgegnerin unserer Soldaten unschädlich gemacht, ein freundliches Tierchen, das Rückfallfieber, Fleckfieber und Gelbsucht mit sich zu tragen pflegt: die Lous. . . Die Mannschaften legen in einem eignen Raum die Kleider ab. In einem zweiten werden sie geleast, geduscht, gewaschen, gesalbt, in einem dritten wird jeder geschoren. Beim weiteren Rundgang kommen sie in eine Kammer, wo bereits frische Wäsche bereit liegt, und endlich öffnen sich die Trockenkammern, wo die Monturen, Stiefel, Ausrüstungsstücke durch Dampf oder Heißluft, je nachdem ob Leder oder nicht, gründlichst durchgereinigt und keimfrei gemacht wurden. Mit neuem Lebensgefühl und sichtlich nicht gern verlassen die Leute die Baracke, in der sich eine Ansammlung ärztlicher Erfahrung und hygienischer Arbeit vereinigt. Die Sorgfalt des Abschubleiters begleitet die Kranken und Verwundeten auch auf der Reise ins Hinterland. Im Gegensatz zu den fahrenden „Höhlenbewohnern“ ist der Abschubleiter ja an seine Station gefesselt und deshalb verlängert er die Behandlung durch fliegende Rezepte, die er den Leuten mitgibt. Jedem Mann, bei dem es notwendig ist, wird ein kleines Plakat auf die Brust geheftet, das Anordnungen trifft: „Unruhig! Unteres Bett!“ Oder das Plakat sagt: „Achtung auf Nachblutung!“ Oder: „Künstliche Ernährung!“ (Nochsolt-

einspritzung), oder: „Nicht umlagern!“, „Darf nicht gelobt werden!“ (bei Leuten mit Bauchverletzungen).

Alle dort arbeitenden Ärzte sind Fachmänner, die ihre Erfahrungen im Balkankrieg gesammelt haben, so Dr. B. und Dr. P. in Serbien, und Stabsarzt Sch., der der Chef der Hilfsexpedition des Roten Kreuzes in Sofia war, in Bulgarien. Die Pflegerinnen, die in dieser Barackenstadt wohnen und wirken, sind lauter Grazer Damen. Gerade die schwierigsten Posten haben sie sich ausgesucht, die anstrengendsten besetzt und es stellt dem alten Ruf der hilfreichen, menschenfreundlichen Steiermark, der sich in diesem Krieg in so überraschend großartiger Weise bewährt hat, ein neues glänzendes Zeugnis aus. In den Infektionsbaracken leben lauter Schwestern des Landes- und Frauenhilfsvereins vom Roten Kreuz in Steiermark, so die Schwester-Oberin Lina, die Schwestern Klottilde, Franziska, Wilhelmine, Emma, Lubmilla, Rosa und Julie. Die Wäsche verwaltet Fräulein Lia Maunorner vom Roten Kreuz für Triest und Istrien, die Leitung des Labordienstes und der Küche ist mit dem schönsten Erfolg dem Frä. Berta Gruden anvertraut worden, die von Frau Dr. Fröhlich und einigen aufopfernden, unermüdblichen Mädchen des Karlsdorfs unterstützt wird. Alle diese Frauen tragen das weiße Pflegerinnenkleid als ein Ehrenkleid. Nur der, der ihre Anstrengungen gesehen hat, kann sie schätzen und wer die Dankbarkeit der Kranken gesehen hat, weiß, daß im Krieg von heute die Frau eine unentbehrliche, vielfach unübertreffliche Mitkämpferin geworden ist.

Alle diese Einrichtungen, die fliegenden, wie Badezug, Hilfszug, Dampfwascherei und die unbewegliche Abschubstelle greifen ineinander, bilden ein System der Gesundheitspflege und sind eine große abwehrende Macht. Ihnen ist es zu danken, daß immer von neuem eine Kraftreserve an Mannschaften verfügbar wird, daß so viele an die Kampfstätten zurückkehren können. Ihnen muß aber auch das Hinterland dankbar sein, denn durch sie wird es vor der Verfeindung genau so geschützt, wie das Kriegsland selbst: die Gesundheit des Hinterlandes wird also gleichsam vom Fels aus erhalten.

Hinter diesen Anstalten aber steht das militärärztliche Offizierskorps. . . Die Geschichte unserer Erde wird diesen Feldärzten ein goldenes Blatt widmen müssen. Man denkt so wenig daran, was sie wissenschaftlich, was sie militärisch, aber auch seelisch leisten.

Sie tragen dieselben Strapazen und Entbehrungen wie die Frontkämpfer, denen sie nahe sind, sie sind denselben Gefahren ausgesetzt wie die Kämpfer, sie hocken mit ihnen im Unterland und dürfen sich doch niemals selbstvergessen und mit vorstürzen, ihre Affekte entladen wie die Kämpfer. . . Sie müssen auf dem Hilfsplatz aushalten. Nahe dem Dorf, wo die Abschubstelle ist, verband ein Arzt gerade ein paar Leute, die durch Fliegerbomben verletzt waren, als plötzlich der Ruf ertönte: „Achtung — wieder Flieger!“ Alles eilte den Unterständen zu, nur der verbindende Arzt und die Pflegerinnen blieben im Freien, und hörten nicht auf, zu arbeiten. Sie waren jetzt selbst so gefährdet wie die Verwundeten und konnten jeden Augenblick zu Patienten werden. Doch sie blieben Ärzte, auch unter den furenden Fliegern. . . Allen, die es mitansahen, mußte dies als ein natürliches Sinnbild erscheinen: so dient der Arzt im Felde!

—d—

Brattner Golln.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 333.

TAG: 30. 11. 1915 (2 Bogen)

Kirchhofsrube in Venedig.

Nach dem 11. Fliegerbesuch.

Genuß, 26. November.

Nach Frankreich war die Kunde gedrungen, daß Venedig nur noch von französischen Fliegern gegen feindliche Angriffe aus der Luft verteidigt werden könnte. Der Vertreter des Pariser Journals, Jean de Bonnefon, der vielen von seiner früheren Berliner Tätigkeit noch in guter Erinnerung sein dürfte, eilte schnurstracks hin, um sich durch den Augenschein von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Auf die selbst gestellte Frage, ob Venedig auch verteidigt wäre, antwortete er zwar mit einem schwachen Ja, meint aber, die Zahl der Abwehrflieger wäre zu gering. Bei seinem Besuch in der Dogenstadt merkt er, daß dort das Leben mehr und mehr abstirbt und daß Venedig in seiner heutigen Trostlosigkeit kaum wieder zu erkennen ist. Bonnefon schreibt:

„Drei Reisende befanden sich im ganzen Schnellzug von Rom. Der Bahnhof liegt still wie ein öffentlicher Friedhof. Die lärmenden Gepäckträger befinden sich an der Front. Die ungezählten Angestellten, die die Fahrkarten zu kontrollieren, abzunehmen und mit einer Verbeugung allenfalls zurückzugeben haben, stehen nicht mehr an ihrem Posten. Die Gepäckabgabestelle ist von einer Wache besetzt, die von einem Leutnant besetzt wird. Zunächst werden die behördlichen Legitimationen geprüft, die man uns in Rom gab. Dann kommen die Pässe an die Reihe. Die Prüfung ist sehr eingehend. Zahllose Fragen werden hintereinander, aber höflich an die Gäste gerichtet. Die Soldaten nehmen ein Protokoll auf. Ist das alles? Nein. Ein Unterleutnant führt mich zu seinem Vorgesetzten, dem Kommandanten der Bahnhofswache. Die Prüfung beginnt aufs neue. Die Fragen und Antworten werden wiederholt. Ebenso die Eintragungen, und das alles dauert abermals geschätzte anderthalb Stunden. Meine beiden Mitreisenden sind „unerwünschte Gäste“ und müssen den nächsten Zug wieder besteigen. Ich allein darf Venedig besuchen und fünf Tage bleiben.“

Eine einzige Gondel liegt an der Marmortreppe bereit. Ein trauriger und schüchternhafter alter Mann ist mein Führer auf der Fahrt durch den Canal Grande, der leer aussieht wie ein silberner Sarkophag. Dann geht es in die kleinen Seitenkanäle, aus denen die Lockrufe der Gondelführer nicht mehr durch die Gassen hallen. Überall sieht man an den Fronten der Palazzi die schweren Holzjalousien herunter gelassen. Die großen Spitzbögen an den hochherrschaftlichen Fenstern sind mit schwarzem Papier umkleidet und scheinen um eine gewaltige Vergangenheit, um ehemalige Lust und Sonne, um eingefangene Liebe zu trauern. Der Kirchhofsfrieden hat sich über die Stadt ausgebreitet. Nur die großen Gasthöfe zeigen Leben, sie sind gefüllt

mit einer lärmenden Menge, die an den Fenstern ihre Köpfe sehen läßt. Aber die großen Gasthöfe sind weiter nichts als Militärkaserne, ihre Gäste sind verwundete Soldaten, die es sich jetzt in den schönsten Gemächern bequem machen, wo sonst die Aristokraten der ganzen Welt nach einer neuen Sensation in dem auch im Alter noch liebeglähnden Venedig suchten.

Die Bucht vor dem Markusplatz ist gesperrt durch die Kriegsschiffe. Aber was sehe ich da? Der Dogenpalast trägt eine Maske!!!! Der Palast hat seinen Panzer, eine schwere Rüstung, die aber seine Schönheit noch immer ahnen läßt. Auch die Basilika von Sankt Markus ist außen und auch im Innern ähnlich wie der Dogenpalast geschützt. Die Figuren der Engel tragen alle Holzverkleidungen. Und der Berichterstatter fragt sich, ob diese schwere Last von schützendem Eisen und Holz nicht allgemach zu sehr auf die brüchigen Grundlagen von Venedig drücken werde. Bei einem Gange unter den Galerien der Procuratie bemerkt er, daß alle Läden geschlossen sind. Die deutschen Händler und Kaufleute sind geflohen. Sie bildeten die Mehrheit

in dem schönen Handelsrahmen von Venedig. Die jungen naiven Ehepärchen haben nie gewußt, daß sie hier Vorgesellen aus Sachsen statt aus Murano einlaufen. . . . Die Gaststätten, Cafés und Teeräume waren alle wie die Läden in deutschem Besitz (?). Man sieht noch die Aufschriften „Pilsen“, „Bürgerbräu“ über den geschlossenen Türen. In einem dem Prinzen von Hohenlohe gehörigen Besitz, der flüchtig sein mag oder vertriebe ist, hat sich d'Annunzio eigenmächtig häuslich eingerichtet.“

Nachdem Bonnefon sich vergewissert hat, daß die wenig zahlreichen französischen Flieger ihre Vorbereitungen gegen feindliche Angriffe treffen, daß sie mit „Heidenmut eine gewaltige Verantwortung vor der Geschichte der Künste tragen, daß sie arbeiten und schweigen“, macht er am Abend die Entdeckung, daß die Maßnahmen zur Nachtzeit übertrieben sind. „Schon in der fünften Nachmittagsstunde versenkt sich Venedig in das Dunkel der Grabeskammern. Die Geschäftsläden und die Häuser werden hermetisch verschlossen. Die Straßenpassanten schleichen sich wie Schatten dahin und sie wagen kaum noch das mit einem grünen Schleier verhüllte Licht ihrer elektrischen Taschenlampen, die die Bedörde unter hundert Vorsichtsmaßregeln tragen läßt, auf den Boden fallen zu lassen. Aber was nützt all diese Vorsicht, wenn man die Glocken der Kirchen die Stunden, die haben, ja auch die Viertelstunden schlagen läßt, wenn der Schall von dreihundert Glocken mit großem Geräusch zu jeder Stunde dem Feinde die Richtung auf seinem Fluge weisen kann.“ Bonnefon möchte haben, daß auch die Glocken ihren Dienst einstellen, damit über Venedig Todesstille herrsche und der Eindruck von der Friedhofsrube noch verstärkt würde, weil sonst seine französischen Flieger ihre Aufgabe nicht lösen könnten.

BRANDT, 209

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 337.

TAG: 4. 12. 1915 (2 Bogen)

Am Rigaischen Meerbusen.

Von unserem zum Ostsee entsendeten Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Tudum, 19. November.

Am 13. Juli setzte sich die Gruppe, die den äußersten linken Flügel der Rjemenarmee decken sollte, in Bewegung, die Spitzen erreichten noch am gleichen Tage nach einem Marsch von 52 Kilometern Golsbingen. Die Russen leisteten keinen nachhaltigen Widerstand, die Reichswehrdruschinen marschierten, was die Knochen halten wollten, rückwärts. „Sie treiben uns wie die Gänse, die Deutschen,“ sagten sie. „Väterchen muß aus Mitau marschieren, Väterchen wird Riga auch verlieren,“ fangen sie. Was immerhin ein eigenartiges russisches Soldatenlied ist.

Die Brücke über die Windau wollten sie sprengen, natürlich, aber es ging eben sehr schnell. 35 Sprenglasten kamen nicht zur Entzündung. Die deutschen Pioniere entfernten mit kaltblütiger Verachtung der Gefahr die Kästen, und die rheinischen Jüngens konnten trocken über die Windau. Der Marsch ging schnell weiter. Das natürliche Ziel war Tudum. Zwar wurde russische Kavallerie, die ausgezeichneten 20. finnischen Dragoner in dem ausgedehnten Waldgebiet nördlich der Straße festgestellt, aber preußische Kürassiere und Ulanen sicherten die Flanke, der Marsch ging schnell weiter. Am 17. Juli wurde Samiten erreicht, am 18. Tudum. Die sehr starken Stellungen vor Tudum wurden nicht nachhaltig verteidigt. Es kam zu kleinen Gefechten, Kavalleriezusammenstößen, in denen die Petersburger Reitschule blutige Verluste erlitt.

Die einrückenden Truppen fanden in Tudum vielleicht noch 400 Einwohner. Auch über Tudum und aus Tudum war ein breiter Flüchtlingsstrom gegen Riga geströmt. Bei Schloß versank die verwitterte alte Floßbrücke unter der Last der Wagen und sich drängender Menschen. Die deutschen Vorhuten näherten sich schon, da schossen die Russen vom andern Ufer der Na unbarmherzig in die Masse, bei Kalezen spielte sich die gleiche entsetzliche Szene ab. Ein grausamerer Ausrottungskrieg, als ihn der russische „Vetter“ gegen den Letten geführt hat, ist auch in Polen nicht gegen die „Schwesternation“ geführt worden, er ist in seiner Wirkung für die Letten entscheidender, denn der kleine Volksstamm wird die Vernichtung wohl der Hälfte seiner Seelenzahl kaum überstehen. Man kann über die Letten denken, wie man mag, ihre Eigenschaften schwanken im Lichte der Darstellung, dieses Schicksal hat das fleißige Volk nicht verdient. Die Kurländer, die die Handlungsweise der Russen voraussehen, bedauern das verführte Volk. Ihre Warnungen hätten nichts gesfruchtet. Verhezt, verdorben von lettischen, auf russischen Seminaren gebildeten Lehrern, die das Deutsche und den Deutschen haßten, konnte sich der kleine Stamm nicht leicht auf den klugen Weg finden. Ganz allmählich sieht ihn der Lette jetzt In die Tiefe des Volksbewußtseins ist die Erkenntnis des russischen Vernichtungsschlages gegen die Letten noch nicht gedrungen. Aber es sind Anzeichen, daß man auch mit den verdorbenen Augen wieder sehen lernt, obwohl der klare Blick kaum zu viel anderem dienen könnte, als die Gründe der Volksvernichtung deutlich mit Anklage gegen sich selbst und mit Haß gegen Rußland zu erkennen.

Zum Teil mit dem Rest der flüchtenden lettischen Landbevölkerung erreichten die deutschen Truppen die

Linie vor der Na und den Strand des Rigaischen Meeresbusens in ungefähr der Linie, die auch heute noch immer gehalten wird. Landoperationen von entscheidendem Stile finden in dem sumpfigen Gelände schwere Hindernisse.

Schon General York hat 1812 bei seiner Operation in Kurland die Schwierigkeiten der Sumpfwälder, die dicht hinter den Dünen beginnen, kennen gelernt. Einen Knüppeldamm, den York hat anlegen lassen, fand man beim Waldhauen vor ein paar Jahren in Großspitzen bei Lüdum. Die preussischen Vorposten standen damals am Meeresufer bei Dubbeln (westlich von Riga), bei Golenhof am Babis-See und von dort im anschließenden weiten Bogen über Olai bis zur Düna bei Dahlenkirchen. Eine Linie also, die mit der heutigen viel Ähnlichkeit hat.

Die englische Flotte fuhr damals mit Kanonenbooten in die breite Mündung der Na und zeigte sich ziemlich tätig. Die Tätigkeit der russischen Flotte beschränkt sich bei der jetzigen Operation gegen Riga auf Abstreifen der Küste mit Torpedo- und Kanonenbooten und gelegentlichen Beschießungen der offenen Hafentwerte (kleine Flecken) längs der Küste. Einmal, im September, kam es zu einer größeren Operation vom See aus. Im September liefen zehn Einheiten der russischen Flotte aus Dunamünde aus, legten sich vor die Küste zwischen Raggasen und Ungern und begannen eine stundenlange Beschießung aus den schwersten Kalibern in der Richtung der vermuteten deutschen Stellungen, die natürlich von der See her flankiert werden. 4000 Granaten wurden auf das Gelände bei Dumbé geworfen, ohne daß eine Wirkung erzielt worden wäre, weil jede Beobachtung der Wirkung von See ausgeschlossen ist und die Flachbahngeschütze gewisse Winkel der Stellungen über-

haupt nicht erreichen können. Als unsere Langrohre antworteten und die Kommandobrücke und den Schornstein eines Kreuzers trafen, zog sich die Flotte zurück. (Daß auf der Brücke hohe russische Marineoffiziere tödlich verwundet worden sind, ist inzwischen russischerseits zugegeben worden.) Man war der Meinung, daß durch das gewaltige Bombardement unsere Leute völlig erschüttert sein müssen, und in dichten Kolonnen stieß nach dieser Artillerievorbereitung die russische Infanterie vor. Mit großer Ruhe stießen die Rheinländer die Russen bis dicht an das Drahtverhau, und dann begann das Mähen. Nach russischer Anweisung an die Regimentskommandeure sind beim Sturmangriff 50 Prozent Verluste unter der Wirkung der heutigen Feuerwaffen als normal zu bezeichnen und erst bei 70 bis 80 Prozent als schwere anzunehmen. Der russische Oberst, der sein eben abtransportiertes Regiment beim Mühlenbach einsetzte, büßte seine Verluste auch nach dieser russischen Auffassung als recht schwere festgestellt haben. Seitdem ist es zu bedeutenden russischen Angriffen mit größerem Einsatz an dieser Küstenfront nicht mehr gekommen. Kemmern, der hübsche Billen- und Badeort, der an den Schwefelquellen das „elegante Riga“ sah — eine Dampfbahn führte zum Badestrand, der von hier bis Riga Badeort neben Badeort zeigt — Kemmern liegt in Trümmern zwischen den beiden Linien. Der beherrschende Kirchhof von Wisman an der Na ist fest in unserer Hand. Zu den ersten Novembertagen wurde er unter blasphemem Horn, „Gewehr rechts, Sprung auf, marsch, marsch!“ mit Hurra wie auf dem Exerzierplatz im Morgengrauen genommen, nachdem am Tage vorher eine Offizierspatrouille den zuerst nur mit russi-

scher Feldwache besetzten als besonders wichtig erkannt hatte. Das russische Bataillon, das sich dann in der Nacht einnistete, wurde dann eben bei Morgendämmern herausgeworfen.

Der zunehmende Wellengang macht inzwischen auch alle kleinen Operationen und Beunruhigungen von der See her schwieriger. Landungen haben die Russen überhaupt zu militärischen Zwecken auch in der günstigen Jahreszeit nicht versucht. Sie setzten gelegentlich ein paar Mann an Land, um längs der Küste zu requirieren, auch der etwas größere Landungsversuch südlich Kap Domesnees hatte keinen anderen Zweck. Inzwischen ist der Küstenschutz ausgebildet, die stürmische See unser Bundesgenosse.

Von der Beobachtungsstelle einer schweren Kanonenbatterie in dem Dünengelände sah ich auf die grau und weiß aufschimmernde zackige Fläche des Rigauer Meeresbusens. Der Wind riß die Wellen in weißen Brechern an den Strand und sapte hart den winterlichen Wald hinter uns.

Die Brandruinen der zerstörten Fischerdörfer standen in der winddurchheulten Einsamkeit. Weit, stahlhart, großartig war dies Bild. Die rheinischen Jungen dachten an das liebliche Bild ihrer Heimat, sahen durch das Scherenfernrohr und vergaßen! Seht sich nicht dort ein schmaler Strich über die Horizontlinie? Aller Wille sitzt in den Augen. Nichts. Wellenrauschen, ein Sturmvogel, Wind. Die rheinischen Augen sehen hart auf das harte baltische Meer.

Wellenrauschen, Einsamkeit, Dienst . . .

Nolf Brandt.

Der Kaiser für die Bewohner von Görz.

K.-B. Wien, 3. Dezember. Der Kaiser hat das nachstehende Handschreiben erlassen:

Lieber Graf Stürgkh!

Seitdem der Eintritt Italiens in den Kreis unserer Feinde den Streit der Waffen nach vor dem nicht bedrohten Stätten friedlicher Arbeit getragen, leiden gesegnete Landstriche an den südlichen Reichsgrenzen, von Meinen braven Truppen nun durch mehr als ein halbes Jahr mit heldenmütiger Entschlossenheit verteidigt, schwer unter dem Ungemach des Krieges und dem stets erneuten wütenden Ansturm des Gegners. Im schwergeprüften Küstenlande kann insbesondere die Meinem Herzen teure Landeshauptstadt Görz mit der Stärke des Schwertes wohl vor der Eroberung durch den Feind, nicht aber vor einem Zerstörungswerke beschützt werden, das der im Gebote militärischer Notwendigkeit begründeten Rechtfertigung entbehrt.

Mit tiefer Bestimmtheit die Drangsale einer treuen Bevölkerung wahrnehmend, würdige Ich dankbar den Opfermut, mit dem sie im festen Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache und ihre unverbrüchliche Zugehörigkeit zur Monarchie die Härte der Zeit über sich ergehen läßt und die gewaltigen Leistungen Meines Heeres durch ihre Standhaftigkeit unterstützt.

Tun Sie den Bewohnern jener Gegenden Meine teilnehmenden Gefühle kund, versichern Sie sie, daß Mein väterliches Herz, bauend auf die Gnade des Herrn, zuversichtlich für sie glücklicheren Tagen entgegenharrt, und daß es Meine und Meiner Regierung stete Sorge sein wird, auch dort wie andernwärts die Wunden, die der Krieg geschlagen, werktätig zu lindern und zu heilen.

Wien, am 3. Dezember 1915.

Stürgkh m. p. Franz Joseph m. p.

Leitfaden, Aug.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 345

TAG: 12. 12. 1915, 7. Bogen

Durch Altserbien und den Sandschak zur montenegrinischen Grenze.

Telegramm unseres Kriegsberichterstatters.

I.

Montenegrinische Grenze bei Jabuka,
10. Dezember.

Nachdem wir auf langer Reise die serbischen Gebirgswälle überquert hatten, gelangte ich heute durch das obere Lintal zu den die montenegrinische Grenze säumenden österreichisch-ungarischen Truppen der Armee Kövess. In Belgrad traten wir die Fahrt an, die sich nach Erreichung des Morawatales recht schwierig anließ, trotzdem uns der Armeekommandant General Kövess, der mich in seinem Hauptquartier empfing, durch Einrichtung eines Relaisdienstes den Weg zur Front nach Möglichkeit erleichterte.

In Belgrad.

Belgrad erreichten wir über die neue Kriegsbrücke, die in einer Länge von dreieinhalb Kilometer die Save überspannt. Vom Bahnhof Semlin führt sie im Winkel unmittelbar in den Hafen der serbischen Hauptstadt, in ihrer wichtigen Konstruktion ein Meisterwerk der Pionierkunst darstellend. Noch immer mutet Belgrad so ausgestorben an wie in den ersten Tagen nach der Einnahme. Nur ganz langsam erwacht die Stadt aus ihrer Grabesruhe. Wohl sind 15.000 Geflüchtete von ihrem hoffnungslosen Wege zurückgekehrt, aber nur Wenige von ihnen kommen aus ihren Häusern heraus. Monoton und verlassen liegt die Terrasse noch immer da. Vermochte schon das dröhnende Stampfen der Kolonnen, die in den Oktobertagen durch Belgrad nach Süden zogen, diese Palaststraße nicht aus ihrem traurigen Schlummer zu erwecken, so jetzt noch viel weniger das Dinneln der wieder in Betrieb gesetzten elektrischen Straßenbahn, deren rot-gelbe und weiß-blaue Wagen, von feldgrauen Schaffnern geführt, unablässig am Konak vorbeifahren. Schreiend kunte Anblickskarten und übel aussehende Kuchen anbietende

Buben, ganz wenige Geschäftsleute, ab und zu ein paar Bauern, das ist noch immer das ganze Leben von Belgrad. Das Grand-Hotel, das einzige Lokal, in dem man nachmittags eine Tasse dünnen Kaffee trinken kann, ist ungeheizt und strömt Eiskälte aus. Wenn die Dunkelheit hereinbricht, wird inmitten des großen Raumes auf einem Aufbau aus Tisch und Stuhl eine Karbidlampe gestellt, die natürlich nur auf einige wenige Quadratmeter Helligkeit zu werfen vermag, und in dem schmalen Lichtkreis sitzen fröstelnd und die Kragen hochgeschlagen dicht aneinandergedrängt aus der Front zurückgekehrte Offiziere, alle über Zeitungen gebeugt, die ersten, die ihnen seit langen Wochen wieder etwas von der Welt erzählen, die außerhalb ihres umgrenzten Kampfabschnittes liegt.

Der Hafen aber überrascht durch seine bunte Fülle. Am langen Kai Schlepper neben Schlepper. Über schwankende Stege ununterbrochenzüge Kriegsmaterial ausladender Mannschaften, gewaltige Stapel der tausend Dinge des Krieges wachsen zur Höhe, zahllose Hände türmen Riesenslager von Wintersachen und Ausrüstungen für den Gebirgskrieg auf: Woldecken, Fellmäntel, Wäsche, Muffe, Tragsättel, Kochlisten, Packkörbe. Ebenso viele Hände bauen sie wieder ab und an die Kette von den Schiffen zu den Lagern reiht sich eine noch größere: zum Bahnhof und den Jügen über Stalac und Pragujevac.

Kontraste.

Neben dem Kai wird an Baracken gezimmert. Russische Gefangene sind hier beschäftigt, deren braungrüne Uniformen eigenartig mit dem Gemäuer der Festung harmonisieren. Lauter große, starke Leute, die wohlgenährt aussehen und guter Laune sind. Mit uns hat ein deutscher Pionier das Schiff verlassen, der irgendwo im Krieg ein Affchen gefunden hat und dieses wie einen kleinen Kompaniehund mitführt. Eben werden die Russen abgelöst und in zwei langen Reihen nehmen sie zur Menagefassung Aufstellung. Aber wie der Deutsche mit seinem zierlichen Begleiter vorbei-

schreitet, scheint die Morgensuppe vergessen, ein Lächeln huscht die ganzen, langen Reihen hinunter, ein Lächeln, das immer vergnügter wird und schließlich wollen sich fünfhundert lange Kerle schier ausschütten vor Lachen.

Gleich darauf der größtmögliche Kontrast: Im weiten Rund des Festungshofes warten viertausend serbische Gefangene auf den Abtransport. Soldaten und Zivilisten im wehrfähigen Alter, die meisten von ihnen Glendsgestalten, abgehebt, zu Tode erschöpft, über zeretzten Uniformen und Lumpen grellbunte Decken. Aus zerrissenen Opanten schauen blutende Beine, in Aller Gesicht etwas unsäglich Stumpfes, Müdes. Nichts mehr vom verbissenen Trotz und ingrinnigen Haß, der im letzten Jahr aus dem Antlitz so vieler serbischen Gefangenen sprach. Wenn man die Leute, die trübselig herumhocken, anspricht, dann geben sie mit scheuer, verstörter Stimme Antwort. Alle klagen sie dasselbe: Wir können nicht mehr, Herr, unsere Kräfte sind am Ende. Vier Jahre lang führen wir jetzt Krieg, vier Jahre. Und in die Worte der Verzweiflung mischt sich bei den meisten von ihnen eine Anklage: Die Karageorgjewitsche sind Schuld an unserem Verderben, sie allein haben unseren Untergang auf dem Gewissen. Kein Wort gegen die Minister und die Heerführer, nur immer wieder dieses: die Karageorgjewitsche tragen die Schuld. Bittere Worte fallen auch gegen die Entente. Bis ganz zuletzt haben wir gehofft, der Arm unserer Verbündeten werde uns erretten. Aber nicht nur mit ihren Soldaten haben sie uns im Stich gelassen, nicht einmal soviel Draht haben sie uns geschickt, daß unsere armen braven Mannschaften ihre Verteidigungsgräben hatten befestigen können.

In Kragujevac.

Ein Militärzug, dessen Personenwagen den belgischen Löwen zur Schau tragen, brachte uns nach Kragujevac. Die Stadt ist in Schnee versunken. Dicke Flocken auf den Tafeln, die in den Straßen die Namen großer Deutscher wiedergeben. Auf der Kaiser-Wilhelm-Straße spielt sich das Hauptleben des großen Etappenortes ab. Staffel nach Staffel auf dem Weg nach Kraljevo. Dampfende Fahrklüben, Arbeiterkolonnen, Viehherden, treibende Landsturmänner in langen weißen Pelzen. Neben dem Bahnhof das Arsenal. Ein deutscher Major waltet dort bereits als Direktor seines Amtes. Genaue Untersuchungen haben ergeben, daß die von den Serben vor ihrem Abzug versuchte Unbrauchbarmachung der Maschinen zur Waffen- und Munitionsherstellung sehr wenig Erfolg hatte. Von den anfänglich fehlenden Maschinenteilen wurden viele, die bei Kragujevac vergraben worden waren, zutage gefördert. Soweit Beschädigungen an Maschinen deutschen oder österreichischen Ursprunges vorgenommen wurden, sind diese ebenfalls mit Leichtigkeit auszubessern.

Feierlicher Gesang, der aus der griechisch-orientalischen Kirche auf die Straße drang, führte uns in das Gotteshaus. Ein Erlebnis von seltener Eindringtiefe: Protestantischer Sonntagsgottesdienst. Die Kirche mit

ihren serbischen Fahnen und fremd anmutenden Emblemen, gefüllt mit Schwertern und Schwestern und deutschen Soldaten. In ihrer Mitte die hohe Gestalt des Generalfeldmarschalls Mackensen, der gerade in der Stadt weilte. Vorne vor der bunten Hosiassie der feldgraue Prediger.

Fahrt nach Cacak.

Nachmittags im Benzin-Lastauto auf der vereisten Straße über Gorni Milanovac auf nach Cacak. Eine schwierige Fahrt, da jedes der unzähligen Löcher, in die das schwere Automobil hineintanzte, die Fässer in lebensgefährliche Schwankungen versetzte. Der Weg voll mit Döfsegespannen gegen Kragujevac ziehender Flüchtlinge, die der Appell des Oberbefehlshabers zurückrief. Es dunkelte bereits, als wir durch Gorni Milanovac fuhren. Eine kleine, saubere, ausgestorbene Stadt. Unscheinbar, aber dennoch höchst sauber. Hier begann eigentlich die Tragödie des nun heimatlos ge-

vordenen Heeres. Bis Gorni Milanovac lebte in den Truppen noch Hoffnung. Als sie von hier weiter nach Süden zurückgingen, wußte ein jeder, daß nun jeder Gedanke an eine Schicksalswende dahin sei. An das Rudniker Erzgebirge klammerte sich die Hoffnung der Geschlagenen. Sie konnten nicht herüber, wußten die Streifpatrouillen zu melden. Der Glaube daran, daß die Unbilden der Bitterung, die die Kommunikations-schwierigkeiten nördlich der Linie Gorni Milanovac-Pozega wirklich fast unüberwindlich machten, einen Weitermarsch der Verbündeten unmöglich machen würden, gab Tausenden neuen Kampfesmut. Aber sie hatten nicht mit dem eisernen Willen gerechnet, der auch die schwerste Stütze der serbischen Offensive siegreich bezwang. Noch heute sind trotz angestrengter Arbeit hunderte dieser furchtbaren Wege nicht durchwegs in tadellosem Stand. Als die Regimenter der Verbündeten sie passierten, waren sie eine einzige tiefe Schlammflut. Vielsach brachen die Straßen völlig ein, mit trüber Brähe angefüllte Einsenkungen entstanden, in denen die Wagen einfach verschwanden. Tag für Tag ging unenbllicher Regen nieder, bis zum Bauch steckten Mannschaften und Pferde im Kote, zahllose brave Tiere blieben am Weg. Aber dennoch gelang der Übergang. Erst gaben die Trains ihren Fuhrpark an die Artillerie ab, um die Geschütze oft vierzigspännig vorwärtszubringen, dann arbeiteten sie sich selber hinter den Kampftruppen her. Da die wenigen Straßen überfüllt waren, wurden Lastautomobile über Feldwege dirigiert. Arbeiterbataillone brachten sie an Seilwinden zur Höhe. Wohl wurden an manchen Tagen nur wenige Kilometer zurückgelegt, aber der allgemeine Vormarsch erlitt keine nennenswerte Störung.

Cacak, das wir nachts erreichten, überrascht durch seine gefälligen weißen Bauten. Wie in Kragujevac, wurden auch hier die Straßen neu benannt, und zwar hier nach bedeutenden Männern der Monarchie. Die Stadt, die eine Zeitlang das Zentrum fast aller Flüchtlinge von Norden und Osten war, ist sehr bevölkert. Da auch sehr viele Geschäfte geöffnet sind, spürt man wenig von den Einwirkungen des Krieges.

Nr.:

TAG:

Allerdings befinden sich unter den Flüchtlingen viele Bedürftige, die vom Stationskommando durch Mischabgabe unterstützt werden. Am Regierungsjubiläum des Kaisers fand überdies eine Armenspeisung statt.

über Novavaros in den Sandschak.

Von Cacaf aus standen uns Landesfuhren zur Verfügung. Als Reiseroute in den Sandschak wählten wir den Weg über Novavaros. Der Raum westlich Cacaf kann, trotzdem er noch tief in Serbien liegt, bereits als zum montenegrinischen Kampfbereich gehörig betrachtet werden. Als nämlich der Krieg mit den Bulgaren begonnen hatte, zogen die Serben vom Westabschnitt ihrer Front einen großen Teil ihrer Kräfte ab und ersetzten diese durch herbeigeeilte montenegrinische Verbände, denen in der Hauptsache die Verteidigung der Straße Pozeza—Zvanjica—Sjenica und Uzice—Novavaros zufiel. Mit Ausnahme der ersten hartnäckigen Kämpfe zeigte aber diese montenegrinische Waffenhilfe auf alserbischem Boden nicht gerade hervorragenden Charakter. Interessant ist auch die mir von hoher Seite gewordene, auf durchaus authentischen Nachrichten beruhende Information, daß Montenegro sich weigerte, abgesehen von einzelnen Abteilungen, größere serbische Verbände über die Grenze zu lassen. Begründet wurde dies mit Verpflegungsschwierigkeiten, die auch die Lage der montenegrinischen Armee ungünstig beeinflussen würden. Auch der Übertritt von Zivilflüchtlingen wurde meist nicht geduldet, ganze Scharen von ihnen wurden zurückgeschickt.

Da die Brücken im Moravicatal gesprengt waren, mußten wir in der Hauptsache zu Fuß den Höhenweg über Pozeza einschlagen. In Pozeza querten wir die Vormarschlinie der braven ungarischen und kroatischen Etappen-Landsturmbataillone der Brigaden Streith und Schieß, die sich beim Vordringen gegen Zvanjica so tapfer schlugen, daß ihnen der Ehrentitel Landsturminfanteriebataillone verliehen wurde. Die alten Leute, die ursprünglich gar

nicht für den eigentlichen Frontdienst in Betracht gekommen waren, griffen hier den starken Gegner unter ungünstigen Verhältnissen mit wahrem Heldennut an. Schon im Moravicatal mußten sie sich unsäglich mühsam vorwärts kämpfen. Moravica und Strapez hatten Überschwemmungen. Mehr als einen Meter hoch stand das Wasser auf dem Weg gegen den Bonjecac, der erstiegen werden mußte. Wagen stürzten um oder schwammen weg und so blieb nichts anderes übrig, als die Fuhren an Bäume zu binden und abzuheilen. Dann wurde der Feind, der die Klisurajschlucht und die sie beherrschende Grabinahöhe zäh verteidigte, angegangen und nach hartnäckigen zweitägigen Kämpfen geworfen. Auf montenegrinisch-serbischer Seite besetzte der Pope von Bivlje den Kampf. In dem auf hohen, steil zur Schlucht abstürzenden Felsen thronenden Grabinakirchlein führte er bis vor kurzem die Existenz eines Wunderheiligen, der aus der Ausnützung der Sage, das Kirchlein sei einst durch die Luft gekommen und auf dem Felsen festgewachsen, und überdies aus dem Unterhalte eines Einkerhauses ein recht behagliches Dasein.

Ehrentage der Brigaden Schieß und Streith.

Nach Erlämpfung der den Kurort Kiselvado säumenden Höhen gingen die Brigaden Schieß und Streith beiderseits der Grabovica vor: erstere hatte zur Hauptaufgabe die Erzwingung der Okolista, was auch gelang, nachdem der Brigadier Schieß seine Truppen persönlich zum Sturm anführte. Der Brigade Streith fiel die Erstürmung des 1517 Meter hohen Mucanj zu. Den Angriffstag leitete ein furchtbarer Regen ein, der das Fortkommen auf dem lehmigen Plateau fast unmöglich machte. Fast senkrecht stieg schließlich eine 200 Meter hohe jähle Wand vor den Truppen empor, kein Pfad zur Höhe, nur schmale Felsklamine und Nisse, an denen der Fuß kaum Halt fand, oben lagen mit Gebirgsgegeschützen und Maschinengewehren die Montenegriner. Eine Grenzüägerkompanie versuchte emporzuklimmen, sie mußte zurück. Nur eine Möglichkeit gab es, um den Berg zu nehmen: Umgehung. Sie wurde befohlen, und während eine Gruppe frontal festhaltend angefeuert wurde, schloß sich eine andere an, durch eine Aktion gegen die Höhen Erna Stene und Gumesebac den Feind aus dem Felsenlabyrinth zu werfen, das nur auf schmalen Weg von Süden zu ersteigen war. Es war ein äußerst beschwerliches Beginnen. Jeder Tritt auf dem Geröll brachte Steine ins Rollen, die die Nachfolger in die Tiefe zu reißen drohten. Nachmittags sank die Temperatur derart, daß es zu schneien begann. So steil und ungangbar durch den sich ballenden Schnee war der Rücken, daß die Tragtiere niederstürzten. Sie mußten, von ihren

Laßen befreit, zu Berg gezogen werden, während Mannschaften die Rochkisten weitertrugen. Auch die festhaltende Gruppe war in keiner beneidenswerten Lage. In dem Felsgestein war ein Eingraben einfach undenkbar und jeder Versuch der Leute, Steine zur Deckung herbeizuholen, war für die Montenegriner das Signal zu wütendem Maschinengewehrfeuer. Im Morgenrauen hatten sich die Landstürmer bis 900 Schritt an die Crna Stena herangearbeitet. Gleichzeitig war es gelungen, eine Gebirgsbatterie auf die benachbarte Ostica zu bringen, von der aus der Mucanj unter Feuer genommen werden konnte. Auf einem von Infanterie hergerichteten Karrenweg, der teilweise bis 40 Grad Steigung aufwies, wurden die Geschütze mit leeren Progen zehnschüssig hinaufgeschleift, auf leichten zweiräderigen Karren folgte die Munition. Nach kräftiger Feuernvorbereitung wurde dann die Crna Stena bei 50 Zentimeter hohem Schnee gestürmt und der Rückzug der Montenegriner erzwungen.

Die Gruppe GM. v. Reinöhl.

An seltsamen, mit unbeholfenen Figuren bemalten Soldatengedenksteinen und einem hoch oben am Berg gelegenen Friedhof vorbei, führt die Straße nach Uzice. Tief eingebettet ist der Ort gelegen, eine nette, reine Stadt, deren fast verschwenderische elektrische Beleuchtung wenig zu der Leere der Straßen mit ihren schwarzen und weißen Fahnen passen will, den schwarzen, die einen Todesfall, den weißen, die Ergebung künden. In engen Serpentinien windet sich aus dem Kessel von Uzice der Weg in den Sandschak. Über unzählige Gebirgswälle folgten wir hier der Gruppe des Generalmajors v. Reinöhl, dessen Landsturmitruppen zum Teil über Novavaros gegen die montenegrinische Grenze vorgebracht sind. Wohl ist die Straße unmittelbar vor dem Balkankriege von den Serben verbessert worden, aber noch immer ist sie bei nicht ganz günstiger Witterung schwer zu passieren. Über kahle und öde Hochflächen und Ruppen zieht sie sich hoch hinauf, um immer wieder in schmalen, von mehrschüssigen Wagen kaum zu nehmenden Schleifen zu den zahllosen Nachtlatern abzufallen, die hier schmale Furchen in die Berge schneiden, mit weitverstreuten Häusern. Meist bedeckt ein Dorf von achtzig Wohnstätten einen Raum von 8 bis 10 Quadratkilometer. Die Gruppe des Generalmajors v. Reinöhl, die sich bei der Überschiffung der Save bei Voljeveci, in den blutigen Kämpfen bei Zabrez und bei der Erstürmung der Viskhöhe bei Krusevac glänzend bewährt hatte, trieb die Montenegriner bei denkbar härtestem Winterwetter über diese Straße zurück. Der langen Regenperiode folgte plötzlich steifer Frost. Bis 16 Grad unter Null sank die Temperatur. Für die Landsturmleute, die nicht auf der Straße, sondern meist quer über die Verglämme vorstießen, bedeutete das gewaltige Strapazen. Nach den anstrengenden Märschen und Geplänkeln mußte im Freien ohne

Feuer genächtigt werden. Zelte aufzuschlagen war unmöglich, da die Zeltblätter vom langen Regen völlig durchnäßt, nun froren und beim Aufrollen brachen. Die Straße, die dem Vormarsche der Artillerie und Trains dienen sollte, verwandelte sich in spiegelndes Glatteis. Die Serpentinien wurden zu tödlichen, grausamen Hindernissen, an denen auch der eifrigste Pflichtenstreuer zu scheitern drohte. Die Pferde rutschten auf Schritt und Tritt aus, und manch einer der schweren Wagen kam an den spizen Kurven ins Rollen und stürzte, die Pferde mitreißend, über die ausgewaschenen Felsbrocken hinunter. Auch hier gab es nur ein Auskunftsmittel: Fuhrer nach Fuhrer, Geschütz nach Geschütz an Seilen über die Serpentinien hinunterzulassen. Eine langwierige, schwere Arbeit, die aber schließlich doch zur Erreichung der Sandschakgrenze führte. Die Montenegriner leisteten hier keinen starken Widerstand. Ein solcher wäre auch unnütz gewesen, da Generalmajor v. Reinöhl, der im vergangenen Jahr als Regimentskommandant durch jenen berühmten Überfall die serbische Timokdivision bei Zarat vernichtet, durch geschickte Anlage des das Gebirge querenden Vormarsches den weichen Gegner ständig zu überflügeln drohte. Diese Taktik erhielt den montenegrinischen Rückzug, der auf eine einzige Linie angewiesen war, kontinuierlich und schützte die Vorgesetzten vor größeren Verlusten.

Vor Novavaros.

Bei der Karaula Kökinhrot überschritten die Truppen den Uvac und damit die alte Sandschakgrenze. Eine Deputation der muslimanischen Bevölkerung von Novavaros kam ihnen über den letzten Gebirgstoß entgegen. Erst junge, mit Gewehren bewaffnete Burschen, die meldeten, Novavaros sei vom Feind verlassen. Später die Würdenträger und älteren Männer, mit einer reich gestickten Fahne. Wir haben, erzählt mir später der neue Bürgermeister von Novavaros, diese Fahne schon heimlich vor sechs Monaten angefertigt. Denn wir ahnten, daß eines Tages die Österreicher und Ungarn kommen würden. Es hing eine Wolke in der Luft, und wir wußten, daß sie sich eines Tages in köstlichen Regen entladen mußte; so schloß er mit einer blumenreichen Wendung. Von Novavaros aus wurde der Vormarsch durch das Tal der Vistrica zum Lim und längs dieses Flusses über die alte Garnison Prijepolje fortgesetzt, wo die Bewohner die Soldaten ebenfalls mit großer Freude aufnahmen. Nach Säuberung der Platar Planina bereitstellte die Gruppe Reinöhl in heftigem feindlichen Feuer den Übergang über den Lim, dessen Brücke die Montenegriner gesprengt hatten. Auf der Straße nach Jabula, deren Zugang am 1. Dezember durch Erstürmung der beherrschenden Höhen gewonnen wurde, erfolgte dann der Anschluß an die von Bosnien gegen Montenegro vorgerückten Kolonnen.

Eugen Dennyhoff.

Eine Fahrt an die Ostfront.

Von Artur Brausewetter.

I.

„Hotel Edelweiß Mürren“, „Grand Hotel Corvatsch“, „Hotel de la Garde“, „Kurhaus St. Moritz“. Ich lese die Inschriften, die unvergänglich auf meinen Reiseplatten geätzt sind. Die stolz und stark ragenden Schneeflecken Mürrens, der zauberhafte Gardasee und St. Moritz' unregelmäßiger See, die Berninagruppe, Piz Rosatsch, Piz Corvatsch und Julier, all die herrlich vertrauten, einstmals mit freudigem Mut und dem stählenden Gefühl wogender Kraft bestiegenen Berge tauchen vor meinem Auge auf, saftige, freudumhagte Höhen, weidenbesetztes Vieh in lauernder Gemächlichkeit, lodende verschwiegene Wasser, mit wilder Wut dahinschützende Gießbäche. Hat man wirklich einmal in dieser Welt gelebt? Wirklich einmal in dem süßigen Behagen dieser Schweizer Hotels, fern von Sorge und Leid, nur dem Augenblicke entgegenkommend? Oder war das alles nur ein Traum, der vor der ersten Wirklichkeit, die jetzt ehestens Fußes durch unser Vaterland schreitet, wie die lachenden Bilder einer Fata Morgana täuscht und nährt?

Mit dem in alter vornehmer Gelassenheit und Regelmäßigkeit seine Bahn ziehenden D-Bus bin ich in Insterburg angekommen. „Der Personenzug nach Marggrabowa trifft mit 40 Minuten Verspätung ein — vor wenigen Tagen waren es gewöhnlich 400“, jetzt der Bahnhofsbefehl dazu, denn ich mag wohl, an solche Verspätungen noch wenig gewöhnt, ein erstauntes Gesicht zeigen. In der Tat, auf diesen Strecken gibt es noch anderes zu tun, als Reisende in Zivil zu beschleunigen! Die müssen sich die Ansprüche, die sie sonst zu stellen gewohnt waren, schon abgewöhnen. Die Majestät des Ego ist stark verblüht. Und es ist gewiß gut, daß es so gekommen.

Die Zeit auf dem Insterburger Bahnhof wird einem nicht lang. Zug auf Zug rollt ein und ab, meistens sind es Militärzüge, mit Kanonen und Bagage dicht beladen. Auf einem offenen Wagen lagern, materisch in große rote Decken gehüllt, Soldaten, andere machen es sich in den Sitzen der Gefährte möglichst bequem, ein Bild flüchtigen Lagerlebens zieht vorüber.

Eine Frau mit ungekammtem, vollschwarzem Haar, zwei weinende Kinder an der Hand, klagt einem älteren Eisenbahner ihr Leid, daß sie, durch Mitreisende falsch unterrichtet, hier ausgestiegen und nun mit den Kindern die Nacht im Schuppen habe zubringen müssen. In dem Bild dieser Einen steht in meiner Erinnerung das Elend Ostpreußens wieder auf. Dieser Bahnhof, auf dem jetzt alles so geordnet und regelmäßig sich vollzieht, war die Stätte der größten Flüchtlingsnot. Hier lagen vor Jahr und Tag 2000 ostpreussische

Flüchtlinge, Männer, Frauen, Kinder hungernd und frierend auf dem Erdboden, in diesen Straßen, die jetzt, von regem Verkehr und friedlichem Wandel erfüllt, sich breiten, schwang Kriegenkampf das tyrannische Räder und zog die Stadt bis zum äußersten aus. Hier explodierte bei dem Versuch, das Wasserwerk in Ordnung zu bringen, der Motor und tötete acht Personen.

Vor mir liegt eine niedergebrannte Fabrik; unter dem Vorwand, daß aus ihr geschossen wurde, vernichtete man sie.

Daß alles taucht einem in der Zeit des Wartens, die sich vergrößert und einen kurzen Gang in die Stadt gestattet, auf. Aber mit wie anderen Empfindungen sieht man das alles jetzt als vor einem Jahre: mit denen heißen Dankes, einen wie günstigen Verlauf das schlimm und traurig Begonnene genommen, wie das tatkräftige Leben wieder aus rauchenden Trümmern und Ruinen emporblüht.

Dies Empfinden wächst, wenn man weiterfährt in den stillen, sonnigen Wintertag hinein und die Felder sieht, über die die Kriegsfurie getobt, wohlgepflegt und bestellt, der verheißenden Frucht gewärtig. Nicht nur das zerstörte Ostpreußen, aber das bereits genug geschriebene, das sich von schwerer Not und bitterem Tod erholende, unter treuen Händen genesende Land spricht zu der neu hoffenden Seele.

Jetzt bin ich in Marggrabowa, an der russisch-polnischen Grenze. Einfacher als damals auf meiner Fahrt an die Westfront, in Herbestal, vollzieht sich hier der Übergang, man zeigt im Abteil Paß und Papiere und kann weiterfahren. Vorausgesetzt natürlich, daß man das Glück hat, etwas zum Weiterfahren zu finden. Denn so ohne Schwierigkeit und Mühe wie bisher in Deutschland, wo man im höchsten Falle einige notwendige Verspätung in den Kauf zu nehmen hatte, ist der Verkehr jetzt nicht mehr. Wohl gibt es dank der Sorgfalt der deutschen Verwaltung und der unermüdlichen Arbeit unserer Eisenbahner auch hier noch Fahrpläne, die man auf den Hauptstationen erfahren kann. Aber ihrer regelmäßigen Einhaltung stellen sich Schwierigkeiten entgegen, die ich hier nicht erörtern kann, und das mir nachher oft genug zum Bewußtsein gekommene Wort: Die Züge stehen in Gottes Hand, beginnt hier bereits sich zu bewahrheiten. In Marggrabowa, wo ich genügend lange Zeit hatte, Betrachtungen anzustellen, ist mir eins in angenehmer Erinnerung geblieben: das gute Brot, das man auf dem Bahnhof ohne Brokarte und Umständlichkeit erhielt, so viel man wollte.

Nachmittags um 5 Uhr hoffte ich mit einiger Be-
rechtigung in Suwalki sein zu können, zehn Uhr abends
war es geworden, als ich auf dem Bahnhof ausstieg.
Eine nicht zu beschreibende Stimmung überkommt einen,
wenn man, allein in einem kaum erleuchteten Abteil,
so durch die blasse, kalt schimmernde Mondnacht fährt.
Alles tiefe, feiernde Stille, nur das Rauschen der lang-
sam vorwärts saugenden Bahn, ab und zu der Ruf
eines Soldaten aus einem Abteil. Oder, wenn der
Zug hält, das eintönige Tapp, Tapp der Posten, die
an dem Bahnhofsgelände einherfahren. In solcher
Nacht gehen die Toten umher und wandern durch
dämmernde Räume.

Zuerst fährt man durch Steppen gleich Sand-
flächen, dann beginnen die Wälder. Wie Schatten
tauchen die Bäume auf, starr und still, Skelette, die
in die Mondnacht ragen. Nun wird auch das Bild be-
lebter! Unaufhörliche Militärtransporte, immer wieder
hält der Zug. Dann kriecht er langsam und schwer
durch die bleiche Helle. Alles ist still und tot — und
doch fühlt man den Krieg in jedem Nerv seines
Körpers.

Auf einem längeren Haltepunkt komme ich mit
dem Zugführer in ein Gespräch. Drei Tage und drei
Nächte fährt er jetzt seinen Zug, bald da, bald
dorthin. Drei Tage und Nächte ist er nicht aus seinen
Kleidern gekommen und hat, diesmal auf eine längere
Fahrt nicht vorbereitet, nicht einmal seinen Pelz
bei sich.

Suwalki, die Hauptstadt des gleichnamigen Gou-
vernements, war als Grenzstadt einst eine große russische
Garnison. 16.000 Mann betrug die Besatzung, wäh-
rend die bürgerlichen Einwohner nur 14.000 zählten.
Überall sieht man noch die riesigen unwirtschaftlichen Räume,
die — von den Russen in der Eile zu Kasernen her-
gerichtet — jetzt leer und frei verlassen daliegen. Der
Gegensatz, der sich im Vergleich zu Flandern auf
dieser ganzen Reise an die Ostfront aufdrängte, trat
hier sofort in Erscheinung. Während dort jeder, auch
der kleinste Streifen Bodens mit Klugheit und Ökonomie
zur Bepflanzung ausgenutzt ist, sieht man hier das zweifel-
los gute Land von den Russen so gut wie gar nicht
bebaut.

Den Horizont säumen Wälder, auch sie sind zu

sehr großen Teilen gefällt. Die bürgerliche Bevölke-
rung hat die Stadt verlassen; man sieht hier, wie in
fast allen polnischen Städten, nichts als Militär und
Juden, denen man annimmt, daß sie sich unter deut-
scher Oberhoheit sehr wohl fühlen. Ich war bei einem
Pferdegeschäft zugegen. Ohne viel zu handeln, oder
zu feilschen, verkaufte der jüdische Händler, der sich
erst jetzt auf das Pferdegewerbe geworfen, zwei gute
und starke Arbeitspferde von fünf bis sechs Jahren
zu je 550 Mark.

Hier in Suwalki sollen viele vornehme Regimenter
gestanden und reiche Offiziere gewohnt haben. Wenn
dem so gewesen, so ist das nur ein immer wieder
sich zeigender Beweis von der Kasernensucht der
 Russen; denn von feineren Häusern, gar Villen, war
hier nichts zu bemerken. Auch die Wohnung, die jetzt
dem vom Vaterländischen Frauenverein in Königsberg
gegründeten Soldatenheim in der Stadt Suwalki zu
sehr geeigneter Unterkunft dient (ein zweites Soldaten-
heim, ebenfalls vom Vaterländischen Frauenverein in
Königsberg ins Leben gerufen, befindet sich auf dem
Bahnhof) und die früher einem reichen, jung ver-
heirateten Offizier gehörte, ist für unsere Begriffe
einfach und ohne jeden Luxus.

Die Stadt ist die typisch russische: Zwei große
und breite Parallelstraßen, die „Moskauer“ und die
„Petersburger“, nicht zu hoch gebaute Häuser mit breiter
Front nach der Straße. Nie etwas Abweichendes in
der Form, etwas Eigenartiges oder Ausgezeichnetes im
Baustil, alles nüchtern, glatt, flach. Das einzige,
was hier nicht typisch russisch, ist die auffallende
Sauberkeit, die als angenehmer Fremdbesitzer wohl
durch die deutsche Verwaltung hineingekommen ist.

Schöne Kirchen hat Suwalki. Besonders die große,
griechisch-katholische, deren reich vergoldete, leuchtend-
weiße Kuppeln in Zwiebelform einen schon von weitem
größen. Die zum Teil kostbaren Heiligenbilder, die
hier sein sollten, sucht man vergeblich. Sie sind entweder
durch die Geistlichkeit aus ihren Rahmen entfernt oder
durch russische Soldaten zerstört worden.

Überall in Suwalki sind zahlreiche Soldatengräber,
um die große Kirche herum reist russische, mit dem
einfachen, aber sauber gegliederten griechisch-katholi-
schen Kreuze. „Hier liegen fünf Russen“, „Hier liegen
sieben Russen“, so geht es immerfort. Für die Offi-
ziere sind stets Einzelgräber mit genauer Aufschrift vom
Namen, Stand und Regiment.

Deutsche Soldaten sind meistens auf einem großen,
vor der Stadt still und freundlich gelegenen Kirchhof
gebettet. Massengräber finden sich hier wohl auch, aber
nur selten. Die meisten sind Einzelgräber, die Hügel
sorgfältig eingefaßt, mit Rasen belegt, mit Blumen
geschmückt, rechte Heldengräber, wohin das Auge blickt,

Unsere Flieger in Südwesten.

Aus dem Kriegspressequartier.

Wien, 14. Dezember.

Die Geländebeziehungen an unserer Kampffront gegen Italien stellen die Fliegeraufklärung vor Aufgaben, die wohl zu den schwierigsten des ganzen Weltkrieges gehören. Quer durch die Fäuzrichtung laufende Höhenzüge der Alpen, die sich in scheinbar unüberwindlichen Kluften jedem Aufklärungsfluge entgegenstellen, zwingen hier unsere Flieger, aus bisher für die Kriegsaufklärung vollkommen neuen Höhen zu beobachten. Außer der Höhe des Gebirges, dessen größte Erhebungen durchschnittlich alle um 3000 Meter liegen, ist noch mit der feindlichen Einwirkung zu rechnen, die mit ihrer Artillerie aus Stellungen über 2000 Meter und ihren Infanterie- und Maschinengewehrabteilungen bis auf die höchsten Gipfel zur Geltung kommt. Unter normalen Verhältnissen, wie sie zum Beispiel an der Isonzofront bestehen, wird die Aufklärung aus einer Höhe von 1500 bis 2000 Meter durchgeführt. Rechnet man dieselbe Höhe zu Flügen über die Alpen, so ergebe dies eine durchschnittliche Flughöhe von rund 5000 Metern. Da die Piloten natürlich nicht fortwährend in solchen Höhen schweben, sondern tief herunter gehen müssen, sind sie auch der Gefahr, getroffen zu werden, besonders ausgesetzt. Die Terrainverhältnisse bedingen auch ein unbedingt verlässliches Arbeiten des Motors; sollte dieser einmal aus technischen Gründen versagen, oder durch feindliche Geschosswirkung betriebsunfähig werden, dann fehlt fast jede Möglichkeit zu einer Notlandung. Die Täler haben eine durchschnittliche untere Breite von kaum 200 Meter und sind dicht mit Wald bedeckt; Plateaubildungen auf der Höhe der Kalkberge sind nicht vorhanden, so daß immer nur die Gleitmöglichkeit in die breiteren Täler, die aber meist erst in großer Entfernung von der Front liegen, bleibt.

Die meteorologischen Verhältnisse im Gebirge zeitigen ganz plötzliche Bildungen von Nebel und Wolken, die den Piloten bei der Heimkehr oft vor die ganz überraschende Aufgabe stellen, aus einer Flughöhe von 4000 Metern durch die Wolkendecke durchzustossen, was immer zu ernststen Gefahren einer schweren Sabotage auf den steilen Schroffen der Berge wird. Auch im Norden, in der durch die Rienz und die Drau gebildeten großen Querschlucht, liegen Höhenzüge, die weit in die normale Wolkendecke hineinreichen und zur Landung innerhalb dieser engen Begrenzung zwischen Nord und Süd zwingen. Windeinwirkungen ergeben vollkommene Unsicherheit der Geschwindigkeiten und Flugrichtung; Wolkenschichten bis 600 Meter und mehr Dichte nehmen jede Orientierungsmöglichkeit, außer jener, die der Kompaß gibt. Ein Fliegen in den wenigen Quertälern, die geringere Höhen möglich machen würden, ist wegen der großen Ausdehnung der besetzten Längsrücken und auch deshalb ausgeschlossen, weil die Berge, welche die Täler begrenzen, auch hier zu Dauerhöhenflügen zwingen.

Schon im Oktober, in einer Zeit, in der die meisten Rücken noch schneefrei waren, erreichte die Kälte ein Maß, das eine Höhen- und Bodentemperaturdifferenz von 31 Graden ergab. Im November, als der Schnee schon bis auf 800 Meter dauernd liegen blieb, sanken die Temperaturen bedeutend und kamen einem Minimum von 3 Grad immer näher. Was für Anforderungen ein solcher mit Kälte verbundener Propellerwind an Piloten und Beobachter stellt, kann nur der ermessen, dem das Fliegen im Gebirge nicht fremd geblieben ist.

Ganz verschiedene Sonnenerwärmungen haben die Nord- und Südhänge im Gebirge, über die zu fliegen die engen Täler ununterbrochen zwingen; dieses ewige Strömen in der Luft ist die Ursache der schwersten Böen, die ein Durchfallen von 150 Meter und mehr zu alltäglichen Ereignissen machen. Auch unüberwindlicher Oberdruck setzt häufig jedem Steigen und damit der Aufklärung ein unerwünschtes Ziel. Aus diesen schwerwiegenden Gründen hat sich bisher kein Ita-

liener über das eigentliche Gebirge gewagt und wird sich wohl auch keiner wagen, wenn sie nicht ihre Gewohnheit vollkommen ändern, nur soweit über die Front aufzuklären, daß sie im Notfall noch im Gleitfluge hinter ihre Linien gelangen können.

Die Schwierigkeiten, die sich der Aufklärung der Beobachter entgegenstellen, hängen ebenfalls auf das engste mit den Bodenverhältnissen zusammen. Die große uns aufgezwungene Flughöhe läßt Stellungen sehr verkleinert erscheinen und macht die Umrisse durch die häufig auftretenden Bergnebel verschwimmen; die tiefen Täler von Nord nach Süd und von West nach Ost bedingen für die Aufklärung in einem kleinen Raum je zwei Flüge zu vollkommen verschiedenen Tageszeiten, weil sie, wenn nicht von der Sonne beschienen, im tiefsten Schatten liegen und daher nicht genau einzusehen sind. Weite Strecken sind mit Wald bedeckt, der seine Grenze an den Südhängen bis gegen 1900 Meter hinaufzieht und deshalb oft feindlichen Stellungen als Maske dient. Moränen und Schutthalben bilden oft eigentümliche Formen, die darüber täuschen können, ob hier Natur gewirkt hat oder feindlichen Bauten vorhanden sind. Ein Wasserriß neben dem anderen, Geröllfelder, Bergspitze neben Bergspitze, Kleintäler neben Kleintälern erschweren die Detailorientierung in bisher ungewohntem Maß. Eine Beobachtung von der Seite ist wegen großer Flughöhen und der tiefeingeschnittenen Täler halber nicht möglich. Der Flieger wird deshalb gezwungen, oft die gleichen Wege zu nehmen und er kann es nicht einmal versuchen, dem mit enormem Munitionsverbrauch durchgeführten Feuer der feindlichen Abwehrgeschossen auch nur um einen Strich auszuweichen.

Das sind die auf allen Kriegsschauplätzen der Welt gewiß einzig dastehenden Verhältnisse, unter denen unsere Flieger in den Alpen arbeiten.

Ein Luftkampf an der Isonzofront.

Ein italienisches Flugzeug in Brand geschossen.

Kriegspressquartier, 14. Dezember.

Eine der wichtigsten und dabei allergefährlichsten Aufgaben, die dem Flieger im Feld erwachsen, liegt in dem Angriffe auf feindliche Luftfahrzeuge, um deren Einsätze zu verhindern, Rekognoszierungen vorzunehmen und Bomben abzuwerfen. Die Isonzofront war kürzlich wiederum Schauplatz eines derartigen Luftkampfes, der von unserer Seite mit besonderer Schärfe angegangen wurde, sich in der schwindelnden Höhe von 2000 Meter über der Erde abspielte und mit der Vernichtung des italienischen Flugapparates endete.

Knapp nachdem am 25. November um 2 Uhr nachmittags einer unserer Doppeldecker, mit dem Piloten und einem Beobachter bemannt, zu einem Aufklärungsfluge gestartet war, wurde das Erscheinen eines feindlichen Fliegers über Görz gemeldet. Sofort stieg ein Offiziersfeldpilot mit einem der neuen Kampfeindecker, die eigens für den Luftkrieg gebaut worden sind, auf und flog direkt auf den feindlichen Apparat los. Der Feldpilot erzählt über den Kampf, der sich nun entspann, folgendes: „Ich erreichte den italienischen Flieger in etwa 2000 Meter Höhe über dem Orte Schönpaß und eröffnete auf ganz kurze Distanz — es dürften nicht mehr als 200 bis 300 Meter gewesen sein — das Feuer. Schon nach einigen Schüssen, die ich mit dem Maschinengewehr abgegeben hatte, bemerkte ich, daß der feindliche Apparat stark zu rauchen begann. Der Gegner suchte durch rasche Wendungen, durch Davonspringen und Manöver aller Art meinem Feuer zu entgehen, ich ließ aber nicht ab. Nachdem ich auf diese Weise ungefähr 300 Schüsse abgegeben hatte, verschwand der feindliche Apparat plötzlich in der Tiefe. Er schoß so rasch nach abwärts, daß ich ihn momentan aus den Augen verlor. Ich beschrieb, um besseren Ausblick zu gewinnen, einen großen Bogen und wurde dabei wieder des italienischen Flugzeuges ansichtig, das bereits nahe dem Erdboden offenbar flügelstark der eigenen Linie zustrebte. Da ich mit Gewißheit annehmen konnte, daß der feindliche Flieger unter diesen Umständen, nachdem er sturzartig in die Tiefe herabgeschossen war, außer Gefecht gesetzt sei, kehrte ich auf unser Flugfeld zurück und landete dort.“

Der Pilot des bereits erwähnten, knapp vor dem Kampfeindecker aufgestiegenen österreichisch-ungarischen Doppeldeckers beobachtete aus geringer Entfernung den Luftkampf und gibt folgende Schilderung davon: „Als wir bei unserem Aufklärungsfluge auf zirka 2000 Meter Höhe gelangt waren, kam uns ein italienischer Apparat,

und zwar einer vom Farman Typ, bis auf 500 Schritte nahe. Ich gab aus dem Maschinengewehr zirka dreißig Schüsse auf ihn ab, worauf ich das Feuer einstellen mußte, weil das Maschinengewehr stocken blieb. Im selben Momente schon sah ich, wie sich unser Kampfeindecker dem feindlichen Apparat auf ganz kurze Distanz näherte und ihn unter heftiges Feuer nahm, wie mir das Ausblitzen der Schüsse aus seinem Maschinengewehr verriet. Gleich darauf fing das italienische Flugzeug stark zu rauchen an und ging plötzlich, in horizontaler Lage durchfallend, in die Tiefe. Es war also offenbar kein beabsichtigter Sturzflug des Gegners, sondern ein mehr oder weniger heftiger Absturz, bei dem die Flugmaschine den Anschein der Führerlosgigkeit erweckte.“

Die Schilderungen der beiden Flieger wurden durch eine Meldung des Artilleriekommandanten bestätigt, wonach zur selben Stunde ein italienischer Flugapparat vom Typ Farman abstürzte, sogleich unter heftiges Artilleriefeuer genommen und zerstört wurde.

Görz im Kampfbereich.

Von Dr. Josef Dominik (Marburg).

„Görz in Trümmern!“ Die liebliche Stadt „Der Gärten und des — Staubes“ soll dafür büßen, daß unsere heldenhafte Südwestwacht nicht wankt und nicht weicht? So soll die irredenta Gorizia ihre „Erlöser“ kennen lernen!

Laß die Heerführer im Etape Cadornas im Angesicht dieser Stadt, deren Name für die Mazzinianer und ihre Verwandten ein Programm bedeutete und deren Besitz im vordrin mit Schmutzeln als gesichert angenommen wurde, von Grimm erfaßt wurden, der sich zu ohnmächtiger Wut steigerte, ist von ihrem Standpunkte begreiflich. Denn gerade von den Stellungen unserer Feinde aus nimmt sich Görz unwiderstehlich reizend aus, noch reizender, als es wirklich ist, und so nahe hebt es sich aus der Ebene empor und lehnt sich, scheinbar, an den Hintergrund des Hugel- und Berglandes! Nahe, nur zum Greifen, und doch so weit — nicht zum Erreichen! Corpo di... daruna mit den Granaten darauf los, die erreichen es!... So entstand die Gorizia redenta: erst für

uns, biegend in den Trümmern den frischen Keim eines ganz neuen Lebens, harrend der äußeren und inneren Wiedergeburt zu jener Zeit, da es von einer Millionenstadt aus der Taufe gehoben werden soll, wie die Kunde geht: von Berlin....

Wo liegen denn die feindlichen italienischen Truppen? Alle in nächster Nähe der Stadt. Dort gegen Westen zu, wo die Görzer Besucher den berühmten Sonnenuntergang bewundern, im fruchtbaren Boden der friaulischen Ebene haben die Italiener ihre Schützengräben gezogen, ihre Häufigen maskiert; sobald nur einer den Kopf erhebt, um nach den Österreichern zu spähen, da sucht er den Schloßberg von Görz, die Kuppe ganz bedeckt vom alten Kastell, und an den Schloßberg gedrückt, dann nach abwärts, in Bäumen sich versteckend, Gruppen von Häusern, links daneben einen langgestreckten Berggraben mit dem weitausläufigen Gebäude des Franziskanerklosters Rosanjevica. Das ganze Bild hebt sich scharf ab vom dunklen Hintergrund des damit in der Farbe zusammenfließenden, steilen, jedoch in ruhigen Linien verlaufenden Abhanges des Lernovener Waldes im Osten. Tag für Tag der gleiche Anblick und die gleiche unerfüllbare Aussicht: „Gorizia irredenta!“ — An der Nordwestecke der Bergfläche von Dobrodo (Dobersdorf) liegt Gradiska; vom Rande dieser Fläche überblickt der reichitalienische Soldat die Stadt Görz, namentlich deren südlichen Teil, mit den Vororten St. Andrä und St. Peter, wie durch das Schaufenster eines Panoptikums; wagt er sich jedoch nur einige Schritte vor, sausen schon Geschosse auf ihn nieder. Woher? Ja, wenn er das wüßte!

„Gorizia irredenta!“ Er schleicht in seinen Schutzwinkel zurück. Corpo di... Und wir lesen einen Tag nachher die Kunde, daß in Görz ein größeres Gebäude im südlichen Viertel, in der Petersgasse oder dortmo, von italienischen Granaten getroffen wurde, mag es nun ein Teil des Irrenhauses sein oder eine Kaserne, Kirche oder ein Privathaus.

Auch von den Anhöhen des Hügellandes, das sich nördlich der Bahnstrecke Görz-Cornons in buntem Wechsel von Tal und Berg bis zum grünen Arn hinaufzieht, blicken raubgierige Feindeaugen über das fast zu ihren Füßen ausgebreitete Görz hinab; ihr Blick ruht darauf, wenn die Morgensonne die hingelagerte Stadt aus deren Schlaf läßt, ruht darauf, wenn sie sich in der Mittagssonne wärmt und wenn sie strahlend der Abendmantel umhüllt. Wie nervenzerrüttend muß diese stets sichtbare, nie erreichbare Schönheit auf den erregbaren reichitalienischen Soldaten wirken... Viktor Emanuel soll vom Kirchurm in Aquileia sehnsüchtig auf das Amphitheater von Triest hingeblickt, man möchte sagen, hingelauscht haben; der italienische Feldjäger vermischte auf den Anhöhen hinter Podgora tatsächlich das Rollen der Wagen in der holzigen Morelligasse aus Görz hören, er glaubt, Offiziere zu sehen, die, eine Gefechtspause benützend, in die Stadt eilen und auf einem Sofa des Kaffeehauses Korso rasch die „letzten Nachrichten“ von der Welt draußen durchfliegen. „Gorizia irredenta“... Da sucht irgendjemand dort bei Lucinico (Dornitz) oder wo anders: ein Säusen und Tosen, ein Krach — und die letzten Spiegelscheiben des Kaffeehauses Korso gehen in Splitter. Der lesende Offizier blüht nicht einmal von seiner Zeitung auf; „schöne dich, Kanonier!“ murmelt er. —

Görz wurde seit dem Ausbruch des Krieges mit Italien eigentlich immerfort beschossen, jedoch mit voller Zielbewußtheit erst während und nach dem letzten großen Durchbruchversuch der Italiener; noch am 6. Dezember meldet der Kriegsbericht unseres Generalstabes: „Die Stadt Görz und der anschließende Ort St. Peter wurden aus allen Kalibern beschossen.“ Die ersten Granaten und Schrapnells fielen in die Stadt schon im Mai; das echte Görzer Volk schien sie freilich nicht ganz ernst zu nehmen, denn die liebe Straßengugend raufte sich um die Sprengstücke und — verkaufte sie noch warm an die Vorbeiwandelnden! Das ist eine Tatsache, die die ortsansässige Bevölkerung so recht kennzeichnet; die Leute harren aus und pakteten ihre Lebensverhältnisse der neuen Lage an, ohne sich durch deren Schrecken beirren zu lassen. Freilich: als auf der Gasse die ersten Kinder zerrissen wurden, da wurde das Straßenleben eingeschränkt, zum großen Leidwesen der maderen Gassenjungen, deren ganzes Leben sich sonst auf der Gasse vollzog, dieser Jungen, die bei 40 Grad Hitze und etlichen Grad unter Null in stets gleicher Weise bekleidet, d. h. unbekleidet sind. — Die letzten, systematischen Beschörungen waren schließlich auch der sorglosen Jugend zu arg; Sprengstücke der Granaten gab es zuviele, niemand kann wissen, ob nicht Blut daran floss, und Käufer kann es hierfür keine geben, seitdem jedermann in Gefahr schwärzt, den Kauf — mit dem Leben zu bezahlen.... Vor einigen Tagen zeigte dem Schreiber dieser Zeilen ein Görzer

Bürger ein fauſtgroßes Sprengſtück, das ihn gerade noch geſtreift hatte, bevor es ſich in eine Mauer elagte.

Liegt Görz wirklich völlig in Trümmern? Bei den vielen Berichten, die ſeit drei Wochen von den Zeitungen veröffentlicht wurden, tritt folgende ganz überaſchende, um nicht zu ſagen erſtaunliche Taſſache zutage: Die auswärtigen Beſucher und die Bericht-erſtatter ſprechen von einer gänzlich zertrümmerten Stadt; die Berichte der Einheimiſchen, namentlich von ſolchen, die ſeit dem Kriegsbeginn in der Stadt ausgeharrt haben, klingen viel beruhigender. Haben die erſteren etwa übertrieben? Weit geſch! Aber das Auge des vorüberziehenden Beſuchers iſt an das Schreckliche nicht ſo gewöhnt, wie das des Görzer, der alle Tage im Donner und im Bereich der Geſchütze verbringt. Welch heldenhafte Widerſtandskraft! Wenn der fremde Beſucher die Straßen von Granaten durchwühlt, bei einem Hauſe die Wände bloßgelegt, das Dach zerriffen, die Zugänge verſchüttet ſieht, wie ſollte er da nicht von „Trümmern“ reden! Hören wir aber, was uns ein Auſſäſſiger, der, wie ſo viele andere, keinen Tag von ſeinem Poſten gewichen iſt, über die letzte ſchwere Beſchießung unter dem 30. November ſchreibt: „Die Stirnſeite unſeres Dyzums iſt von Granaten ganz durchlöchert und teilweise demoliert. In unſerer Waſſe ſpielen fünf große 28-Zentimeter-Granaten. Am 19. November wurde eine unſerer Dödenſnowgimnen, die ſich gerade in den ebenenrigen Räumlichkeiten des Mittelgebäudes befand, von den Schütern einer auf der Waſſe geplatzten Granate tödlich getroffen und ſtarb eine Stunde ſpäter; die im Dyzalgebäude vom Hof in die Stadterſte führende Treppe iſt zuſammengedrückt. Faſt alle Straßen der Stadt ſind bedeckt mit Haufen von Steinen, Sand und Ziegeln, dem Trümmerverwüſteter Häuſer. Man ſieht deutlich das Ziel dieſes Krieges: dem Feinde alles zu zerſtören, was ihm irgendwie zum Nutzen ſein könnte. Dennoch haben die Zeitungen um mindestens 80 Prozent übertrieben, als ſie von den ſchrecklichen Ereigniſſen berichteten. Wir ſtammen! Coſehr war das Auge des täglichen Beſchauers an das Schreckliche gewöhnt, daß es nur 20 Prozent davon gelten läßt: wenn fünf ſchwere Granaten vor dem Hauſe platzten, das Mauerwerk zerriſſen, eine Stiege eingedrückt iſt, ein Mädchen von der Gaſſe aus eine gräßliche Todeswunde erlitt, ſo ſind das erſt 20 Prozent des Schreckens! Wir müßte es denn ſein, daß man von 50 Prozent, 80 Prozent reden dürfte! Nichts zeugt mit erſchreckenderer Deutlichkeit von dem wirklichen Grauel der Verwüſtung, als das Gewöhnen an das Auge, das noch nicht das Ärgſte ſei!

Um das barbariſche Beſchießen einer wehrloſen, an und für ſich gar nicht bedeutenden Stadt zunächſt einigermaßen begreiflich, wenn auch nie gerechtfertigt oder berechtigt zu finden, vergegenwärtigen wir uns die Lage der Stadt. Sie liegt an der Einmündung des Wippachtales in die friuliſche Ebene; die eigentliche (innere) Stadt etwa zehn Minuten vom Sponzo entfernt. Zwiſchen Stadt und Fluß breitet ſich noch viel unverbauter Acker- und Wieſenland aus; einige Straßenzüge ſind auch gegen den Sponzo gerichtet; die ſüdlicheren enden am Fluß bei einem Steg (nur für Fußgänger), der nach Podgora führt, die nördlicheren enden bei der hölzernen Sponzobrücke, die Görz mit Perma verbindet und — am rechten Ufer — auf dieſem Umwege auch die Wagenverbindung zwiſchen

Görz und Podgora herſtellt. Podgora, Perma ſind die durch die ſchweren Kämpfe für alle Zeiten berühmt gewordenen Orte, die ſomit in unmittelbarer Nähe der Stadt, ja faſt vor ihren Toren liegen, indem ſtreng genommen nur der Fluß die Stadt von den Feinden trennt. Die eigentliche Verteidigungslinie geht allerdings nicht durch die genannten Orte ſelbſt, ſondern über den Rand des dahinter ſich zu geringen Höhen erhebenden fruchtbaren, von den wäſſerigen „Brici“ bewohnten Hügellandes (Brida, ital. Cogli), beginnend bei dem zu Podgora gehörigen, jedem Görzer Spaziergänger bekannten Kilonarienberg, und von da, im großen ganzen die nördliche Richtung einhaltend, bis zum Sponzoknie bei der Eiſenbahnstation Plava, dem zu Beginn der Kämpfe viel genannten Angriffspunkt der Italiener.

Bei ſolcher Nähe der Kampfſront war wohl im vorhinein anzunehmen, daß die Stadt werde ſowohl in Mitleidenſchaft gezogen werden, ſei es durch Überſchießen des Feindes, durch verirrte Geſchütze, ſowie durch Annahme von Truppentonzentrierungen oder Beſetzungen im Bereiche der Stadt; das planmäßige Beſchießen von Gebäuden und Plätzen jedoch, die in keiner Weiſe Kriegszwecken dienen können, findet ſeine Erklärung nur in barbařiſcher Wut und bewußter Zerküſtungsſucht eines zur Ohnmacht verurteilten, in der Siegesüberſicht fürchtbar entſetzten Gegners.

es bald nach Ausbruch des Krieges hieß, in die erzbüſchöfliche Reſidenz und in deren Garten ſeien Granaten gefallen, ſo nahmen die Kenner der Stadt an, es ſei auf das Görzer Kaſtell (ſeit Jahren Kaſerne) abgeſehen geweſen; der genannte Garten dehne ſich ja bis unter die Mauern des Kaſtells aus und liege wie die, übrigens ſehr beſcheidene, einſtöckige Reſidenz in der Schußrichtung von Podgora und dem Sponzo her. Also zu kurz geſchossen? Ähnlich ſuchte man ſich hier in der benachbarten Herrengaffe (vor dem Kriege nannten die Straßentaſeln die Gaſſe nach einem italieniſchen Dichter, jedoch — nur die Straßentaſeln!) niedergegangenen Treffer zu erklären, während man annahm, daß die am Hauptplatz getroffenen Gebäude, darunter die Bezirkshauptmannſchaft und namentlich die Ignatiuskirche, dafür büßen mußten, daß ſich, unmittelbar an dieſe Kirche angebaut, ebenfalls eine Kaſerne (die „Trabiſkaſerne“, benannt nach „Trabnik“, ſlovo. Wiſe, dem im Volksmunde noch erhaltenen alten Namen der Piazza grande) befindet. Als jedoch jedes einigermaßen bedeutende Gebäude, woran Görz arm genug iſt, mit ſchweren Granaten beſchossen wurde, ſo die Domkirche, das Kapuzinerkloſter, das Urſulinenkloſter, das Taubſtummeninſtitut, der Ergowſki Dom, einige alte „Palazzi“, ſogar das armſelige Viertel der Pizenta (hier gibt es keine „Paläſte“, wie einige Zeitungen berichteten), mit der dortigen kleinen, ärmlichen Pfarrkirche, ja auch Krankenhäuſer — da gab und gibt es keine Erklärung und Entſchuldigung!

Barbarei kann nicht erklärt und entſchuldigt, ſie muß verſtigt werden. Görz wird aus den Trümmern zu neuem Leben erſtehen; es wird aber vorher der ſeit einigen Jahren zu nahen feindlichen Grenze — oder die Grenze ihm? — weiter entrückt werden müſſen.

ADLER, Max

ARBEITERZEITUNG

Nr.:

TAG: 25. 12. 1915

Gottesgericht.

Von Max Adler.

Es gibt Verteidiger des Krieges, die immer wieder uns ermahnen, doch über seine Schrecknisse und Zerstörungen nicht das Gute zu übersehen, das er auch schaffe. Aber wir wollen heute gar nicht fragen, ob dieses Gute nicht allzu teuer um den Blutpreis des Krieges erkauft sei, selbst wenn es gar nicht anders als um diesen Preis zu haben wäre. Vielmehr scheint es wichtiger, einmal darauf aufmerksam zu machen, daß die sehr begreifliche Gebautheit des Blickes auf Gesicht des Meeres von Blut und Trauer, in welches der Krieg die europäischen Völker täglich mehr versenkt, uns von der Erkenntnis einer noch viel größeren Zerstörung ablenkt, die wir an den Helatomben von Leichen und an den Ruinen zerstörter Wohnstätten und Arbeitsplätze jammernd empfinden. Denn so viel unersehliches Leben auch dahingesunken ist, um allen Sinn und Wert seines Daseins gebracht, so viel Glück auch damit für immer aus zahllosen kleinen menschlichen Lebensgemeinschaften geschwunden ist, sie beraubend um Glück und Schönheit ihrer ferneren Lebensgestaltung — schon pulsiert in der heranwachsenden Generation ein neues kraftvolles Leben, die Lücken auszufüllen, die der Tod jedenfalls, nur nicht so vorzeitig, hätte schaffen müssen. Und die niedergebrannten Wohnhäuser, die zerstörten Fabriken, sie werden wieder erstehen, schöner vielleicht und besser ausgestattet als je zuvor. Was aber nicht so bald aufgebaut werden kann, was sich nicht gleichsam organisch erneuern und mit jeder Jugend frisch in die Salme schießen kann, das ist der durch diesen Krieg grausam zerstörte, stolze und selbstbewußte Glaube an die Macht der Ideen, der Höhengedanke einer geistigen Kultur, dem unser Zeitalter so begeistert angehangen hatte, bis er schmählich unter den brutalen Faustschlägen des Krieges ins Nichts zerfiel. Denn wird nicht gerade die junge Generation heranwachsen unter dem zerschmetternden Eindruck, daß alle die hohen Ideen, zu denen sich unsere Zeit bereits in steter Annäherung wählte, zwar noch der Länge des Weges sich bemüht, aber doch keine Verirrung mehr befürchtend — daß sich alle diese Ideen von einer immer größeren Herrschaft der Vernunft, von einer immer wachsenden Versittlichung unseres Lebens, von Menschlichkeit und internationaler Verbrüderung als ihren Folgen als ebenso viele Arten des Selbstbetruges und der wortreichen Ohnmacht erwiesen haben? Die Ideale sind wieder einmal zum Spott geworden, an denen jeder Gassenjunge seinen kümmerlichen Witz üben darf und sich damit sogar als der realpolitisch überlegene Kopf erweisen kann gegenüber dem armen Träumer, der Vernunft und Sittlichkeit als wirkende Geistesmächte überhaupt noch sich auszusprechen getraut. Und diese furchtbare Verwüstung einer Wohnstätte, in der alle Menschen heimisch sind, ihres Geisteslebens, sie ist um so schrecklicher, weil sie auch die Kräfte vernichtet, mit denen ein Wiederaufbau möglich wäre. Denn sie läßt es sich nicht genug sein, all dem, was bisher den Menschen als höchstes Ziel ihres kulturellen Aufstieges vorgehalten wurde, zuwiderzuhandeln; sie sucht im Gegenteil daraus durch eine furchtbare Verfälschung des Gefühls und des Urteils sogar den rechten Sinn und

eigentlichen Wert des Ideals zu prägen und schreit nicht davor zurück, ihre früheren Ideale zu Bügen und Verwirren zu stempeln. So bekommen wir es jetzt alle Tage zu hören, daß die Menschenliebe eine bloße Abstraktion sei, die vor der Realität der Liebe zum eigenen Volke verfallen müsse, daß die Sittlichkeit eigentlich nur Schwachheit sei, wenn sie den blutigen Notwendigkeiten des Krieges ihre Anerkennung versage, und daß aller Menschheitsgedanke, der nicht Raum lasse für die Zerstörung der Völker, alles eigentümlichen Heroismus bar sei, durch den allein die Menschheitsentwicklung zustande komme.

Philosophie und Ethik haben gewaltig „umzu-
lernen“, um die Stätte, an der einmal die vom Kriege verstrengten Menschheits- und Freiheitsideen wohnten, auch nur für die neuen Mieter des Nationalismus und der Staatsanbetung halbwegs befriedigend aus-
zustatten, eine Aufgabe, der sich Philosophie und Ethik allerdings überall mit einem nur zu bedenken-
losen Eifer hingegeben haben. Ist es zu verwundern, daß dieser Verwüstung auch die dritte große Geistes-
macht nicht entgangen ist, welche die Pflege der höchsten geistigen Güter stets als ihre eigenste Auf-
gabe angesehen hat, die Religion?

Nichts ist bezeichnender dafür, als daß die von tiefem religiösen Gefühl durchströmten und von flammender sittlicher Empörung getragenen wiederholten Aufrufe des geistlichen Oberhauptes der Christenheit, die Ansprachen Papst Benedikts XV., so gänzlich wirkungslos geblieben sind. Die Klage über den Verlust der weltlichen Macht der Kirche will in kirchlichen Kreisen nicht verstummen; aber verfügt sie nicht über die ungleich gewaltigere geistige Macht der Religion, als deren Dolmetsch sie von zahllosen Kanzeln in allen Ländern direkt zu Herz und Gemüt der trostbedürftigen Menschheit spricht? Welches mächtigeres Schwert könnte gezogen werden als das des Gotteswortes, das alle gläubigen Seelen, welcher Sprache und welcher Nation immer sie angehören mögen, herauszuhauen mußte aus der gegenseitigen kriegerischen Bedrängnis wie aus einer sündhaften Verirrung, indem es sie zusammenführt in die lichte Erkenntnis einer durch die Religion aufs sicherste innerlich geeinten Menschheit! Aber wo haben wir es erlebt, daß das Gebet des Papstes, mit dem er immer wieder die Hände flehend zum barmherzigen Gott erhebt, um ihn von ganzem Herzen zu beschwören, mit seiner Macht diesem blutigen Konflikt nunmehr ein Ziel zu setzen, auch wirklich zu einem immer wieder, Tag für Tag stärker einsetzenden Seelensturm der Gläubigen geworden wäre, ihnen zur Pflicht gemacht durch die Priester, und zwar in der Front ebenso wie im Hinterland, auf den untersten Stufen der Christenheit ebenso wie auf ihren Höhen? Nichts von alledem! Ist doch jener Aufschrei des Papstes, um des Friedens willen Zugeständnisse zu machen, auch wenn sie Opfer kosten, um nicht vor Gott und den Menschen die ungeheure Verantwortung der Fortsetzung der beispiellosen Missetaten tragen zu müssen, sogar einer Widerwilligkeit, ihn anzuhören, ja direktem Widerspruch begegnet. Das kann nur den überraschen — aber hat es überhaupt jemanden überrascht? —, der das allgemeine Umlernen, das sich auch auf die religiösen Bearbeiter erstreckt, nicht so geisteswillig mit-

machen konnte wie besonders die geistigen Führer der Zeit.

Es wird gut sein, gegenüber dem landläufigen Einwand, daß nur volks- und religionsfremde Gesinnung auch die Religion in den Strudel der Kriegspychose verfangen sieht, statt, wie es zumeist geschieht, ihre Verinnerlichung durch den Krieg zu preisen, sich noch auf ein anderes Zeugnis als das des Papstes zu berufen, nämlich auf das W. Försters, dem niemand den Sinn für völkisches und religiöses Interesse wird absprechen dürfen. Er äußert sich folgendermaßen über die „Modernisten des Kriegsrausches“, wie er die religiösen Eiferer für den Krieg treffend nennt: „Leider muß es gesagt werden, daß viele gläubige Christen in dieser Frage eine ganz unbegreifliche und mit dem Geiste ihres Bekenntnisses gänzlich unvereinbare Stellung eingenommen haben... Sie haben in einer Weise von der Wirkung des Krieges auf Religion und Charakter geredet, daß man sich gestehen mußte: nun, wenn das so ist, dann mag der Krieg zwar ein materielles Uebel sein, aber er ist dann doch der eigentliche Bringer des idealen Lebens... und die richtige Konsequenz wäre denn doch, an Stelle der Liebe, die das Evangelium verkündet hat, den großen Pädagogen „Krieg“ ununterbrochen auf die Menschheit loszulassen... Es wird aber jetzt allgemach Zeit, daß wir wieder zur **Ber-nunft** kommen. Viele Christen haben es anscheinend ganz aus ihrem christlichen Gewissen verloren, daß dieser Weltkrieg eine ungeheure Blutschuld der Menschheit ist, für die jeder zur Rechenschaft gezogen werden wird, der irgendwie an ihr beteiligt ist. Uns ist durch das Leben und Leiden Christi die Liebe des Menschen zum Menschen, der Kampf mit unseren feindseligen Leidenschaften und Instinkten als der einzig mögliche Weg zu Gott und zur Rettung unserer Seele offenbart worden: **Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet; dies ist mein Gebot, daß ihr einander liebet; dies gebiete ich euch, daß ihr einander liebet.**“ Es heißt nun doch wirklich mit dem Heiligsten freventlich spielen, wenn man es so hinstellt, als gelte diese Offenbarung nicht auch als Forderung, Maßstab und Gericht für den Umgang der Völker. Als ob sich das Leben und Tun der Völker außerhalb der Einzelseele abspielte!... Nur wenn wir die **Schuld** des Krieges bis ins Mark unserer Seele empfinden und für unsere leiste Mitgeschuld erheben... nur wenn wir in diesem Sinne unsere Seele ganz reinigen, von allem Kriegsjubel, allem Kriegsrausch, aller verstoßenen Liebe zum Kriege, nur wenn wir ganz schlicht im Geiste des Notwehrkrieges bleiben — nur dann können wir in unserem Kriege und nach unserem Kriege mit den höchsten sittlichen Mächten verbunden bleiben und ihres Segens teilhaftig werden.“ („Die deutsche Jugend und der Weltkrieg.“)

Das freventliche Spiel mit dem Heiligsten, von dem Förster hier spricht, ist wirklich getrieben worden, und es fügt sich nur harmonisch ein in das System der Umdeutung und Entgeistigung aller tragenden Ideen unserer Kultur, durch welche sich allein ihr ideeller Zusammenbruch vor dem Bewußtsein der Zeit in einen Seelenaufschwung umlügen ließ. Da alle religiöse Rechtfertigung des Krieges doch rettungslos an dem christlichen Gebot der Nächstenliebe, ja der Feindesliebe

scheitern mußte, so galt es, diese wirklichen Himmelslichter so herunterzuschrauben, bis ihre nur noch schwelende Flamme gerade genügte, um die Nächstenliebe als eine Lokomotive des Völkerrausches zu heizen. Unter dem Vorwand, daß eine allgemeine Menschenliebe sogar ein Widerspruch zur christlichen Nächstenliebe wäre, weil sie im Wege stünde, seinem wirklichen Nächsten, dem Volksgenossen, auf Kosten des Fremden werktätige Hilfe angedeihen zu lassen, verwandelte sich nun die Liebe aus einer die Welt befriedenden Gesinnung in ein bloßes Mittel der Stärkung einer Kriegsorganisation der sich feindlich abgrenzenden Staaten. Nur als solche lautere Liebesgemeinschaften, als welche sie sich freilich im Burgfrieden offenbarten, fielen sie sich aus lauter Wahrung der nationalen Nächstenliebe gegenseitig feindlich an. Und das Gebot der Feindesliebe, das auch dann noch als christliches Ideal übrig blieb, selbst wenn man unter dem Nächsten auf gut alttestamentarische Art — die jetzt aber als neue völkische Hochstimme gepriesen wurde — nur den Volksgenossen verstand, wurde jetzt direkt als eine bloße Ueberspannung abgelehnt und an lächerlichen angeblichen Konsequenzen verdächtig gemacht. Sollen wir, so fragt man, bloß um unsere Feinde zu lieben, uns alles Unrecht geschehen lassen, jede Vergewaltigung und Uebelthat geduldig hinnehmen und so schließlich geradezu Schurkerei und Verbrechen triumphieren lassen? Es fehlt also ganz und gar der Sinn für jene religiöse Steigerung des christlichen Liebesgedankens, die in der Forderung der Feindesliebe den idealsten Ausdruck jener Einheit alles Menschentums gefunden hat, das als Gotteskindschaft alle Entzweiung und Lasterhaftigkeit überwinden kann. Die religiöse Erhebung des Menschen soll eben das, was im gewöhnlichen Leben als unmöglich gilt, möglich machen. Darum ist ja der Gläubige ein Wiedergeborener, ein Erlöster, weil er durch seinen Glauben eine Kraft gewinnt, das Gute zu tun und das Böse zu erringen, die den im Weltgetriebe und seinen Möglichkeiten unselig Verstrickten ewig ein Mysterium bleiben wird. In der Verkennung des idealen Richtungsmaßes, das die christliche Forderung der Feindesliebe gerade gegenüber den Unmöglichkeiten ihrer geschichtlich-politischen Bewährung bedeutet, in der sofortigen Bereitwilligkeit, sie deshalb fallen zu lassen, statt ihre Unersfüllbarkeit als eine unerträgliche Unvollkommenheit des Weltzustandes zu empfinden, über den gerade ein religiöses Gemüt nicht hinwegkommen kann — darin offenbart sich eine utilitaristische Entwertung aller Religion und vor allem des Christentums, die nur aus dem Nutzen zu begreifen ist, den Nationalismus und Militarismus von ihr haben.

Ist so erst die christliche Liebe zu einem Kriegsmittel selbst geworden, so kann es niemanden verwundern, wenn man neuerdings den Krieg selbst zu einem Gottesmittel, zu einem Gottesgericht ausgerufen hat. Freilich geschieht das meistens nur dort, wo man sich dem Siege bereits nahe fühlt. Was für eine gedankenlose Vorstellung von einer göttlichen Gerichtsbarkeit sich in einer solchen Auffassung bloßstellt, die als gerechtfertigt jenes Volk hervorgehen läßt, das am meisten und erfolgreichsten Vernichtung und Tod verbreitet hat, sei nur angedeutet. Für ein wirklich religiöses Empfinden ist eine solche Anschauung reinste Blasphemie. Ihm kann nicht der Krieg ein Gottesgericht sein, wohl aber die Religion ein Gottesgericht über den Krieg. Wäre echte Religion ebenso lebendig

ult und Lippenglaube, nie
des Gottesgerichtes seine
en. Denn hätte der
igion lebendig machen
h ist, wie daß aus ge
als Wahn hervorgehe,
s eine bloße todesfürchtige
äre aus der neuentsachten
ines Gottesgerichtes des
Güter der Menschenseele
r alle Menschen zusammen-
stob gebrochen hätte über
nd den Menschen gesichert
er Seelen Heil verlangen